

4 454

Gustaf J. Steffen

Streifzüge durch Großbritannien





Streifzüge

durch

Großbritannien.





85474

Streifzüge durch Großbritannien.

Schilderungen und Beobachtungen

aus Stadt und Land

von

Gustaf F. Steffen.

Aus dem Schwedischen von Dr. Oskar Reyher.

Je ne blâme ni n'approuve, j'observe.

Henry Beyle.



Stuttgart

Hobbing & Böhle

1896.

Majszewski
H. Byrd

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55

tel. 22 69-78-773



Va5165608



4454

Vorwort.

Jedes Schriftstellers erste Pflicht ist es zweifellos, aufrichtig zu sein, aufrichtig gegen sich selbst, wie gegen den geneigten, und mehr noch, den ungeneigten Leser. War man bei Abfassung eines Buches auf der Jagd nach einer dunkeln Frage, hatte man neben den niedergeschriebnen Gedanken noch irgendwelche Hintergedanken, so erscheint es mir als eine Forderung der Ehrlichkeit, dem Leser schon im Vorworte in dieser Hinsicht eine Warnung zugehen zu lassen. Schuldigt der Leser freilich der übeln Gewohnheit, das Vorwort zu „überspringen“ — nun, so hat er sich die Folgen davon selbst zuzuschreiben.

Beim Anfang meiner Rundreise durch die englischen Industriebezirke fühlte ich mich so unparteiisch, wie Einer, der sich eine reichhaltige Sammlung einander widersprechender Parteianschauungen über die betreffenden Erscheinungen durch Lektüre, Beobachtung und Zwiegespräch erworben hat; bei Beendigung der Reise aber war meine schöne Sammlung von Ideen über das industrielle England nicht nur bereichert durch eine Menge neuer „Für“ und „Wider“, sondern es hatten auch alle die alten halbvergessnen Anschauungen frisches Leben bekommen und trieben mit den neuen Ankömmlingen in meinem armen Kopfe einen tollen Spuk. Es ging darin lebhaft, wiewohl nicht harmonisch zu; . . . doch wann wären Leben und Harmonie einunddaselbe?

Als ich nach der Rückkehr die Feder ergriff, um zu schreiben, d. h. um diese ganz zeitgemäße Kabalitik von Gedanken in die Form einer harmlosen industriellen und malerischen Reiseschilderung zu bringen, ereignete sich

etwas Merkwürdiges, über dessen richtige Bedeutung ich noch heute grüble. Das Kampfgetöse versank mehr und mehr in die Tiefe meiner Seele und bildete da den Grundton einer mir ganz neuen Melodie, die sich unbemerkt aus dem Chaos entwickelt und aus eigener Macht in dem unharmonischen Konzerte zum Leitmotiv emporgeschwungen hatte. Ich ertappte mich dabei, daß ich anfing, alle meine Reize berührenden Thatsachen und alle Sonderanschauungen über solche nach der Formel zu prüfen: Welchen Wert hat überhaupt die Großindustrie für das Kulturleben?

Von der kulturhistorischen Forschung ist es ja allgemein anerkannt, daß das kulturelle Menschenleben, die Veredlung des Menschengeschlechts, eine — wenn auch zweideutige und schwerfaßliche — Erscheinung bildet, die auf unsrer lieben Erdkugel schon beträchtlich älter ist als die moderne Großindustrie. Ja, vielleicht ist es nicht zu kühn zu behaupten, daß die Großindustrie bisher nur eine Lokalererscheinung in England und noch einigen andern Ländern gewesen ist, die noch lange nicht die ganze Erdoberfläche einnehmen.

Very well! Es scheint also nicht vermessen, daß man das Menschenleben als ein Ding — ein für uns arme Erdenwanderer sehr wichtiges Ding — und die moderne Großindustrie als ein andres Ding betrachtet, als ein von dem ersten ungeschlossenes geringeres, als ein mehr kurzlebiges, mehr lokales Ding, das eigentlich mehr die Engländer, als das gesamte Menschengeschlecht angeht. Hieraus ergibt sich der mögliche Fall, daß eine nicht englisch geborne oder anderswie anglißierte und der modernen Großindustrie mit Haut und Haar verkaufte Seele die hundertjährige englische Großindustrie und das vieltausendjährige menschliche Kulturleben gegen einander abzuwägen sich vornimmt. Für eine in jener Weise konstruierte Seele muß die vorher erwähnte Frage offenbar irgendeinen Sinn haben. Allerdings irgendeinen, doch welchen? Darüber dürften die Ansichten zur Zeit geteilt sein und es auch noch ferner bleiben. Mir genügt es zunächst, daß überhaupt ein Sinn darin liegt, nach dem Kulturwerte des modernen Großindustriebetriebs zu fragen. Der Zweck, die Bedeutung mag dann selbst für sich einsehen.

Das erscheint recht bedenklich! Es könnte ja vorkommen, daß eine Schilderung mit solch nebelhaftem Hintergedanken den Zug von Objektivität oder Unparteilichkeit einbüßte, der in unsern Tagen so besonders geschätzt wird. Gewiß ist das möglich, und der Leser hat hiermit die Warnung bekommen, die ich ihm schuldig bin.

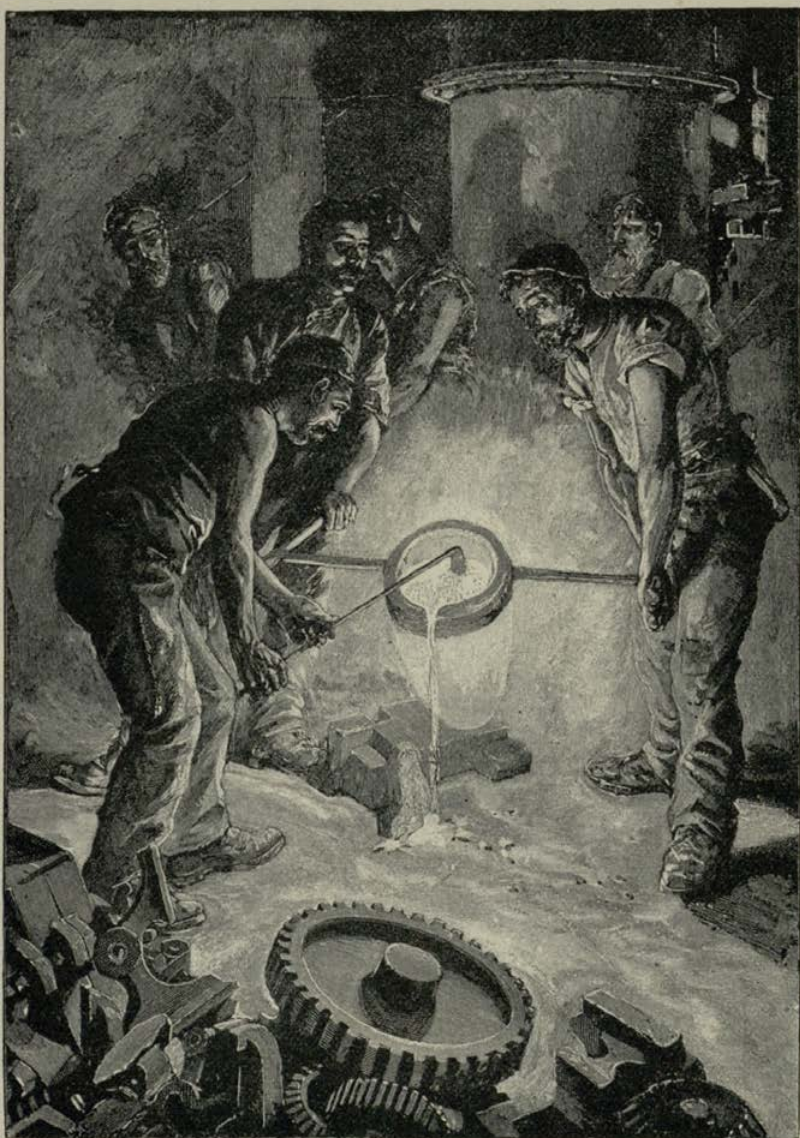
Auf der andern Seite ist es jedoch eine allgemeine Erfahrung, daß man durch Stellungnahme auf einem entfernten oder hochgelegnen Punkte zumeist eine richtigere Anschauung von dem Charakter einer Landschaft gewinnt, als wenn man sich mitten in einem Walde verloren oder in einer Schlucht befindet. Gegenüber dem Industriebetriebe des modernen England bildet ein allgemeiner Kultur Gesichtspunkt einen solchen hochgelegnen Beobachtungspunkt. Das Bestreben aber, sich auf diese Weise von der möglichst innigen Berührung mit seinem Untersuchungsobjekte zurückzuziehen, verrät schon an sich eine Art Parteilichkeit . . . wird man mit Recht einwenden. Gewiß; doch in diesem Falle handelt es sich um die Parteinahme für das Kulturleben im allgemeinen gegenüber einer von dessen jüngsten und — geben wir es ohne weiteres zu — zweifelhaftesten Entwicklungsformen. Es wäre mein größter Ehrgeiz, mich einer starken Parteilichkeit für ein naturfrisches, saftkräftiges und zu unbegrenzten Zukunftshoffnungen berechtigendes Kulturleben rühmen zu können . . . für ein Kulturleben, das nicht die Gestalt eines gierigen Glücksjägers aufwiese, dessen Augen ebensowohl für die ferne Vergangenheit ebenso wie für die ferne Zukunft blind sind, und dessen ganzes Sinnen und Trachten nur dem Behagen des Augenblicks zugewendet ist, sondern für ein Kulturleben, das vielmehr alles auf gesundem, festem, geräumigem Grunde aufbaut und von dem stolzen Bewußtsein getragen wird, daß das, was jetzt unvollkommen und unbequem erscheint, deswegen so ist, weil man hier ein Riesenwerk für Jahrtausende errichtet, ein Werk also, das seine Zeit zum Reifen braucht. Wie viele Generationen unsrer frommen mittelalterlichen Vorfahren gingen dahin, würdiger Plätze für ihre religiösen Mysterien entbehrend, und zwar nur deshalb, weil sie gewaltige Heiligtümer für zahllose künftige Geschlechter erbauten?

Es wären also nicht die für die heutige Generation unbehaglichen Seiten des englischen Großindustriebetriebs — nicht einmal notwendigerweise z. B. der gesellschaftliche Klassenkampf, den dieser erzeugte und unterhält — wohl aber dessen für die Lebenstüchtigkeit der Rasse gefährliche Tendenzen, z. B. die Schwächung und Verdummung der Arbeiterklasse durch das ungesunde, einförmige und ideallose Fabrik- und Großstadtleben, was diesem Großindustriebetriebe einen negativen Wert für das Kulturleben aufzwingt. Das Leben mag ein Kampf, darf aber nie ein an sich ungesundes Leben sein, nie eine Verpestung der Lebensäfte, eine Vergeudung der Lebenslust, darf nie einen Bankrott der Lebenskraft und ähnliche andre, in den englischen Industriezentren vorkommende Degenerationserrscheinungen mit sich bringen.

Ich will in diesem Buche weder loben noch verurteilen, sondern nur beobachten; ich will aber unter den unzähligen widerspruchsvollen Einzelheiten, die mir das englische Gesellschaftsleben bot, die wesentlichen, d. h. die für ein Kulturleben mit gesunden Hoffnungen für die Zukunft wesentlichen Züge betrachten und ans Licht stellen.

Richmond, London, im Juni 1896.

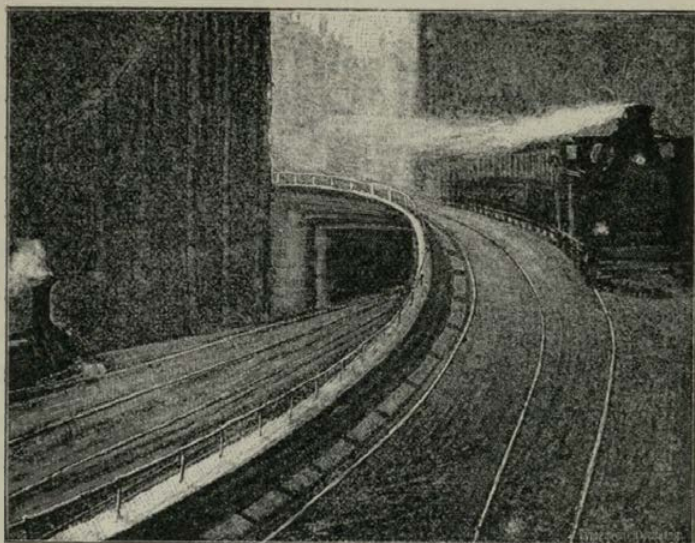
Gustaf F. Steffen.



Stahlgießerei.

I.

Zwischen Kathedralen
und
Eisenwerken.



Unter der Untergrund-Eisenbahn (London).

Erstes Kapitel.

Wie eine lang geplante Entdeckungsreise endlich zustande kam.

Auf Erden kann man sich auf recht verschiedenartige Weise ein böses Gewissen verschaffen . . . und je weitläufiger das Kulturleben wird, desto mehr steigert sich diese Möglichkeit. Ganz ähnlich wie Rebekka West in „Rosmersholm“ kann man infolge allzureichen Genusses der Früchte höherer geistiger Entwicklung sich Gewissensbisse über etwas zuziehen, was man sich früher mit gutem Gewissen erlaubte. Aber derartige Seelenschmerzen gedachte ich hier jedoch kein Bekenntnis abzulegen. Bei mir handelt es sich vielmehr um die ebenso moderne wie interessante Form von bösem Gewissen, die auf dem breiten und soliden Grunde der Unterlassungssünden ruht.

Ja, es waren Unterlassungssünden! Stelle dir vor, freundlicher Leser, du seist so unvorsichtig gewesen, dich in einem der großen Strom-

wirbel unfres Kulturlebens, z. B. in John Bulls vielgeliebtem London, mit der Absicht festhaft zu machen, Beobachtungen — natürlich mit größter Bescheidenheit — über charakteristische Verhältnisse deiner Umgebung zu machen. Als nächste „Beobachtung“ dürfte sich die Wahrnehmung in dein Bewußtsein einprägen, daß du das Vergnügen einer angestellten Unterfuchung stets mit dem Unbehagen bezahlen mußt, hunderte gleichzeitig lockende Gelegenheiten zu Studien zu versäumen. Dieser embarras de richesse, den wir der, an gewissen bevorzugten Punkten lawinenartig anwachsenden Zentralisation der Kulturkräfte verdanken, erweckt in uns also die Illusion von Unterlassungsfünden.

Was nun meine eigene geringe Person angeht, so verweilte ich volle sieben Jahre in London und sammelte einen großen Fonds von bösem Gewissen, England nicht gesehen zu haben . . . während ich von Monat zu Monat die Erfahrung wiederkäute, daß es doch unmöglich war, das Wichtigste, das sich allein in London zutrug, sehen zu können. Kam da eines schönen Tags ein weitgereister Freund aus einem andern großen Kulturstaate und belohnte meine bescheidne Gastfreundschaft mit der unschuldig hingeworfnen Frage, „ob ich nicht Lust hätte, einmal in England umherzufahren, um dieses zu sehen“. Von derselben Minute an war es mir klar, daß es mir nicht länger mit der für den Hausbedarf nötigen Selbstachtung zu leben möglich wäre, ohne „England gesehen zu haben“.

Mit dem leichten Anpassungsvermögen, das ja den modernen Kulturmenschen auszeichnen soll, veränderte ich einen früheren Plan zu einem idyllischen Sommeraufenthalt in Bougival an der Seine zu dem umfassenden Projekt einer Bligtour durch die englischen Industriebezirke mit kurzen Abstechern nach Kathedralstädten und Feudalburgen, sowie nach den Berglandschaften Schottlands und nach den Meeresbuchten Irlands. Nationalökonomie und Ästhetik sollten dabei die leitenden Gesichtspunkte sein . . . das war, wo es sich um Carlyles und Ruskins Heimat handelte, wohl selbstverständlich.

Beauty is only skin-deep, sagt der Engländer. Ich konnte also auf die eigene Autorität meines Beobachtungsobjekts hin annehmen, daß, „was

(in England) schön, auch auf der Oberfläche zu sehen“ sei, und die ästhetische Seite dieser Entdeckungsreise dadurch vereinfachen, daß ich mich auf meine Brille und auf . . . die Sternchen im Bädeler verließ.

Schlimmer stand es mit der Nationalökonomie. Sie sieht man nicht von außen. Mindestens geben die Außenseiten der Fabriken keinen verlässlichen Fingerzeig über die ökonomische und soziale Bedeutung dessen, was innerhalb ihrer Wände vorgeht. Hier galt es also, sich Zutritt zu den Fabriken, den Gruben, den Eisenwerken und mechanischen Werkstätten zu verschaffen. Das war aber in unsrer argwöhnischen Zeit der internationalen Konkurrenz und industriellen Spione keine so einfache Sache.

Bekanntlich verlangen die vorsichtigen Engländer, daß ein Fremder hierzu mit guten Empfehlungen versehen sein soll, wenn er auch weit weniger „figliche Zwecke“ verfolgt, als es bei mir der Fall war. Um in England in große industrielle Anlagen Einlaß zu finden, gilt es natürlich als erste Bedingung, die betreffenden ausschlaggebenden Personen zu überzeugen, daß man keinerlei kommerzielle Interessen verfolgt oder Verbindungen hat. *Is he in the trade?* lautet die stereotype Frage, womit jedes durch eine dritte Person übermittelte Gesuch um Zutritt zu einer Fabrik beantwortet wird. Es ist auch höchst wesentlich, einen Introducer zu haben, der persönliches Vertrauen genießt. Am besten muß es eine bekannte Persönlichkeit des betreffenden Ortes sein. In einer der Fabrikstädte des nördlichen oder mittleren England Zutritt zu industriellen Anlagen auch mit den zweifellosesten, beruhigendsten Empfehlungsschreiben von wohlbekannten und geachteten Personen in London zu suchen, gilt in John Bulls Augen als ein wenig passendes Experiment, das deshalb in neun Fällen von zehn zu mißglücken verurteilt ist. Ich habe mir z. B. die Aussicht, eine von Englands berühmtesten Glashütten zu sehen, einfach dadurch zerstört, daß ich, unüberlegt genug, beschloß, einen feinen Empfehlungsbrief von London statt eines bescheidneren lokalen vorzuweisen.

Es ist keine leere Redensart, die man an jedem englischen Fabrikthore angebracht sieht: *No admittance except on business*. Und dann muß man auch noch ein *business* haben, welches dem Besitzer paßt, sonst

wird man als Feind behandelt, und wäre man auch von des Inhabers eigenem Sohne empfohlen.

Es ist merkwürdig, wie viele psychologische Berührungspunkte Handel und Krieg mit einander haben. Zusammengezogene Augenbrauen, scharfer Tonfall und abweisende Redewendungen begegnen in dem gewaltigen industriellen Heerlager des nördlichen und mittleren England dem Fremdling überall. Zeigt er sich nachgiebig, so ist er verloren, d. h. er muß unverrichteter Sache heimkehren; versteht er dagegen im rechten Augenblick Beweise einer ungewöhnlichen Draufgeher-Taktik zu liefern, so hat er recht gute Aussicht, seinen Zweck zu erreichen.

Im Verlauf der kulturpsychologischen Entdeckungsreise, die ich im Nachfolgenden schildern will, stellte ich mich in einer alten, historisch bekannten Industrieanlage mit der Erwartung ein, hier einen besonders freundlichen Empfang zu finden. Dagegen wurde ich von der Portierstube bis zum Heiligtume des Direktors durch ein eiskaltes Benehmen überrascht. Bei recht kampflüstem Sinne, inolge eines an demselben Morgen über einen habgierigen Hotelwirt errungenen Sieges, blieb ich aber taub gegen alle abweisenden Redensarten und behandelte die vielen improvisierten Schwierigkeiten und Einwendungen gegen meinen Besuch etwa wie Probleme, zu deren Lösung ich besonders hinzugezogen wäre. Meine Dialektik erwies sich überlegen gegenüber den schlecht zusammengehäuften „Schwierigkeiten“, und man zeigte mir schließlich, unter halberstickten Protesten, die Teile der Fabrik, die mich vor allem interessierten. Als ich drei Wochen später, gleich nach dem Wiedereintreffen in London, ein Briefpaket öffnete, das im Poste-restante-Bureau einer kleinen Provinzialstadt den Schlaf des Gerechten geschlafen hatte, fand ich ein monatealtes Schreiben meines, d. h. jenes Fabrikdirektors, worin er kurz aber leichtverständlich andeutete, daß meine bekannte Stellung in der Arbeiterfrage meinen beabsichtigten Besuch in seiner Anlage minder wünschenswert . . . thatsächlich unmöglich mache. Ich hatte also, ohne es zu wissen, den Zutritt zu dieser Fabrik in „offener Feldschlacht“ erzwungen, befürchte indes, daß man daselbst eine übertriebne Vorstellung von meiner Unternehmungs-

lust (oder Unverschämtheit, wie diese wertvolle nationalökonomische Eigenschaft in gewöhnlicher Sprechweise zuweilen genannt wird) bekommen haben dürfte.

Scheinbar in Widerspruch mit diesem argwöhnischen und kriegerischen Charakter des englischen Industrialismus steht die Thatsache, daß man, vorzüglich bei Einführung durch einen beiderseitigen guten Freund, im Privathause des Fabrikanten oft ein sehr offenerziges Entgegenkommen findet. Der Unterschied zwischen seiner Art des Empfangs eines Fremden und der Beurteilung industrieller und sozialer Fragen im Comptoir und in der Privatwohnung — d. h. auf dem Kriegsschauplatze und hinter demselben — ist zuweilen so auffällig, daß er fast grotesk wird. Der Deutsche weiß ja auch, daß in Geschäftssachen die Gemütlichkeit aufhört; dem in diesen Dingen weit höher entwickelten Engländer aber ist die Entdeckung vorbehalten geblieben, daß man im ökonomischen Leben sowohl intellektuelle als auch sittliche Grundsätze ganz anderer Art anwenden kann und soll, als man im Privatleben für berechtigt halten würde. Und nicht genug damit, daß er als kommandierender industrieller Chef Beweise ansehnlicher Rücksichtslosigkeit gegen seiner Untergebenen geistige und leibliche Wohlfahrt zeigt, er beurteilt auch alle Einzelheiten nur nach deren ökonomischem Verhältnis zu einander, zu ihm selbst und zur Gesellschaft von einem einseitigen Arbeitstreibers- und Profitmachersgesichtspunkte, den er zwei Stunden später zu Hause gern als nationalökonomische Kurzsichtigkeit verhöhnt, die es unmöglich mache, mit den damit so schwer belasteten . . . Amerikanern umzugehen.

Ich hatte schon bei Entwerfung des Planes zu meiner kleinen Studienreise genug Kenntnis von den eben berührten Verhältnissen, um zu wissen, daß der Erfolg eines solchen Unternehmens fast ganz und gar von der Gründlichkeit der schriftlichen Vorbereitung dazu abhängt. Es kostete mich auch vierzehn Tage eifrigsten Brieffschreibens, ehe ich die Überzeugung gewann, daß die Expedition zu ihrem Start reif sei. Zuerst galt es, an alle Parlamentsmitglieder, Nationalökonomien und Männer aus der Stadtverwaltung und den Citykreisen zu schreiben, um sie für den

Plan zu interessieren und sie zu bestimmen, mir Empfehlungsbriefe an Industrielle direkt oder an einflussreiche Personen in den großen Provinzstädten zukommen zu lassen. Im letzteren Falle mußten diese Empfehlungsbriefe mit weiteren Aufklärungen und mit dem Ersuchen um gefällige Einführung in die Fabriken u. s. w. am Orte gesendet werden. Waren auf diese Weise drei oder vier Duzend Empfehlungsbriefe an Fabrik-, Werk- und Grubenbesitzer überall im Lande eingegangen, so wurde es nötig, diese Briefe, von eigenhändigen Episteln begleitet, abgehen zu lassen, um zu sehen, wie weit sie angenommen würden, und um Verabredung über Tag und Stunde des beabsichtigten Besuchs zu treffen.

Trotz der bewunderswürdigen Pünktlichkeit, womit die englischen Geschäftsleute ihre Briefe, auch die unbedeutendsten, stets beantworten, und obwohl ich an den meisten Stellen großes Wohlwollen und viel Entgegenkommen fand, war es doch keine einfache Aufgabe, aus den vorgeschlagenen Einladungen nach verschiedenen Enden des Landes eine aneinanderschließende, vernünftig geordnete Rundreise durch die dicht bevölkerten Gebiete zusammenzuflicken.

Englische Industrietreibende befinden sich dem Anscheine nach immer *on the go*, wie sie selbst ihr rastloses Hin- und Herfahren nach den verschiedenen Fabrikorten und Handelszentren zu bezeichnen pflegen. Ebenso wenig war es leicht, zu allen den verschiedenen Industriezweigen Zugang zu finden. So erhielt ich weit schwerer Erlaubnis zum Besuche der Stahlfabriken Sheffields als z. B. der Eisenwerke Durhams und Clevelands oder zu einem solchen in den Baumwollwebereien und Spinnereien Lancashires. Was besonders die Textilbranchen angeht, zeigte sich ein bedeutender Unterschied zwischen den Baumwoll- und den Wollfabrikanten, indem die letzteren weit mißtrauischer waren als die ersteren . . . vielleicht infolge der verschiedenen internationalen Konkurrenzverhältnisse, unter denen sie leben.

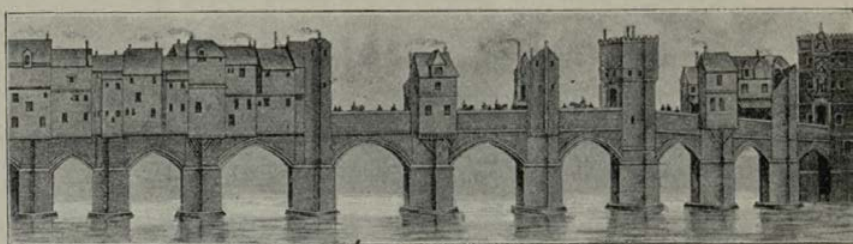
Endlich sind die Reisevorbereitungen fertig, wenigstens soweit sie auf Tinte und Feder beruhen. Die Fahrt soll etwa zwei Monate dauern. Fast jeder Tag der ersten sechs Wochen ist im voraus für einen besondern

Fabrikbesuch oder ein besonderes Interview bestimmt. Die weitläufige und bedeutungsvolle Einführungs-korrespondenz wird tabellarisch geordnet und mit dem vornehmsten Plaze im Koffer geehrt, in dem ein Frackanzug nicht fehlen darf, denn ohne einen solchen geht es nicht an, mit den Herren englischen Fabrikanten und Großindustriellen zu dinieren.

Nun also fort aus London — Pancras Station — und mit Blitzzug nach Norden, unbekanntem Eindringen entgegen.



Brieftträger.



Die alte Tyne-Brücke bei Newcastle, erbaut im Jahr 1250.

Zweites Kapitel.

Zwischen Newcastle und Durham.

Die nordöstlichen Landschaften Englands, Northumberland, Durham und die nördliche Hälfte von Yorkshire, sind in uralter Zeit sehr häufig von dänischen Vikingern verheert worden. Diese Heimsuchung hat als dauerndes Andenken Spuren einer Rassenmischung hinterlassen, so daß noch heute der Tonfall in den northumbriischen und durhamischen Volksdialekten dem skandinavischen Touristen seltsam bekannt vorkommt. Die Kinder in den Ortschaften um die Kohlengruben und Eisenwerke da oben haben oft runde Gesichter, blaue Augen und flachsgelbes Haar gleich den Sprößlingen der Bauern in Skandinavien; ebenso sieht man Frauen vom Lande an Wochentagen häufig mit quarrierten Baumwollshawls (als Kopfbedeckung). Schon eine flüchtige Bekanntschaft mit der abgehärteten Arbeiterbevölkerung, deren Sitten und Lebensgewohnheiten gewiß nicht in allen Stücken Bewunderung erregen können, entschleiert den und jenen andern, tieferliegenden Charakterzug, der mehr an die träge, doch saftreiche und für reiflichere Erwägung disponierte Natur des Skandinaviens, als an die rastlose Betriebsamkeit, die Trockenheit und die „praktische“ Oberflächlichkeit des Verstandes des Südbriten erinnert. Die Natur und der allgemeine Charakter des Erwerbslebens sind dagegen echt englisch.

Nichts könnte mehr englisch sein und einen von schwedischen Berggegenenden verschiedenereindruck machen, als eine Wanderung durch einen

der Grubenbezirke von Durham oder Cleveland, d. h. vom nordöstlichen Yorkshire. Einen besonders lebhaften Eindruck erhielt ich hiervon eines schönen Julitags bei meinem Zuge durch das industrielle England, als ich dahinwanderte auf dem Wege zwischen dem modernen maschinen- und steinkohlenindustriellen Newcastle und der altertümlichen Bischofsstadt Durham — zwischen einem Musterorte für die durchaus materialistische *vita activa* der Gegenwart und dem gefriedeten Sitze der poetisch stimmungsvollen *vita contemplativa* des Mittelalters. Mein Weg führte dabei durch eine Landschaft, wo sich beide Lebensformen brüderlich die Hand reichten . . . Kohlengruben, Eisenwerke auf der einen, und ehrfurchterweckende, mittelalterliche Kirchenbauten oder deren Ruinen auf der andern Seite.

Der Tag ist sonnig und warm, doch leiten mich die im Touristenführer empfohlenen Wege und Stege immer hinauf und über lange Hochplateaus, wo der Ostwind von der Seeseite Kühlung zuweht, oder hinunter und durch schattige Thäler, wo klare Bäche sich durch die weichen Sandsteinfelsen phantastische Thore gebrochen und Betten ausgehöhlt haben. Die schwach kuppelte Landschaft zeigt nach allen Seiten hin weiche Linien und umfängliche, wohlgepflegte Ackerflächen. Die Farmhäuser thronen unter dichtem Laubdach auf den Gipfeln der Hügel und schauen behaglich auf mit Dampfkraft gepflügte Acker und saftige Wiesen hernieder. Hier und da streben die turmhohen Schornsteine und weitläufigen Arbeitsschuppen der Kohlengruben empor, und über letzteren fausen und schnurren die gewaltigen Räder der Aufzüge aus den Fördereschächten. Dicht neben den Hügeln, zwischen Hainen und Haiden bemerkt man kahle, einförmige Reihen steinerner, sauber gehaltener Arbeiterhäuser. Es widerstrebt einem, eine solche geometrisch regelrechte industrielle Kolonie ein Dorf zu nennen, obgleich sie mitten im Schoße der Natur liegt. Sie erscheint vielmehr wie ein Stückchen Fabrikstadt, das man vom Mutterkörper abgeschnitten und einer Laune folgend aufs Land versetzt hat. — Da und dort führt der Weg an einem Eisenwerke vorüber, das sich weithin durch die gewaltigen Schlackenhaufen kenntlich macht, womit es die Landschaft verheert und entstellt. Seine Reihen feuerspeiender Hoh- und Schmelzöfen und

sein ununterbrochen donnerndes Walzwerk bilden einen seltsamen Kontrast gegen den ländlichen Frieden ringsumher. Unfre Besuche in jenen Anlagen wollen wir noch aufschieben, denn heute befinden wir uns eigentlich auf der Jagd nach Spuren des kontemplativen Lebens der Vorzeit im praktischen modernen England.

Einige Meilen (d. h. englische, wie überhaupt im folgenden, wenn nicht besondere Maße angegeben sind) südlich von der uralten kleinen Stadt Chester le Street, die als römisches Heerlager bereits in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung existiert haben soll und 900 n. Chr. der Sitz des Bischofs von Northumberland war, verlassen wir die große Landstraße und steigen in ein enges malerisches, vom Wear-Flusse durchströmtes Thal hinunter. Nun brauchen wir diesem Wasserlaufe nur fünf bis sechs Meilen weit stromaufwärts zu folgen, um geraden Wegs nach Durham, der kleinen Grubenarbeiterstadt mit der großen normannischen Kathedrale zu gelangen. An einer Stelle verengt sich der stille klare Fluß zu einer traumhaft plätschernden Stromschnelle, die, durch unzählige Steinblöcke unterbrochen, sich im Dunkeln zwischen steil abfallenden, mit dichtem Waldbestand bekrönten Felsenuffern hinschlingelt. Die Bäume drängen sich bis an die äußerste Uferkante vor und spiegeln sich in den gobelingrün schillernden Wellen.

Hier ist gut sein! Hier flüstert die Natur eine angenehme, zum Seelenfrieden stimmende Melodie. Der Mensch braucht sich nur niederzusetzen, den Tag über zu lauschen, und sofort wird seine Seele klarer, ruhiger und tiefer empfinden lernen, wie der Fluß dort an der grottenartigen Biegung unterhalb des Falles . . . trotz alles Unfriedens draußen in der Welt der Arbeit und der Streberei nach der Obermacht.

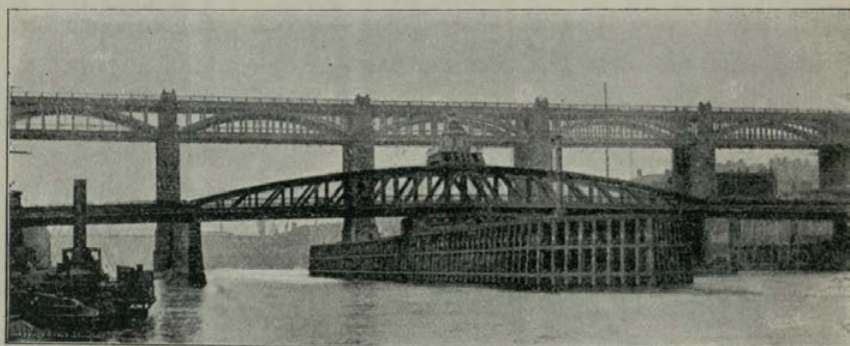
So dachten gewiß die Mönche, als sie im 12. Jahrhundert das kleine Kloster auf der grünen Landspitze mitten vor dem Wasserfalle erbauten. Nur wenige von Moosen und Schlingpflanzen verzierte Pfeiler und Fensterbögen sind von dem „heiligen Hause“ in Finchale noch übrig. Die Hühner aus einem in der Nähe gelegenen Gute tummeln sich hier und scharren zwischen den abgestürzten Kapitälern den Erdboden auf, da

wo die Klosterkapelle einst ihr zierliches Spitzbogengewölbe über ein Heiligtum spannte, das der Eifer der Gläubigen mit schönen silbernen und goldenen Gefäßen, mit Malereien, kunstreichen Stickereien, sowie mit wunderlichen Schnitzereien in Holz und Stein — alles in majorem Dei gloriam — ausschmückte. Hier las man Seelenmessen für die Großen im Lande, die ohne Warnung vom Schwerte oder der Pest niedergemäht worden waren; hier beichtete man Sünden . . . manchmal wohl grauenvolle Sünden, die gewiß der Beichte bedurften, um dem Schuldigen nur ein wenig Seelenfrieden übrig zu lassen; hier schrieb und malte man Bücher über heilige und mystische Dinge, spendete den Armen Almosen und gönnte den Flüchtigen eine Freistatt, einen Schutz vor der rächenden Hand der Feinde oder des Gesetzes. Hier draußen im Waldesdunkel mit dem requiemsingenden Wasserfalle hatte man unter der Autorität der Gemeinde ein Stück *vita contemplativa* organisiert, gegen dessen Privilegien und privilegierte Bruderschaft viele Jahrhunderte lang kein „praktischer“ Störenfried, geld- oder ehrlüsterner Weltmann aus der *vita activa* der Politik und des Handels die Hand zu erheben wagte.

Und wenn der vom Fabrikslärm und Großstadtleben ausruhende *fin-de-siècle*-Tourist hier sitzt in Betrachtung der verfallenen Freistätte für dem Innenleben zugewandte Seelen und dem Wasser lauscht, das die Messe noch immer in gleicher Melodie singt, wie vor siebenhundert Jahren . . . da wünscht er wohl, irgend eine alte Beschwörungsformel in Mönchs-latein zu kennen, die ihn befähigte, den Schutzgeist des Ortes zu fragen, wohin er eigentlich geflohen ist; vielleicht ist dieser Geist aber schon tot, wie der große, freundliche Gott Pan.

Sollte es wirklich wahr sein, daß es bei uns — vorzüglich bei „uns“ im modernen England — zur Monomanie geworden wäre, nur „praktisch“ zu sein, und daß wir die welthistorische Thorheit begangen hätten, unsre Gesellschaft ausschließlich für die Bequemlichkeit des „praktischen“ Menschen eingerichtet zu haben? Für den maßlos Thatendurstigen (d. h. den Thatendurstigen für eigne Rechnung ohne moralischen Halt und soziale Vorsicht) und den nie befriedigten Geldgierigen haben wir hier in

England überall Platz, selbst im gelehrten und religiösen Leben. Ein Engländer mit der Selbsterkenntnis, nicht richtig praktisch zu sein, geht an bösem Gewissen zugrunde, und nur durch eine Umstimmung seiner Seele zum Einklange mit der herrlichen Symphonie des Großindustrialismus vermag er sich Gewissensruhe und Kraft zu einem heiligen Wandel zu verschaffen. Nimmt er sich mitten im Sommer ein paar Wochen Ferien, so geschieht das — wie er uns mit dem Eifer des schlechten Gewissens erklärt — damit er der bei seiner hastenden Lebensweise physiologisch unumgänglichen Portion Muße teilhaftig werde, „um nachher desto besser



Die neue Tyne-Brücke bei Newcastle vom Jahr 1887.

arbeiten zu können“. Ihm gilt es dabei nicht, den geistigen Blick einmal auf die Erwägung der eigentlichen Bedeutung des Daseins zu richten . . . abseits von der ziemlich leichtfälligen Bedeutung des Zusammenscharrens materieller Mittel für dieses Dasein; ja er spricht sich nicht einmal das Recht zu, etwas Zeit auszuscheiden, um im Stillen darüber nachzudenken, wohin das unablässige industrielle und kommerzielle Dichten und Trachten uns schließlich noch verschlagen könnte. Auch das wäre schon „unpraktisch“, so diktiert es ihm sein modernisiertes, eigentlich amerikanisiertes Gewissen. Das industrielle England erscheint also, von altväterischem Standpunkte aus gesehen, als ein ungeheures Arbeitshaus, wo man trefflich darüber Bescheid zu geben weiß, wie Sachen und Dinge gemacht werden sollen, doch ganz

vergeßen hat, sich darüber zu unterrichten, wozu und weshalb das überhaupt geschieht . . .

Jetzt ist die Sonne aber hinter den Baumwipfeln auf der Höhe jenseits des Wasserfalles versunken und es ist Zeit, daß unsre Grübeleien bei den Ruinen der Finchale Priory ein Ende nehmen, wenn wir noch vor Anbruch der Nacht nach Durham kommen wollen.



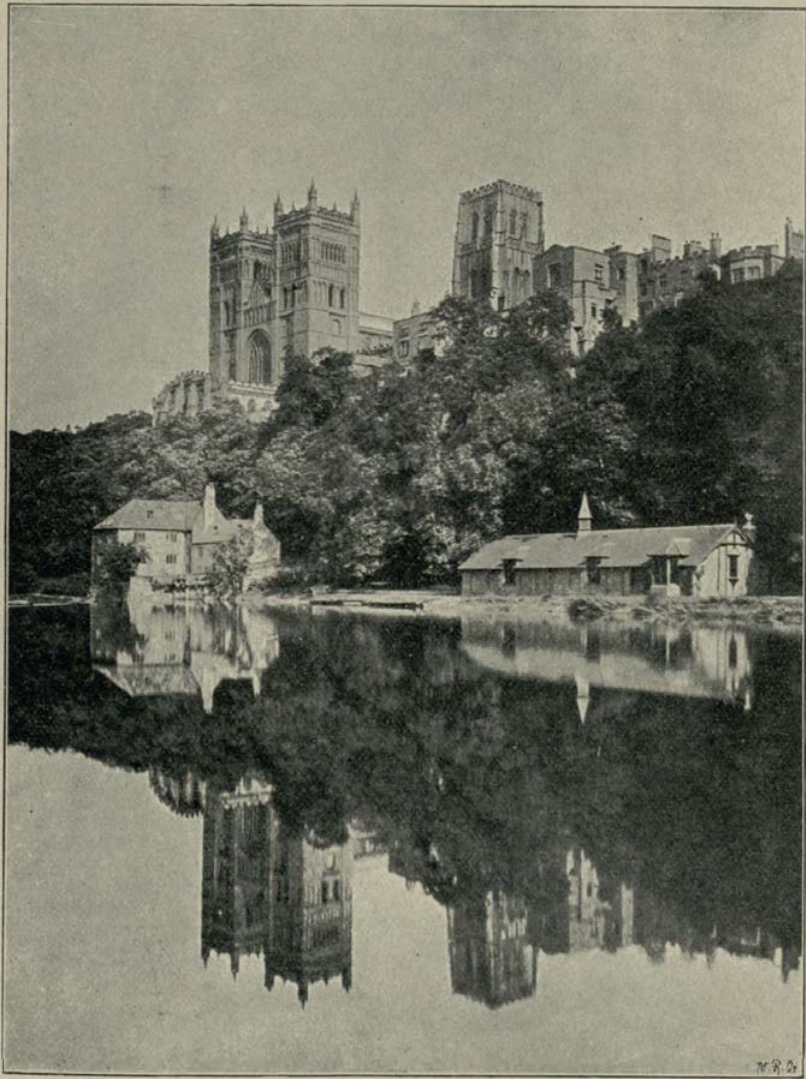
Moderne Hochöfen.

Drittes Kapitel.

Das malerische Durham.

Wenn der auf der Landstraße von Norden her kommende Wanderer endlich einen viereckigen, festungsähnlichen Turm erblickt, der am Horizonte aus dichtem Gehölz auf dem Gipfel eines Hügelns ansteigt, weiß er, daß es dann nicht mehr weit ist nach der alten, stolzen Bischofsstadt . . . stolz auf ihre in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts erbaute Kathedrale, das Meisterwerk normannisch-romanischer Baukunst, und stolz auf ihren festen, kirchenfürstlichen Palast, dessen krenelierte Zinnen wir nun über dem Laubwerk zur Seite der zwei, mit Eckspitzen verzierten Türme der Kathedrale erkennen.

Der Fürstbischof von Durham in seiner Bergveste war im Mittelalter der einzige englische Prälat, der mit seinem kirchlichen Amte eine weltliche Macht von Bedeutung vereinte. Was kann für den Freund der Entwicklung in friedlicher und rationeller Richtung wohlthuernder sein, als das Bewußtsein, daß der Palast der harten und fanatischen Kirchenfürsten jetzt zu einer . . . Universität umgewandelt ist!



Die Kathedrale zu Durham.

Der Weg führt uns ein halbes Stündchen durch ein breiteres Thal, wo wir in der einbrechenden Abenddämmerung zwischen parkumschlossenen Herrensitzen hinwandern, bis wir wieder aufwärts steigen und uns endlich auf dem höchsten Punkte der modernen Citadelle befinden, die auf einer Bergkuppe der mittelalterlichen Seite von Durham gerade gegenüber liegt. Hier genießen wir im goldenen Abendscheine einen der vollendetsten malerischen Anblicke, die das alte England bietet.

Uns grade gegenüber auf dem vom Wearflusse halbkreisförmig umschlossenen Hügel erhebt sich die gewaltige, in üppiges Sommergrün eingebettete Domkirche und spiegelt ihre imposante Westfassade in dem klaren Wasser an dessen Fuße. Die eigentümliche, unregelmäßig angebaute Kapelle Unserer lieben Frau, das stattliche, in einen normannischen Rundbogen eingefestete Spitzbogenfenster darüber, die in einem Übergangsstadium zwischen normannischem und gotischem Stile zierlich geschmückten Zwillingstürme, sowie der in perpendikulärem Stil aufgeführte Mittelthurm, der dem langen, breiten Schiffe eine mächtige Majestät verleiht . . . all diese Unregelmäßigkeit und Großartigkeit giebt dem siebenhundertjährigen kirchlichen Prachtbau vor uns einen ganz eigentümlichen, rein individuellen Reiz, der von seiner herrlichen, imponierenden Lage noch weiter erhöht wird. Die turmlose, kompakte Feudalburg an seiner Seite, die pittoresken Anhäufungen altertümlicher Wohnhäuser, die vom Wasserrande den Berg hinauf bis zum Sockel des Schlosses klettern, und die solide, einstmals von einem normannischen Bischof erbaute Steinbrücke über den Fluß, bilden mit dem parkartigen Grün der Landschaft einen würdigen Rahmen der gewaltigen Reliquie aus der schönsten Blütezeit christlichen Lebens auf den britischen Inseln.

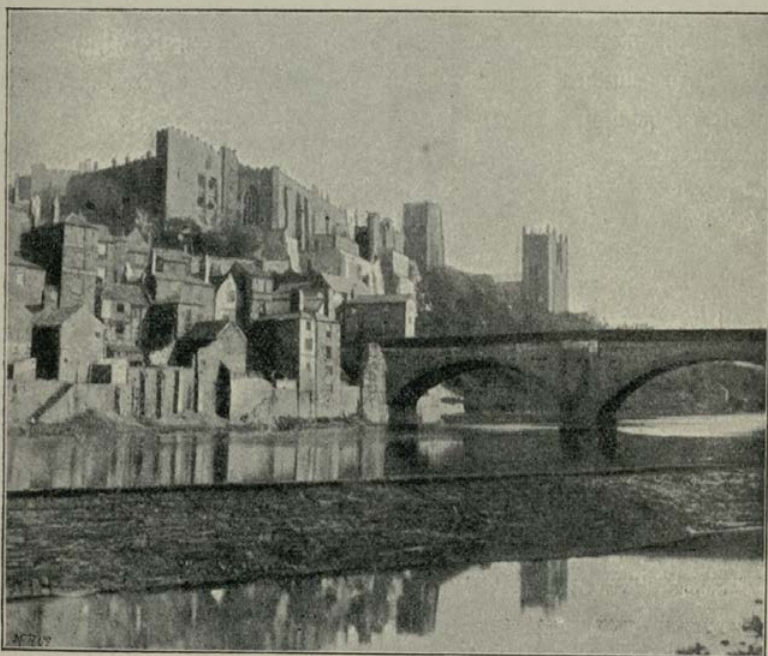
Die letzten Strahlen der Sonne verleihen dem gelbgrauen Sandstein der Kathedrale einen warmen und klaren Ton . . . gleichsam eine symbolische Erinnerung an den glühenden Glaubenseifer und die leuchtende Lebensreinheit, deren Mittelpunkt einmal, vor langen, langen Zeiten, Durhams ehrwürdige Bischofskirche bildete. Schon haben sich die blauen Schatten der Nacht da unten über dem dunkeln Spiegel des Flusses ge-

sammelt und steigen nun längs der schönen Ufer hinauf, wobei sie die Sonnenuntergangsillumination erst an den Hütten, dann am Schlosse und zuletzt an der schimmernden, luftig durchbrochenen Bekrönung über den massigen drei Thürmen des Gotteshauses auslöschen. Wie es diesen zukommt, vermögen sie das Licht . . . das niedergehende Licht am längsten festzuhalten.

Durch enge, gewundene Gassen führt uns der Weg nach der Stadt hinunter. Dichte Gruppen plaudernder Arbeiter versperrten den Weg. Auf den Stufen vor ihren Wohnstätten sitzen strickende oder nähende Frauen, und Haufen lärmender Kinder tummeln sich zwischen den Älteren hin und her. Nach Überschreitung der Wearbrücke befinden wir uns auf der Kathedralseite, im ältesten Viertel der Stadt, und gelangen über einige steile Hügel hinauf zum Marktplatz, wo das lebendige Treiben noch nicht aufgehört hat, denn heute ist es Sonntag Abend und von allen umliegenden Grubenortschaften strömen die Leute da nach Durham, um einen Teil des Verdienstes der letzten Woche für die Bedürfnisse der nächsten aufzuwenden. Der kleine, urebne Markt mit seinem malerischen Brunnen, seiner zu großen und klumpigen Reiterstatue und seinen gotischen Gemeinde- und Kirchgebäuden, nebst den alten spitzgiebligen Wohnhäusern bietet grade jetzt viele merkwürdige, primitive Züge des edeln Handelsbetriebs.

Man schachert nach Herzenslust . . . nur um der Sache selbst willen, man bietet und feilscht, überlistet den andern und wird überlistet, lockt und läßt sich locken. Der Handel ist hier unter freiem Himmel und zwischen einfachen Seelen eine Art Abenteuer, eine Mischung von Glücks- und von Schauspiel, ein aufregender Zeitvertreib, bei dem das Blut in etwas raschere Bewegung kommt, als bei dem gewöhnlichen langsamen Trab des Arbeitstages. Hier steht auf einem Karren ein Charlatan mit mystifizierendem Schlapphut und unwiderstehlich überredender Suade. Es ist ein ganz regelrechter medizinischer Schwindler, der unter gewaltigem Aufheben einigen Jungen gesunde Zähne auszieht, die er für die Beschwerde (für ihre Beschwerde!) in der Absicht bezahlt hat, seine wunderthätigen Pillen, Tropfen und Mixturen nachher desto besser an den Mann

bringen zu können. Seine Schwindlerkunst ist rein mittelalterlich: eine Bauernfängerei, die schon nicht mehr neu war, als die Kathedrale da hinter uns von frommen, in der Naturwissenschaft wenig bewanderten Mönchen errichtet wurde. Dicht neben ihm heult und hüpfst gar hysterisch ein „Soldat“ der Heilsarmee, der den Markt besucht, um noch in elfter Stunde Seelen zu fangen . . . wiederum ein Stück Mittelalter, wenn

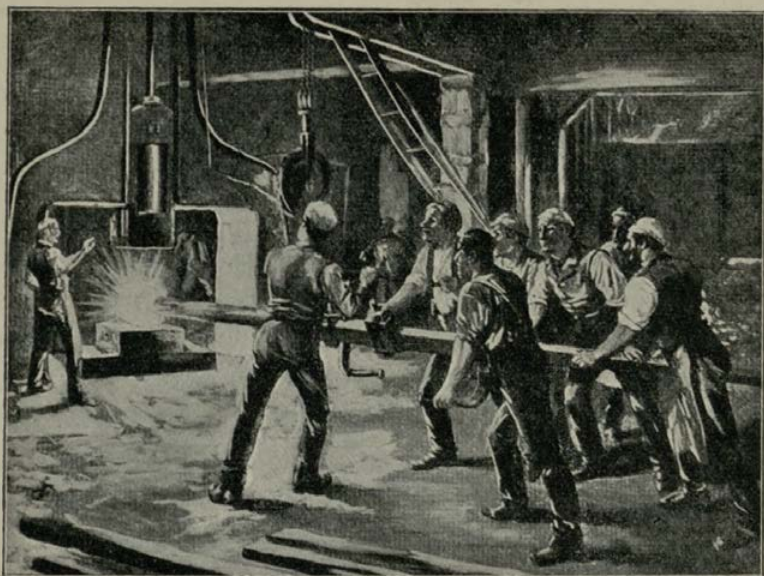


Ansicht von Durham.

auch etwas neuzeitlich popularisiert. An einer andern Stelle versteigert man falsche Juwelen gleichzeitig an zwei oder drei verschiedenen Ständen. Reißender Absatz . . . wer möchte heute nicht gern falsche Juwelen erstehen! Sie sind ja so lächerlich billig und gleichen den echten Artikeln aufs Haar! In diesem Geschäfte haben wir wirklich sehr wesentliche Fortschritte gemacht, seitdem Mönche und Nonnen aus dem Lande verschwunden sind. Ja, dank den lieben Maschinen und der vortrefflichen

chemischen Technik darf man uns auf dem großen Kulturgebiete der Verfälschungen und der Surrogate wohl mit Recht originell nennen.

„Kauft Juwelen . . . kauft Juwelen . . . falsche Juwelen . . . ganz wie die echten, neueste Verbesserung, billigster Preis . . . Juwelen, falsche Juwelen . . .“ kreischt eine gellende, zudringliche Stimme hinter uns, während wir der ganzen Herrlichkeit den Rücken wenden und auf sich windendem Stege den einen Hügel hinauf- und den andern hinabkletterern, um nach dem alten und berühmten Gasthause „Zu den drei Tonnen“ zu gelangen, wohin wir für zwei volle Tage unser Hauptquartier zu verlegen beschlossen haben.



Dampfhammer.

Viertes Kapitel.

Armstrong'sche Kanonen.

Ich saß im Zuge nach Newcastle, in der Tasche einen Empfehlungsbrief an die Direktoren der Lord Armstrong'schen großen Arsenalwerkstätten, seiner Stahlfabrik und seiner Kriegsschiffwerft in Elswick am Tyne. Von mir unvorhergesehen, hielt der Zug jedoch schon in Elswick an, ehe er nach der Zentralstation in Newcastle kam; ein glücklicher Zufall, der zur Folge hatte, daß ich ziemlich genaue Bekanntschaft mit einem der häßlichsten und langweiligsten Arbeiterviertel der berühmten Steinkohlenmetropole machte, bevor ich die lebhafteren und malerischeren, doch ebenso schmutzigen und niederdrückenden Mittelteile der Stadt besichtigen konnte. Das nennt man: am rechten Ende anfangen, wenn es sich um eine englische Industriegemeinde handelt.

Ein großer Teil des nördlichen Tyneufers in Elswick wird von

den Armstrongschen Werkstätten eingenommen, worin ein Arbeiterheer von 15 bis 16 000 Mann den an Ort und Stelle erzeugten Stahl nicht nur zu Kanonen und Kugelsprizen, sondern auch zu Brückenteilen, hydraulischen Maschinen und andern großen mechanischen Konstruktionen verwandelt, last not least zu völlig ausgerüsteten, modernen Kriegsfahrzeugen von höchst ansehnlichen Größenverhältnissen. Das ist in der That eine so großartige industrielle Anlage, wie man sich eine solche nur wünschen kann, man täuscht sich aber schwer, wenn man daraus etwa folgerte, daß sie sich auch stattlich ausnehmen und einen erhebenden, oder wie man hierzulande zu sagen pflegt, „heroischen“ Eindruck machen müßte. Im Gegenteil; von den aneinander geflechten, niedrigen und rußigen Arbeitschuppen, Fabrikgebäuden, Magazin- und Werftanlagen gewinnt man den Eindruck, daß es mit so großen Mitteln kaum habe möglich sein können, eine dürrtigere und widerwärtigere Wirkung zu erzielen.

Diesen Zug, wonach große Industrieanlagen einen häßlichen, beängstigend chaotischen Eindruck infolge davon hervorbringen, daß sie im Laufe der Zeit ziemlich planlos und ohne Rücksicht auf Stil oder Behaglichkeit zusammengewachsen sind, findet man vielfach in England und nicht bloß in London. Der Engländer, der alle Symmetrie aus Herzensgrunde haßt und jeder Thätigkeit mißtraut, die eine bewußte Plananlage für die Zukunft in sich schließt, gedeiht gut dabei und findet, daß dies „unnötige“ Ausgaben erspart. Was die Werkstätten und Arbeiterwohnungen in Elswick angeht, so zeigen sie eine geradezu systematische „Sparsamkeit bezüglich unnötiger Ausgaben“. Wohin man sich auf den kahlen Hügeln mit ihren einförmigen Reihen von Arbeiterhäusern oder in den schwarzen, vernachlässigten Fabrikstraßen längs des Flusses auch wendet, überall begegnet man demselben bleischweren, trostlosen grauen Eindrucke von einer Welt, die den Tag über arbeitet und sich abquält, jedoch kein anderes Ziel für ihre aufzehrende Arbeitsmühe, als deren ewige, geisttötende Fortsetzung kennt.

Die Einwohner des Orts tragen den Stempel des vernachlässigten und zwecklosen Daseins ihrer Umgebung. Verlottertere Männer, zer-

lumptere Weiber, schmutzigere Kinder und anwiderndere Wohnstätten findet man nicht einmal im Hafengebiet London's. Selbst die Bäcker- und Nahrungsmittelläden zeigen die Spuren mangelnder Selbstachtung bei der Bevölkerung. Unter deren jämmerlichem, zum großen Teil aus Surrogaten und ebenso billigen wie widerlichen kulinarischen Reizmitteln bestehendem Inhalt fehlen niemals ganze Kästen voll kleiner Pennyflaschen mit . . . Ricinusöl. Hier kauft man Gift und Gegengift an derselben Stelle, ohne dadurch den Appetit zu verlieren.

Es soll uns wundern, wenn einmal ein Physiolog auftritt, der eine erschöpfende Arbeit über die schrecklichen Diätfehler schrieb, deren sich die arbeitenden Klassen in vielen Teilen Europas mit den gefährlichsten Folgen für den physischen und moralischen Wert der Rasse schuldig machen. Dieser Forscher würde vor allem in England zu studieren haben, wo die relativ hohe Kaufkraft der Arbeitslöhne und das reichliche Angebot verschiedener gesunder Nahrungsmittel den unmäßigen Verbrauch unsauber zusammengemischter Surrogate und im Halse fragender Reizmittel — worunter die unbefehrblich schlechten englischen Bier- und Branntweinsorten nur eine der vielen Gruppen bilden — sollten verhindern können. Die Arbeiterfrauen in den hiesigen Industriebezirken lassen es sich dagegen angelegen sein, alle Beschwerden mit dem Kochen und der Haushaltung auf das geringste Maß herabzusetzen, und erklären, daß es „viele unnötige Ausgaben erspart“, von fabrikmäßig hergestellten Ersatzmitteln für Fleischgerichte, Puddings und Eingemachtes u. s. w. zu leben, sowie dem faden Geschmack von Mahlzeiten, die nach großindustriellen Kochrezepten hergestellt sind, durch äzende Picklesorten nachzuhelfen. Begießt man das dann, wie unter den Frauen üblich, tagsüber drei- bis viermal mit starkem Thee oder, wie die Männer es vorziehen, so oft wie möglich mit alkoholreichem, schlecht vergohrenem Biere, so hat man sich ja ein physiologisches Anrecht erworben, die in den Viktualienläden ausgetobenen Medikamente zu gebrauchen. Daß man sich durch Vernachlässigung der leiblichen Nahrung, einer der normalen Bedingungen für frisches geistiges Leben, seelische Spannkraft und Gesundheit entzieht, ist hier natürlich unbekannt . . . nur

allzu deutlich zeigt sich aber auf den männlichen und weiblichen Bleichgesichtern dieser englischen Industriegebiete, daß das schläfrige Blut der Leute nicht die Zusammensetzung hat, die es haben sollte. Der Spleen kann auf Diätfehlern verschiedener Art beruhen und ist keineswegs das Monopol der höheren Gesellschaftsklassen.

Wer die umfangreichen geschichtlichen Urkunden des englischen Großindustrialismus einliest, der findet übrigens auch da, daß die erschreckende physische und schnelle Entartung des Fabrikproletariats sich hauptsächlich in der Gestalt chronischer Verdauungsstörung kund gegeben hat. Die Nachkommenschaft erbt die geschwächte Konstitution der Eltern und die Säuglinge wurden mit Schlafränken ernährt, während die Mütter gleich nach der Entbindung ihre täglich zwölf- bis vierzehnstündige Arbeit in den Fabriken wieder aufnahmen. War es da ein Wunder, daß die Klasse nach einigen Generationen ihrer gesunden Ernährungsinstitute verlustig ging und nun ihre Speiseordnung und Haushaltung in unachtsamer und unhygienischer Weise einrichtet, die noch obendrein in den in den letzten Jahrzehnten bestandenen Lohn- und Preisverhältnissen keinerlei Entschuldigug findet?

Das ist ein Beispiel von der schlagenden Übereinstimmung zwischen dem Verlaufe der Degenerationserscheinungen bei einem Volke und dem in einem Organismus. Ist der Krankheitsstoff einmal eingepflanzt, so wird es zu einer nahezu verzweifelten Aufgabe, ihn wieder vollständig auszuscheiden, was und wieviel man auch an den äußern Lebensverhältnissen ändern mag. Ist eine Gesellschaftsklasse oder ein Organismus erst einmal auf ein Niveau niedriger oder verkehrter Vitalität zurückgesunken, so gelingt es keineswegs von sich selbst, ihn wieder zu voller Kraft und gesunden Lebensbedürfnissen emporzuheben.

Die älteren Nationalökonomten und Soziologen scheinen sich eingebildet zu haben, daß die Fähigkeit, zu einer verlorenen höheren sozialen Stellung wieder aufzudringen oder verlorne gesunde Lebensgewohnheiten wieder anzunehmen, ein unbegrenzt großer und in der Konstitution der Lohnarbeiterklasse stets vorhandener Faktor sei. Jetzt fängt man dagegen an

zu begreifen, daß diese soziale „recuperative power“ eine der zartesten und vergänglichsten Kulturblumen ist und gleichzeitig auch die eigentliche Grundveste für das allgemeine Fortschreiten in einer Zeit, die sich durch eine ununterbrochene Reihe unglückschwangerer, großer und kleiner Fluktuationen in der ökonomischen Lage der ganzen Gesellschaft, wie der einzelnen Klassen und der Produzentengruppen auszeichnet.

* * *

Nach einstündigem Umherstreifen durch Elswids traurige Arbeiterquartiere, die mehr für geistige als für materielle Armut ihrer Bewohner zeugen, befinde ich mich wieder unten am schwarzen Tyneflusse. Endlich . . . da brummt eine mächtige Dampfpfeife in den Armstrong'schen Werken als Zeichen, daß die Mittagspause zu Ende ist. Die dichten Arbeiterscharen, die noch vor einigen Minuten vor den Thoren nach der Straße zu beisammen standen, sind wie durch Zauberschlag verschwunden . . . verschluckt von der gewaltigen Stahlfabrik, die nun ihrer ganzen enormen Länge nach aus hunderten von Dampfrohren zu stöhnen und zu schnaufen beginnt. Dieses laute Lebenszeichen hatte ich abgewartet, um in das unansehnliche Portierhäuschen einzutreten, von wo aus man nach den Komptoirgebäuden gelangt.

Mein im Empfehlungsbriefe gebührend erklärtes Vorhaben verschafft mir einen höflichen Empfang, und nach Einzeichnung meines Namens in das Fremdenbuch habe ich nur noch meinem Führer dahin zu folgen, wohin es diesem mich zu geleiten beliebt. Ich kann natürlich nicht alles zu sehen bekommen. „Die Stahlbereitung und die Walzmühlen werden überhaupt niemand gezeigt,“ erklärt der Mann. Sogar die eignen Angestellten der Werke haben keine Erlaubnis, ohne weiteres von einer Abteilung zur andern zu gehen. Es giebt solche Abteilungen, in die mein Führer seit sieben Jahren keinen Fuß gesetzt hat. So peinlich verfährt man bezüglich der Bewahrung seiner Fabriksgeheimnisse in einem Arsenalwerk, das seine kriegerischen Waren an alle Welt verkauft und folglich

auch mit der ganzen Welt in offener Konkurrenz steht. Die Kriegsschiffwerft ist zur Zeit leider leer, da erst kürzlich ein Auftrag vollendet wurde, ein Kreuzer 2. Klasse für die Flotte Chinas, der nun draußen auf dem Flusse vertaut liegt und nur noch seine Probefahrten machen soll, ehe er den Ozean durchfurcht.

Die jetzt beginnende und mit mehr Schnelligkeit, als mir gerade lieb ist, über eine Stunde fortgesetzte Wanderung erstreckt sich über eine verblüffende Reihe von Gießereien, mechanischen Werkstätten, Schmieden, Maschinenhäusern, Lagerplätzen, Ausstellungs- und Verpackungslokalen u. s. w. Es ist dabei ganz unmöglich, sich in dem halbdunklen Labyrinth eine Vorstellung von der Organisation des Ganzen zu machen, wenn man auf der einen Seite von flammenden Schmelzöfen, donnernden Walzwerken und cyklopischen Dampfhammern umgeben ist, die einem den Erdboden unter den Füßen erzittern machen, wenn sie Tausende von Funken aus gewaltigen Blöcken glühenden Stahles stampfen, und einem auf der andern Seite die Ohren zerrissen werden von dem infernalischen Knarren, Schaben, Kreischen und Schnaufen aus den mechanischen Werkstätten, wo Kanonen abgedreht und ganze Brückenkonstruktionen aufgestellt werden.

Nachdem wir eine Weile an Eisenbahngleisen zwischen Lokomotiven und Krähen, zwischen Haufen von Roheisen und Steinkohlen hingelaufen sind, beginnt endlich die eigentliche Besichtigung mit einer großen Gießerei, die ziemlich verlassen aussieht. Die Arbeiterschar hier streift zum größten Teile und will höheren Lohn haben, bemerkt der Führer. Fast alle Arbeiter dieser Werkstätten gehören großen Fachvereinen an und gewöhnlich gelingt es deren Sekretär, bei Streitfragen über Lohnverhältnisse und dergleichen die Verhandlungen mit dem Arbeitgeber in solcher Weise zu betreiben, daß ein Streik vermieden wird. Diesmal ist es gleichwohl, trotz aller Bemühungen, zu jenem äußersten — eingebildeten! — Hilfsmittel von Seiten der Arbeiter gekommen.

Das Gießen verschiedener kleinerer Teile, besonders von Geschossen, ist indes in vollem Gang. Je zwei Arbeiter halten an langen, gabelförmigen Handgriffen eine große Kufe zwischen sich, die sie aus einem

der Schmelzöfen mit flüssigem, weißglühendem Metall füllen. Darauf wird der Inhalt in eine Reihe zwei bis drei Fuß hoher, tiegelähnlicher Formen gegossen, die dicht beieinander stehen. Nach dem Abkühlen stürzt man diese um und erhält daraus die hohlen, an einem Ende zugespitzten Cylinder, die den Mantel jener großen Sprenggeschosse bilden, welche bestimmt sind, in weiter Entfernung noch mehr Verheerung anzurichten, als man in früherer Zeit sogar mit Minen zu erreichen vermochte. Wenn eins der größeren dieser Geschosse, gefüllt mit den modernen Sprengstoffen, von einer 67 Tons-Kanone hinausgeschleudert wird und sich in die Seite eines Forts oder eines Panzerschiffs richtig einbohrt, explodiert es mit einer Kraft, die alles im Umkreise von zwölf Metern in seine letzten Bestandteile auflöst und die besten Panzerkonstruktionen durchschlägt und in weitem Umfange aufbricht.

Setzen wir nun unsern Weg in die Werkstätten fort, wo die großen und kleinen Armstrongschen Kanonen abgedreht und ausgebohrt werden, so haben wir thatsächlich die Erzeugung einer Musterammlung dieser neuen und neuesten Erfindungen und „Verbesserungen vor Augen, die den „nächsten großen Krieg“ zu etwas absolut Neuem im Gebiete des Entsetzlichen zu machen versprechen. Man hat nämlich seit dem letzten Kriege auf diesem Gebiete so wunderbare „Fortschritte“ gemacht, daß man faktisch eigentlich gar nicht weiß, wo wir uns zur Zeit befinden. Die ganze neue Kriegsflotte mit ihren schweren Geschützen, Schnellfeuerkanonen, Kugelspritzen, Torpedolancierrohren u. s. w. bildet ja ein so gut wie unerprobtes Zerstörungsinstrument, von dessen angenehmen praktischen Wirkungen man sich nur schätungsweise unklare Vorstellungen machen kann. Recht nette Zustände für das humanste aller Zeitalter!

Hier am Orte sind die lieben Kanonen freilich nur ganz bescheidne industrielle Gegenstände, deren vorteilhafteste Herstellung einen höchst entwickelten, modernen Kunstfleiß vor Augen führt: die Erzeugung von Präzisionsinstrumenten — denn das sind unsere modernen Kanonen — mittels automatisch arbeitender Präzisionsmaschinen. Hier haben wir unter ungeheurer, beruhtem Glasdache lange Reihen von gewaltigen Drehbänken

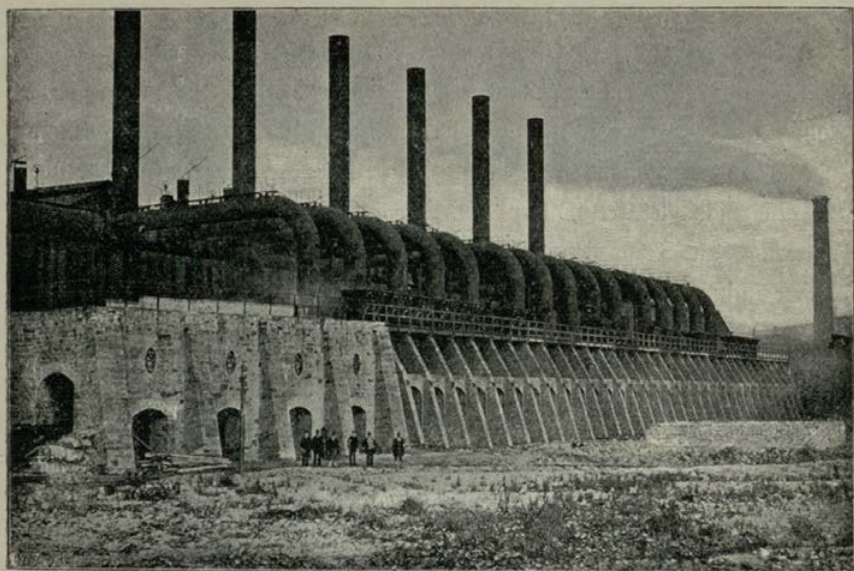
und Horizontalbohrmaschinen, natürlich alle durch Dampf getrieben. In diese Arbeitsmaschinen sind mit äußerster Genauigkeit lange massive Stahlpfeiler eingespannt, deren noch rauhe Außenseite die cylindrische Gestalt des innern Kerns von Hinterladungsgeschützen andeutet, des Kerns, dessen Mitte und hinteres Ende später mit einer Anzahl immer kürzer werdender Stahlgürtel umgeben wird. Diese Stahlpfeiler, die auswendig abgedreht werden sollen, bis sie die in den Zeichnungen vorgeschriebenen Verhältnisse erlangt haben, bewegen sich langsam um ihre eigne Achse, während die Meißel, die ihre eignen, zuweilen komplizierten, doch stets weit langsameren Bewegungen machen, dünne Stahlspähne davon abtrennen. Wenn die Seele ausgebohrt wird, liegt der Stahlpfeiler horizontal festgeschraubt, während sich ein gewaltiger Bohrer langsam in der Richtung seiner Längsachse hineinarbeitet. Wie langsam dieser Bohrer seine Arbeit auch ausführt, macht es sich doch nötig, stets einen kalten Wasserstrahl auf die Stelle der Kanonen fallen zu lassen, wo sich der Bohrer eben befindet, um eine zu starke Erhitzung zu vermeiden. Auf ein paar sehr großen Drehbänken bewegen sich ungeheure, ringförmige Gußstücke mit dicken vorpringenden Zapfen majestätisch zwischen den Drehstählen auf und ab. Das sind die mächtigen Außengürtel, womit die Geschützrohre in ihren Lafetten hängen.

Nachdem wir durch zwei oder drei Säle gekommen waren, in denen nur dieser Art Arbeiten ausgeführt wurden, gelangten wir in eine noch größere und noch dunklere Halle, worin über 900 Arbeiter an Drehbänken, Bohr-, Hebel-, Feil- und Poliermaschinen von mannigfaltiger Gestalt beschäftigt waren, den kleinen, aus den Gießereien kommenden Stücken die Dimensionen und Formen zu geben, die die verschiedenen komplizierten Verlußstücke der Geschütze haben müssen. Hier bemerken wir wieder das unglaublich langsame und peinlich vorsichtige Arbeiten der automatischen Maschinen und die auffallende Beschränkung der Teilnahme der Arbeiter an dem ganzen Vorgange. Diese schweigsamen, sauber gekleideten Männer, alle von dem für mechanische Arbeiter bezeichnenden, intelligenten Typus, haben scheinbar nichts andres zu thun, als die Guß-

stücke in die Maschinen einzupassen und diese von Minute zu Minute zu beobachten, während sie den Teil der Arbeit verrichten, wofür sie konstruiert sind. Für jede Form, Kurve oder Fläche jedes einzelnen Teiles der Kanonen oder Kugelsprizen giebt es eine besondere Arbeitsmaschine, und wenn diese das Gußstück gerade so weit reduziert hat, wie es nach den Zeichnungen darauf angegeben war, ist das Stück fertig, nach einer andern Maschine überzugehen, die ihm eine andre Kurve oder Fläche abdreht, abhobelt oder abfeilt u. s. w., bis das Stück die exakte komplizierte Form erhalten hat, die der Mechanismus der Kanone erfordert. Das ist die Maschinentchnik in ihrer Vollendung: Maschinen erzeugen Maschinen, während die Aufgabe der Arbeiter nur in einem eigentümlichen Mittelring zwischen Muskel- und Kopfarbeit, einer Art intelligenter Beaufsichtigung besteht, bei der die gut tranierte Aufmerksamkeit das meiste verrichtet.

Hierauf werfen wir einen Blick in die Werkstätten, wo die verschiedenen Teile aneinandergepaßt (justiert) werden, bis die Geschütze Stück für Stück zusammengebaut sind. Zu allererst erhalten diese die schöne, braune Patina, die ihrer glatten Oberfläche ein so aristokratisches Aussehen verleiht, und damit sind sie fertig zur Beförderung nach den Niederlagen, bis die Zeit zum Probeschießen und zum Export herankommt. In den Niederlagsräumen zeigt man uns die neuesten Modelle von 3- und 6pfündigen Hotchkisskanonen, mit deren eleganten Verschlußstücken die Geschütze in einem einzigen Tempo, statt in drei oder vier, wie bei den ältern Modellen, geöffnet und geschlossen werden können. Auch die formidablen 4-, 7- und 6zölligen Schnellfeuerkanonen bekommen wir zu sehen, die eine andre Spezialität von Elswick bilden und die Erfindung neuer Schutzkonstruktionen für die großen Schlachtschiffe nötig gemacht haben. Diese Geschütze feuern nämlich in einer Minute fünf oder sechs wohlgezielte Schüsse, die 12- bis 18zöllige (305 bis 456 mm starke) Panzerplatten durchschlagen. In einem besondern Raume stehen lange Reihen von Geschossen . . . von den verhältnismäßig kleinen Kugeln für die Patronen der Hotchkisskanonen an, bis zu den gewaltigen, meterhohen Schmiedestahlblöcken, bei denen jeder Schuß 3 bis 4000 Mark kostet.

Eine hübsche Menge Geld! Es kann ja aber vorkommen, daß ein einziges solches wohlgezieltes Geschöß mit einer Ladung von den geheimnisvollen neuen high explosives dem Feinde ein ganzes Panzerschiff mit Mann und Maus kostet . . . und dann ist das viele Geld doch jedenfalls gut angewendet.



Gasanstalt.

fünftes Kapitel.

Middlesboroughs Eisenwerksgebiet.

Mehrtägige Reisen und Wandrungen kreuz und quer durch Clevelands großes Eisenwerksgebiet, von dem Middlesborough an der Mündung des Tees die Hauptstadt ist, bestätigten nur die früher schon gemachte Beobachtung, daß es die Eisenschmelzöfen und die Werkstätten, und nicht die Kohlengruben sind, die gewisse Gegenden des lieblich grünen Englands so schlimm zurichten.

Eine nächtliche Fahrt durch das Teesland von Darlington über Stockton nach Middlesborough gewährt zwar einen wildromantischen Anblick, denn da ist die flache, düstre Landschaft nach allen Seiten hin von den funkenprühenden Feuergarben und den mit Rauch gemischten roten Flammen der Hochöfen und Schmelzhütten erleuchtet, womit dieser Bezirk gradezu übersät erscheint. Von den langen Reihen turmähnlicher Hoch-

öfen, deren scharfe Umrisse sich von den phantastischen Wolken- und Rauchgebilden des düstern Nachthimmels grell abheben, quillt das weißglühende Roheisen heraus und ergießt sich über den neßförmig durchfurchten Sandboden. Schwarze Schatten halbnaakter Arbeiter huschen gespensterhaft über das glänzende Metallfeld, über dem die Nachtluft von der intensiven Hitze erzittert. Am Tage dagegen, wenn der reine Sonnenglanz die unterirdische Illumination aller Pracht entkleidet und den ganzen unterirdischen Greuel in seiner wahren Gestalt hervortreten läßt, da weilt der Blick nur auf rußigen Fabrikschuppen, auf einförmigen Reihen hoher Schornsteine, unheimlichen Haufen rotbrauner Schlacken und öden Landstrecken, die so zerrissen, verbrannt und geschwärzt erscheinen, als ob sie von einem Vulkanausbruch verwüstet wären. Man glaubt, die schöne Natur in Ruinen und Asche begraben zu sehen, während die Walzwerke Leichengefänge knirschen, zu denen die Dampfhämmer ihren schwermütigen Trauermarsch stampfen und die Schornsteine ihre endlosen schwarzen Bahrtücher von Steinkohlenrauch entrollen.

Middlesborough ist eine würdige Metropole — ich hätte beinahe „Metropole“ geschrieben — für das siedende, verheerende, eisenindustrielle Leben eines solchen Bezirks. Es macht einen hochgradig totenähnlichen und auch wieder äußerst lebensvollen Eindruck — je nach der Auffassung des Beobachters. Wären seine langweiligen Häuser aus Roheisenbarren aufgebaut, und seine sandigen Straßen mit einem Gemeng von Schlacken und Koks makadamisiert — die Stadt könnte auch dann kein mürrißcheres Aussehen haben. Und hier wiederum, ganz wie in Newcastle, waren es nicht etwa die auf der Oberfläche liegenden Zeichen der Armut ihrer arbeitenden Bevölkerung, die eine düstere Stimmung erweckt hätte, man merkte im Gegenteil, daß die große Menge dieser Eisenarbeiter ökonomisch recht gut gestellt sein mußte. Es war vielmehr die geradezu gigantische Häßlichkeit und öde Einförmigkeit ihrer Umgebungen, die den Beobachter verleitete, ihr Los zu beklagen — natürlich mit Unrecht, da sie ja aus den Gesichtspunkten des ethischen und geistigen Lebens wahrscheinlich selbst nichts dagegen einzuwenden fanden. Diese rußigen Arbeiter, die des Abends

in dichten Haufen zusammengedrängt mitten auf den verkehrsarmen Straßen schwatzten, sahen im Gegenteile aus, als wären sie ihrer traurigen Umgebung bestens angepaßt. Wir schauderten aber gerade zurück vor dieser kritiklosen Zufriedenheit, vor dem blinden Anpassungsvermögen der Menschennatur, das hier zutage trat.

Dadurch, daß man in einer Nation einem mechanischen und schönheitsfeindlichen, einseitig auf das Materielle gerichteten und von kommerziellen Schlaupföpfen und Draufgehern erstrebten Produktionssystem einen maßlosen Einfluß einräumt, läuft man Gefahr, den Grundcharakterzug des ganzen Volkes dumm-energisch (wie den von Maschinen), ästhetisch-gleichgültig (wie den der Erzeugnisse der Maschinen) und monomanisch-kommerziell (wie den der leitenden, tonangebenden Parvenüs) zu machen. Damit ist auch ausgesprochen, daß ein gut Teil der köstlichsten Kulturfrüchte verurteilt bleibt, niemals da zu reifen, wo solch ein Erdboden vorherrschend ist. In der Erinnerung, daß die militärische Zivilisation der alten Zeit und des Mittelalters sich als besserer Boden für eine reiche und feine geistige Blüte erwiesen hatte, hat man wohl den Militarismus als Gegengift des Industrialismus vorgeschlagen. Wo ist nun der, der uns die Idee von einem dritten Nährboden der Zivilisation, für ein allumfassendes, aufwärts schreitendes Kulturleben einflößen könnte?

Nachdem ich mich an Hochofen und chemischen Fabriken in Port Clarence, sowie an den Stahl- und Eisenwerken Darlington und Stocktons satt gesehen, die Börse in Middlesborough besichtigt und an einem Lunch im großen Kaufmannsclub teilgenommen hatte, fuhr ich eines Nachmittags hinaus nach dem kleinen am Meere gelegenen Badeorte Redcar, um mit einem industriellen Magnaten zu dinieren, der in seinen Kohlen- und Eisengruben, Eisenwerken und chemischen Fabriken an die 4000 Arbeiter beschäftigte. Unter den Tischgästen meines Wirtes befanden sich auch drei amerikanische Eisenfabrikanten, und nachdem die üppige Mahlzeit verzehrt war und die Damen des Hauses nach englischer Sitte die Herren der Schöpfung sich selbst und ihren Weingläsern überlassen hatten, richtete sich das Gespräch natürlich schleunigst auf industrial things.

Die Gegend, in der wir weilten, hat ja in der industriellen Geschichte Englands eine wichtige Rolle gespielt. Die im Jahre 1825 eröffnete Eisenbahn zwischen Darlington und Stockton war die erste Passagierlinie in England und die Aufnahme des Grubenbetriebs in den Eisenerzfeldern Cleveland's war ebenso epochemachend gewesen, wie die Entwicklung der chemischen Industrien in demselben Landesteile. Die Amerikaner zeigten eine Tendenz, sich arg ins Technische zu vertiefen, und ungemeinen Eifer, die neuesten englischen Verbesserungen an Maschinen und in den Stahlbereitungsprozessen kennen zu lernen. Es hat wirklich den Anschein, als ob bei ihnen derlei Dinge den einzigen natürlichen Gesprächsstoff bildeten.

Nachdem sie mit dem letzten Nachtzuge nach Middlesborough zurückgekehrt waren und ich mich mit meinem Wirt wieder allein befand, war es für uns ebenso natürlich, uns über die lieben Amerikaner — natürlich ganz im allgemeinen — auszusprechen. Deren fabelhaft optimistischer Glaube, wonach die kommerzielle Intelligenz und Bildung die feinste menschliche Intelligenz und die Bildung überhaupt wären, ruft verschiedene sarkastische Bemerkungen meines Wirts hervor. Er ist wiederholt drüben in dem merkwürdigen Yankee-lande gewesen, und es liegt ihm offenbar nichts daran, sein altes England nach jenem Muster gar so gründlich umgestaltet zu sehen. Man ist hier zwar willig, dem Strome der Zeit bis zu einer gewissen Grenze zu folgen, scheut aber doch die äußersten Konsequenzen. England darf sich gegenüber Amerika rühmen wegen der besonnenen und doch fortschrittsfreundlichen Art und Weise, womit in ersterem Lande die soziale Frage von Kapitalisten wie von Arbeitern behandelt wird. Mein Wirt grade ist vollberechtigt, sich über solche Sachen zu äußern, denn er hat mehr als die meisten großen Arbeitgeber in England gethan, um seinen Angestellten dauernde Beschäftigung und guten Verdienst zu sichern und deren Wünschen bezüglich der Verkürzung der Arbeitszeit entgegenzukommen.

Mit dem gastfreundlichen Anerbieten, mich die Nacht über in seinem Hause zu behalten, bezweckte er auch, mir am nächsten Morgen Gelegenheit zu geben, frühzeitig weiter ins Land hineinzufahren, um eine ihm

gehörige Eisengrube zu besichtigen, wo der Achtstundentag eingeführt war und die letzten Verbesserungen in den Arbeitsmethoden zur Anwendung gekommen waren.

* * *

Die Reise nach der Eisengrube meines clevelandischen Werkbesizers war außerordentlich erfrischend nach dem vielen Umherlaufen zwischen Hochofen, Walzwerken, Stahlhütten und chemischen Fabriken an den vorhergehenden Tagen. Die Bahnlinie verlief längs des kuppelten Küstenstreifens südlich von der Mündung des Tees, und berührte mehrere Badeorte, unter denen Saltburn eine besonders schöne Lage auf dem Abhange hoher Hügel hat, die schließlich fast lotrecht ins Meer abfallen. An der mir bezeichneten Station angelangt, erwartete mich schon der Grubenverwalter, der telephonisch über meine Absichten unterrichtet worden war und sich bereit erklärte, mich ohne weiteres Zögern in die Grube hinunter mitzunehmen.

Diese hatte ganz den gleichen Überbau mit rasch arbeitendem Förderwerk, wie die Kohlengruben, die ich bereits gesehen hatte. Nach Besteigung des kräftig gebauten Förderkorbes setzt sich das gewaltige Schwungrad über uns sofort in schnelle Bewegung, und mit rascher Fahrt sinken wir nach dem Grunde des lotrechten, gegen 600 Meter tiefen Schachtes hinunter. Hier bin ich überrascht, diesen verhältnismäßig so hell und freundlich zu finden. An der Decke der geräumigen (5 bis 6 Meter hohen und über 9 Meter breiten) Gänge, die nach dem Innern der Grube führen, sitzen Reihen elektrischer Glühlampen. Ich sollte nachher Gelegenheit haben, noch eine andre Verwendung der Elektrizität hier unter der Erde kennen zu lernen.

Nachdem wir Laternen und Stöcke erhalten haben, begeben wir uns zunächst zum Stalle, der stets das Erste zu sein scheint, was man in englischen Kohlen- und Eisengruben dem Besucher zeigt. Er hat Platz für 30 Pferde — gewaltige Mähren, nicht kleine Ponies, wie in den

engen Kohlengruben. Die Bewohner der dunklen Stände sind augenblicklich gerade nicht wohl auf. Die Influenza herrschte unter ihnen, erklärt mein Führer, und diese Seuche bewirkt eine starke Kraftverminderung und Stumpf Sinnigkeit bei den treuen Tieren, ganz wie bei uns Menschen, ein Umstand, der sich für die intensive Thätigkeit hier unten recht störend geltend macht. Die Grube, die eine Fläche von etwa 12 Hektar einnimmt, beschäftigt 300 Bergleute, und damit diese ohne Unterbrechung arbeiten können, müssen die Pferde beständig die erzbeladenen Hunde nach dem Schachtgrunde ziehen und die schweren Arbeitsmaschinen von einem Sprengorte zum andern schleppen.

In den zwei Stunden, die ich auf der Wandrung durch die geräumigen Stollen dieser mustergerichtig verwalteten Eisengrube zubringe, zeigt man mir drei verschiedene, im Gebrauch befindliche Drillbohrmaschinen für die Sprenglöcher. Die älteste ist eine hydraulische Maschine, deren Kraftquelle sich natürlich sehr billig stellt; die notwendigen Röhrenleitungen verursachen aber Schwierigkeiten beim Transport der Maschine hier in den Eingeweiden des Berges. Um diesen Nachteil zu vermeiden, hat man kleine Petroleummotore gebaut, die zwar sehr handlich und bequem im Betriebe sind, leider aber die Luft durch ihre übelriechenden Verbrennungsprodukte arg verschlechtern. Zuletzt hat man nun angefangen, die Elektrizität als Triebkraft für die Bohrer zu benutzen, und auf diesem, wie so vielen andern Gebieten geht die Elektrizität als Sieger über ihre Mitbewerber hervor. Die hübsche, doch offenbar recht komplizierte elektrische Bohrmaschine ruht auf einem niedrigen Wagen, der auf den, fast in allen Stollen vorhandenen Schienengleisen läuft. Diese verlängert man dann bis zur Wand des Stollens, der weiter ausgesprengt werden soll. Die Maschine wird bis zum passenden Abstand von der Bergmasse vorgeschoben und auf den Schienen unbeweglich befestigt. An ihrer Rückseite hat sie eine große Rolle mit dem Ende des elektrischen Kabels, das nach den Dynamomaschinen führt, die sich oberirdisch im Maschinenhause dicht neben der Schachöffnung befinden. Am vorderen Teile der Maschine trägt sie einen kanonenrohrähnlich hinausragenden Apparat, der in komplizierter

Weise so gegliedert ist, daß dem $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{2}{3}$ Meter langen Stahlbohrer, der in jenen eingesetzt wird, jede beliebige Richtung gegen die Bergwand gegeben werden kann, ohne deshalb die Maschine selbst drehen zu müssen. Ist der Bohrer mit seiner Spitze fest an die Wand gesetzt, so braucht der Maschinist nur eine Schraube umzudrehen, um das forkzieherähnliche Stahlstück sich mit betäubendem Geräusch in das Gestein einbohren zu lassen. Der Bohrer rotiert mit solcher Schnelligkeit, daß die Herstellung eines 1 bis $1\frac{1}{4}$ Meter tiefen Sprenglochs kaum einer Minute Zeit bedarf. Binnen etwa einer halben Stunde können zwölf bis fünfzehn konzentrische Löcher ausgebohrt werden, die in solcher Zahl notwendig sind, um die Sprengung in befriedigender Weise auszuführen.

Der Verwalter bemerkt schmunzelnd, daß dieses verbesserte Arbeitsverfahren die Produktion der Grube in kurzer Zeit verdoppelt habe, ohne daß deswegen ein einziger Bohrerführer mehr angestellt sei; und wir haben alle Ursache, seinen Worten zu glauben, nachdem er mich gleich darauf nach einem Sprengorte geführt hatte, wo die Arbeit noch mit der Hand ausgerichtet wurde. Da das Erz (Iron stone = Eisenstein) hier wenig hart ist, wird kein Hammer benutzt, sondern das Handbohren erfolgt mit einer Art langem, dünnem Spieß, dessen hinteres Ende zu einem schweren Kolben anschwillt . . . ein recht primitives und langsames Werkzeug.

Auf meine Frage nach den Löhnen und Arbeitszeiten erfahre ich, daß der Achtstundentag hier allgemeine Regel ist, und daß der Übergang vom Dreizehn- zum Achtstundentage eine größere Arbeitsintensität und ein größeres Arbeitsergebnis auf den Mann berechnet zur Folge gehabt hat. Mein Grubenverwalter setzt mit gutmütigem Blinzeln hinzu, daß „die Arbeiter einen Fachverein haben, der scharf aufpaßt, daß sich Keiner untersteht, an einem Tag länger als acht Stunden zu arbeiten.“ Der Normalarbeitstag war in dieser Grube übrigens durch freundschaftliches Übereinkommen zwischen dem Fachverein der Arbeiter und dem Besitzer eingeführt worden, und letzterer macht keine Heimlichkeit daraus, daß bei dieser Reform kein Teil verloren hat . . . im Gegenteil. Thatsächlich wird nach der neuesten offiziellen Statistik in den Eisengruben Cleveland's (des

nordöstlichen Yorkshire) wöchentlich nicht länger als 46 Stunden gearbeitet. Natürlich bezieht sich das auf den Kopf, denn jeden Tag fahren zwei Arbeiterschichten ein . . . ganz wie in den Kohlengruben Northumberland's und Durhams.

Die ganze Arbeit wird auf „Stücklohn“ verrichtet, d. h. der Arbeiter wird nach verabredeter Skala nach dem Gewichte des Erzes bezahlt, das er nach der Schachtöffnung hinauffendet. In der von mir besuchten Grube verdienen die erwachsenen Arbeiter im Durchschnitt 30 Schilling (30 $\frac{1}{2}$ Mark) in der Woche. Das übertrifft jedoch den Durchschnittslohn im übrigen Bezirke, der nach Robert Giffens Statistik nur 23 Schilling erreicht. Nach derselben Autorität verdient die Hälfte von England's erwachsenen Eisengrubenarbeitern 22 Schilling 4 Pence (etwa 23 Mark), ungefähr ein Drittel derselben 26 Schilling 9 Pence (27 $\frac{1}{2}$ Mark) und etwa der fünfte Teil 18 Schilling (18 $\frac{1}{5}$ Mark) in der Woche. Von den unten in den Gruben mit dem Erztransport beschäftigten Knaben und Jünglingen verdienen zwei Drittel im Durchschnitt 12 Schilling und ein Drittel 7 Schilling 11 Pence in der Woche. Frauen und Mädchen, die nur oberirdisch beschäftigt werden dürfen, erhalten im Durchschnitt 8 Schilling 2 Pence und 5 Schilling 7 Pence (letzteres nicht ganz 6 Mark) Wochenlohn.

Von großem Interesse für den Beobachter der neueren Bestrebungen der Arbeiter nach verkürzter Arbeitszeit ist es, zu finden, daß bei dem in England's Kohlen- und Eisengruben herrschenden Stücklohnsystem verhältnismäßig kurze Arbeitszeit bei relativ hohem Lohn immer mehr zutage tritt. So verdienen Northumberland's und Durhams Kohlengrubenarbeiter im Durchschnitt 26 Schilling in der Arbeitswoche, die zwischen 36 und 42 Stunden schwankt, während dieselbe Arbeiterkategorie in Südwaless und Monmouthshire bei 54 Stunden in der Woche es nur auf 22 Schilling 7 Pence Lohn bringt. Diese beiden Arbeitergruppen sind — wie man aus der Statistik entnehmen kann — nahezu gleich zahlreich und in industrieller Beziehung gleich wichtig. Es ist auch lehrreich zu erfahren, daß die Eisengrubenarbeiter von Cumberland und dem nordwestlichen

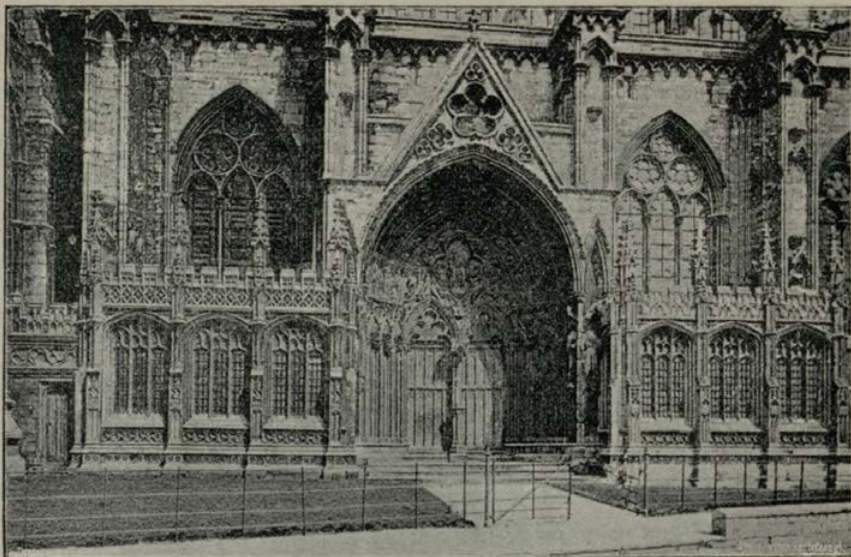
Lancashire für 48 Stunden in der Woche 23 Schilling 7 Pence erhalten, während sich die des mittleren Schottland für 54 Stunden mit 21 Schilling 3 Pence und die von Irland für dieselbe Arbeitszeit gar mit 12 Schilling 5 Pence begnügen müssen.

Hierbei spielt natürlich nicht allein die Geschicklichkeit und Energie der Arbeiter eine Rolle, sondern auch, soweit die Kapitalisten dafür verantwortlich sind, die Organisierung und Ausrüstung der Arbeit. Gewisse natürliche und kommerzielle Verhältnisse sind, wenn man die Lohnhöhe in verschiedenen Bezirken vergleichen will, ebenfalls mit in Rechnung zu ziehen. Trotzdem kann man aber doch den Schluß ziehen, daß die Verkürzung des Arbeitstages in gewissen Erwerbszweigen eine erhöhte Produktivität der Arbeit zur Folge hat, d. h. das gerade Gegenteil von dem Resultate, das man auf Seiten der Arbeitgeber gewöhnlich voraussetzt.

Daß es für diese Tendenz eine Grenze gibt, liegt auf der Hand. Die Frage ist nur die: In welchen Industrien (und in welchen Ländern) ist diese Grenze noch nicht erreicht? . . . und sollte man nicht im Interesse der Kultur diesem Gleichgewichtszustand zwischen kürzester Arbeitszeit und größtmöglicher Leistung mit Bewußtsein zustreben?



Bohrung auf hydraulischem Wege in einer Erzgrube.



Gotische Pforte der Kathedrale zu Lincoln.

Sechstes Kapitel.

Die Kathedrale in Lincoln.

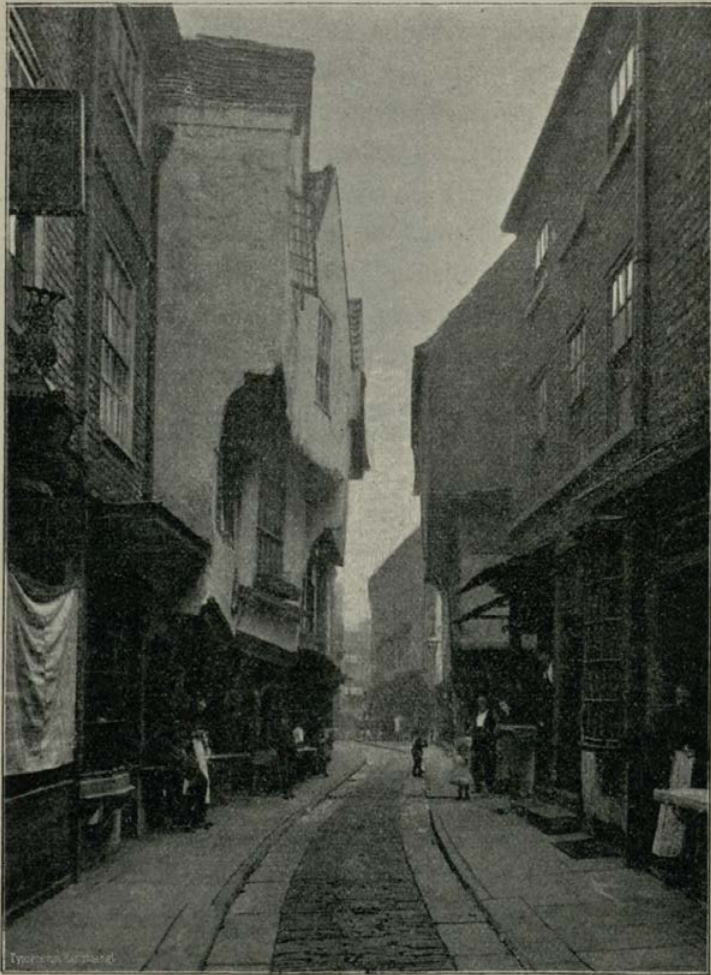
Lincoln und York sind von Alters her die Hauptstädte des Ackerbau treibenden England. Wie die Geschichte lehrt und schon die Kenntniss von der allgemeinen ökonomischen Entwicklung des Volkes sollte schließen lassen, weist das darauf hin, daß diese Städte, die in dem jetzigen, vornehmlich industriell gewordenen England, so wenig von sich hören lassen, zu den ältesten Bildungsherden der britischen Inseln gehören.

Schon vor 2000 Jahren zählten die altkeltischen Orte Lindcoit und Caer Eborac zu den bedeutendsten Plätzen der fruchtbaren Ebene um die Flußsysteme, die im Wash und Humber ausmünden. Durch die Eroberungszüge Julius Cäsars, des Claudius und Agricola wurden diese Ortschaften zu den wichtigen römischen Kolonien „Lindum“ und „Eboracum“ verwandelt und die letztere zur Hauptstadt der ganzen, neuen römischen



Die Kathedrale zu Lincoln.

Provinz erhoben, deren Wert für die Eroberer zum großen Teil in der Getreideerzeugung auf dem weiten Flachlande von Lincolnshire und Yorkshire



Alte Gasse in York.

lag. Lindum Colonia und Eboracum — von welchen Bezeichnungen die Namen Lincoln und York nur spätere Umwandlungen sind — blieben auch nach Rückberufung der römischen Legionen aus Britannien bedeutende

Städte, und ebenso in der Zeit, wo das Land rundum nach und nach von Angeln, Dänen und Normannen erobert wurde. Besonders erhielt sich York als Mittelpunkt für die Christianisierung Nordenglands und für eine Menge wichtiger politischer Konflikte im Mittelalter.

Es giebt in der That kaum einen englischen Ortsnamen, der so viele bedeutungsvolle und malerisch wechselnde geschichtliche Erinnerungen wachruft, wie gerade York; und andrerseits giebt es wohl keine englische Stadt, die eine so pittoreske Sammlung architektonischer Reliquien aus fast dem ganzen Zeitlauf der britischen Zivilisationsentwicklung darböte, wie Lincoln. Ja, nirgends in England, nicht einmal in Oxford oder Chester, ist die träumerische Vorzeitstimmung so unwiderstehlich und das Vergessen des modernen Getümmels so leicht, wie im Schatten der herrlichen Kathedrale von Lincoln.

Der kleine Fluß Witham schlängelt sich eine (englische) Meile nach der andern durch das flache Tiefland Lincolnshires, ohne daß sein Bett von etwas andern als von Aekern und Wiesen und hier und da von Mooren, die noch nicht drainiert und zu fruchtbarem Akerboden verwandelt sind, begrenzt würde. Endlich strebt quer zu der einförmigen Ebene ein längerer Hügelzug empor, durch den das stille klare Wasser sich ein breites Thor ausgepflügt hat, um sich nach dem Meere — dem „Ziele seiner Sehnsucht“, wie die Dichter sagen — einen Ausgang zu bahnen. Auf der einen Seite vor diesem Landesthore, zwischen dem Flusse und dem Kamm der Hügelkette, auf einem Terrain, das sich erst sanft, dann immer steiler über das sonnenbeglänzte, wohl angebaute Flachland erhebt, liegt das alte Lincoln.

Es ist eine kleine unregelmäßige, ländlich-stille Stadt mit einer ungeheuern, auf dem äußersten Rande des Höhenzugs gelegenen Kathedralkirche, deren zwei majestätische Türme, lange Hauptschiffe und breite Westfassade sich hoch über allen Gebäuden der Stadt vom blauen Himmelsdome abheben. Nur die Kathedrale in Durham hat eine ebenso herrliche Lage, doch während diese in malerisches Grün eingebettet ist, liegt der unvergleichliche gotische Dom von Lincoln frei und klar da oben auf



Chor der Kathedrale zu Lincoln.

seiner Höhe und badet sich vom Sockel bis zum höchsten Pinakel im blauen Luftmeere.

Steht man gegen Abend unten auf der Ebene, wenn leichte Nebelschleier von der glänzenden Oberfläche des Flusses aufsteigen und die Menschenwohnungen, die sich demütig rings um den Fuß des Ehrfurcht gebietenden kirchlichen Bauwerkes zusammengedrängt haben, halb verhüllen, so scheint es, als ob dieses gar nicht mehr auf festem Felsenrunde, sondern auf den Händen der himmlischen Heerscharen ruhte. Der gelbe Sandstein in der von unzähligen Nischen, kleinen Spitzsäulen und Fensterbögen geriesten Mauerfläche flammt goldig im Abendscheine auf und man fängt an zu verstehen, wie die Mönchsphtasie bisweilen dazu kam, von goldnen Schreinen zu dichten, mit denen die Engel vom Himmel niederschwebten, um den gottbeseelten Baumeistern zu offenbaren, wie ein christliches Heiligtum aussehen solle. Es war ja ein später zum Heiligen ernannter Bischof, St. Hugh, der gegen Ende des 11. Jahrhunderts die schönsten Teile dieser herrlichen Kathedrale erbaute, die schon zehn Jahre nach der Schlacht bei Hastings vom ersten normannischen Bischof angefangen worden war. Kein kirchlicher Architekt hat mehr heilig-poesievoll gebaut, als der „heilige Hugo von Lincoln“. Wir wollen auch nicht unterlassen hinzuzufügen, daß die Stadt noch heute etwas von ihrer mittelalterlichen Harmonie mit der Kathedrale bewahrt hat . . . ein seltener Glückszustand in den jetzigen letzten Tagen des 19. Jahrhunderts, wo die Heiligen verlernt haben, in Stein, nicht allein in geschriebnen und gesprochenen Worten, zu bauen und zu erbauen, und die Architekten anscheinend jede Begier nach einem andern Ruhm aufgegeben haben, als nach dem, den das Geld und oft in so erbärmlich geringer Menge ihnen gewährt.

Wohin man sich in Lincoln auch wenden mag — schon lange bevor man die steilen und winkligen alten Gassen zu erklimmen anfängt, die nach der Kathedrale und deren archäologisch so merkwürdigen Umgebungen hinaufführen, überall findet man mitten in dem gemütlich glatten und wenig geräuschvollen Leben der Gegenwart die malerischsten Überreste

vergangener Zeiten. Entweder ist es eine kleine, moosbedeckte Kirche, deren verwitterter, aus rohen Steinblöcken zusammengefügter Turm der angelsächsischen Zeit entstammt, oder eine alte, eigentümliche Steinbrücke, auf deren einer Seite eine Reihe unregelmäßiger, mittelalterlicher Fachwerkbauten noch recht gut erhalten ist. Ein andermal wird der Blick von einem schönen, im 14. Jahrhundert errichteten Stadthore gefesselt, das sich mit seinen grauen, krenelierten Mauern jetzt mitten in der modernen Hauptstraße erhebt; dann stehen wir wieder an anderer Stelle vor einem niedrigen, mit Schiefer eingedeckten, noch um weitere 200 Jahre ältern Gebäudekomplex. Dieser zeigt Spuren von normännischem Baustil und steht zum frühesten Aufblühen des Kunstwesens in England in näherer Beziehung. Quer über die Straße bemerken wir den noch erhaltenen, mit seltsamen Ornamenten geschmückten Mittelteil eines Palastes, der dem berühmten Johann von Gent gehörte, dem dritten Sohne Eduards III. und Vater Heinrichs IV. und damit dem Stammvater des königlichen Hauses Lancaster . . . „der roten Rose“.

Noch zahlreichere und besser erhaltne Reste des mittelalterlichen Lincoln finden wir auf dem Hügel und auf dessen Abhängen innerhalb der Linie der alten Stadtmauer. Oben links auf dem High-street-Hügel steht ein kleines, altertümliches, einstöckiges Wohnhaus aus Stein. Sein Äußeres ist von Wind und Wetter von acht Jahrhunderten und von vielen verheerenden Angriffen durch Menschenhand tief benarbt. Im Rundbogen des kleinen, wunderlichen Eingangs gewahrt man jedoch noch immer eine tief und fein ausgehauene Ornamentierung in reichem normännischen Geschmack, und unter dem Bogen sitzen noch zwei kunstvoll verzierte Kapitäle, obwohl die schlanken Säulenschäfte darunter längst verschwunden sind. Von den zwei Rundbogenfenstern im obern Stockwerk hat das eine noch seine behauene Einfassung und kleinen inneren Bogen. Nach Aussage der Archäologen ist das eines der allerältesten steinernen Privathäuser, die in ganz Großbritannien vorkommen. Errichtet wurde es zu Anfang des 11. Jahrhunderts, wahrscheinlich von einem steinreichen Geldmäkler jüdischer Rasse. Zu einer Zeit, wo Stein als Baumaterial

nur von religiösen Korporationen oder von kriegerischen Großgrundherren, d. h. streng genommen, nur in Verbindung mit kirchlicher und militärischer Architektur verwendet werden konnte, waren die unentbehrlichen jüdischen Bucherer, ohne die mancher Kriegszug und manches Kirchenbauunternehmen nicht ausführbar gewesen wären, außer dem Adel und der hohen Geistlichkeit die einzigen Bürger, die die Mittel besaßen, sich ein solides,



Das Judenhaus in Lincoln.

kunstvoll geschmücktes, steinernes Wohnhaus zu errichten. Schon lange Zeit, ehe der eigentliche Kaufmannsstand sich von jeder Spur sozialer Nachteile der Leibeigenschaft zu befreien vermochte, lebten viele, von den Ufern des Mittelländischen Meeres gebürtige, mit Gold und Silber schachernde Israeliten „in Häusern, die fürstlichen Palästen glichen“ . . . um einen Ausdruck von einem phantasiereichen Geschichtsschreiber jener Zeit zu entlehnen.

Dieses alte, malerische, einen Stock hohe Wohnhaus im idyllischen

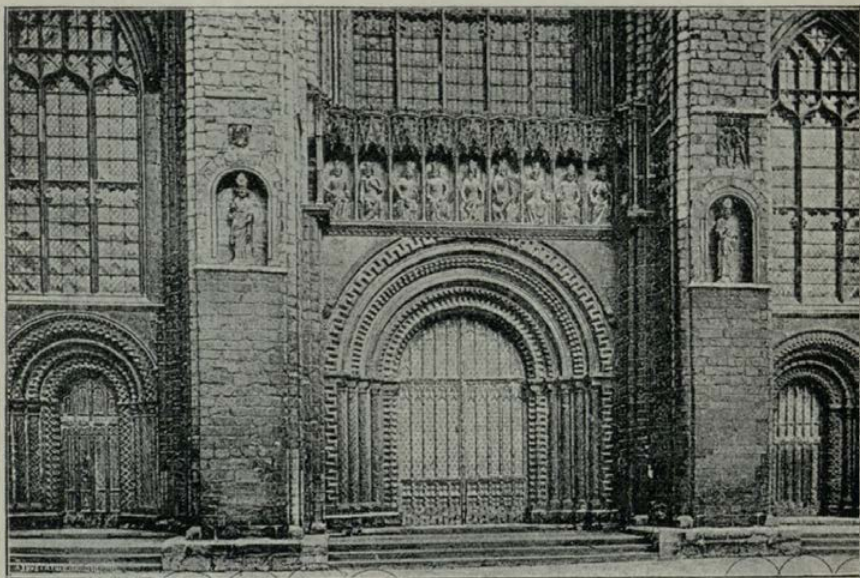
Lincoln bezeichnet also den allerzeitigsten Vorboten der sozialen Macht und Herrlichkeit der Bourgeoisie. Doch welcher Unterschied zwischen diesem sogenannten „Judenhause“ Lincolns und beispielsweise Rothschilds fürstlichem Familiensitze bei London! Man kann nicht leugnen, daß die Zeiten besser geworden sind . . . selbst für die Reichen.

Während wir nun immer höher hinaufklettern durch Gassen, die so steil sind, daß sie jeden Fahrverkehr ausschließen, nähern wir uns den noch erhaltenen Überresten von Mauern, die früher einmal das weitausgedehnte Kathedralgebiet zu einer Art Staat im Staate machten. Die Häuser hier zeigen fast durchgehends einen altertümlichen Stil, bestehen oft aus Fachwerk mit spitzigen Giebeln nach der Straße zu und haben Stockwerke, die eines über das andre hervortreten.

Endlich gelangen wir durch einen festungsähnlichen, gotischen Thorbau und befinden uns damit auf dem Platze der Kathedrale, unmittelbar vor deren imponierender, westlicher Fassade. Ihre gewaltige Breite und Höhe, ihre reiche, wenn auch gemischte und teilweise etwas mechanische Ornamentierung und die schönen Zwillingstürme mit ihren prächtigen gotischen Schallöffnungen, zierlichen Pinakeln und der durchbrochenen Mauerbekrönung bilden ein Ganzes, das majestätische Kraft mit luftiger Anmut in einer Weise vereinigt, wie man sie nur an einem so jugendfrischen Meisterwerke gotischer Kirchenbaukunst, wie eben Lincolns Münster, sehen kann.

Gehen wir durch das große Mittelportal, dessen massive Seitenpfeiler und schwere Rundbogen davon zeugen, daß das riesige Bauwerk im normannischen (frühromanischen) Stile begonnen, obgleich es, wie die obern Teile der Türme erkennen lassen, in spätgotischem Geschmack vollendet wurde, so befinden wir uns in dem ungewöhnlich breiten und hellen Hauptschiffe. Die schlanken Pfeilergruppen tragen das schwere Steindach mit ansehnlicher Spannweite, ohne dem Besucher eine andre Empfindung als die des leichten, jubelnden Emporstrebens zu erwecken . . . empor zu den reich geschnitzten Kapitälern, und von diesen Schritt für Schritt höher, von dem einen Stockwerke spitziger, zierlich durchbrochener Gewölbegögen

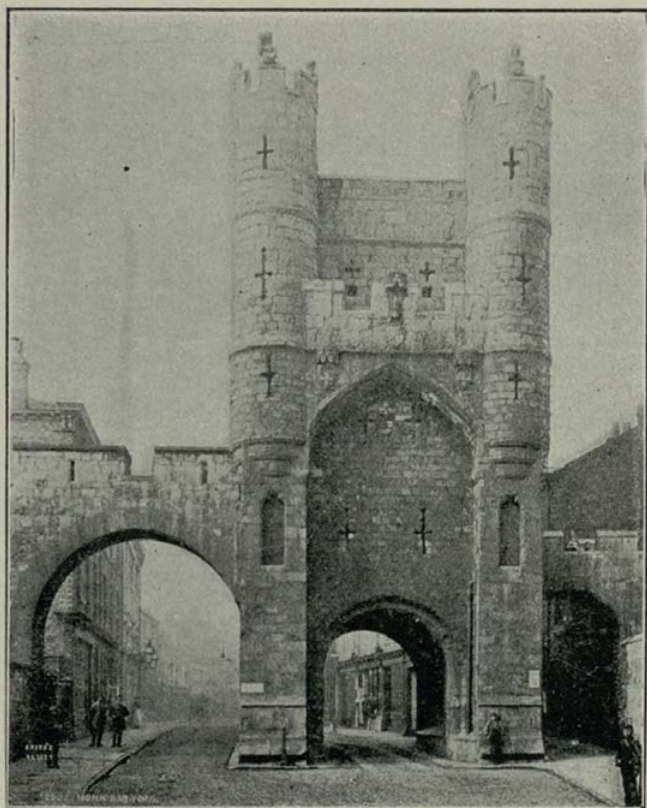
nach dem andern, bis die höchsten Pilaster sich palmenähnlich in feinen, geriffelten Rippen ausbreiten, deren einander hoch über uns sich treffende und durchschneidende Kurven das elegante, von einer Reihe phantasiereich ausgehauener Kreuzrosen verbundene Gerippe der massiven Deckenwölbung bilden. Obgleich das Baumaterial eine so erdrückende Summe toten Gewichts repräsentiert, gelingt es der gotischen Baukunst nicht nur, das



Normanische (West-) Pforte der Kathedrale zu Lincoln.

drückende Gewicht jedes Gefühls von Schwere zu entkleiden, sondern sogar in das grade Gegenteil zu verwandeln: in ein erhebendes Gefühl beschwingter, phantastisch spielender Bewegung nach oben. Nach oben müssen wir Blicke und Empfindungen richten, nach oben, bis die Phantasie den stetig aufwärts weisenden Architekturlinien gefolgt ist bis zu den luftig ausgeschnittenen Zinnen und schlanken Eckspitzen der durchbrochenen Glockentürme, wo der klare Himmelsraum sich endlos nach allen Seiten öffnet, wo Glockenklang und Orgelbraus für den der Fesseln entledigten Geist die

letzte poetische Erinnerung an das Vorhandensein eines Alltagslebens mit seiner Bürde und Verwirrung bilden. Mit einem solchen Ideal vor Augen zu bauen und einen Stil zu erschaffen, der jedweden dieses Ideal mit



Mittelalterliches Stadthor in York.

größerer Kraft verdolmetscht, als wenn es in Worte übersetzt wäre . . . das ist Kunst, schöne Kunst allerersten Ranges.

Verlassen wir dann wieder die kühle Dämmerung unter dem gotischen Gewölbe und wandern außerhalb der Kathedrale umher zwischen den zahlreichen, wunderbar malerischen kirchlichen Wohnstätten aus dem 14. und 15. Jahrhundert, durch Großbritannien.

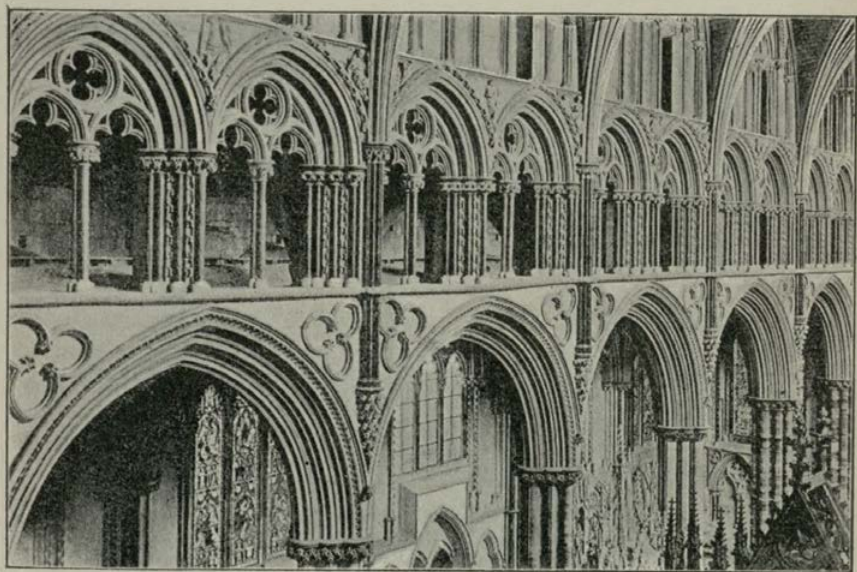


15. Jahrhundert, so wird uns zu Mute, als erlebten wir ein Stück Idyll aus dem Mittelalter. Keine Seele ist auf den stillen Straßen und den grasbewachsenen Höhen zu sehen; nur Vogelgezwitscher ertönt aus den schattenreichen Gärten zwischen ihren klösterlichen moosbedeckten Mauern und den von Schlinggewächsen überwucherten Gebäuden. Die Mittagssonne scheint so heiß auf die steilen Schieferdächer herab, zwischen deren phantastisch geformten Vorsprüngen und den Dachrinnen Schwalben schon seit mehreren Jahrhunderten ihre Nester angelegt haben. Es ist, als ob Jahrhunderte stillen, beschaulichen Lebens in der Atmosphäre um diese träumenden gotischen Loggien, Altane und aufwärts strebenden Giebel eine wahrnehmbare Spur von sich zurückgelassen hätten. Und wenn die herrlichen Glocken der Kathedrale mit einem Klange ertönen, der in England nicht seines gleichen hat, dann scheint jeder verwitterte Stein dieses altertümlichen kirchlichen Gemeinwesens in Harmonie mit ihnen leise zu erzittern. Zu jeder vollen Stunde erfüllt das Glockenspiel die Luft mit einer altväterischen *Integer vitae*-Melodie, bevor die große Glocke ihre orgelähnlichen Schläge langsam und feierlich über Stadt und Landschaft hinausklängen läßt.

Von den Ruinen einer alten, festen Burg auf einem Bergeshaupte der Kathedrale gerade gegenüber genießt man eine unvergleichliche Aussicht über das ganze stolze Kirchengebäude, über die Stadt zu seinen Füßen und über weite Strecken der sie umgebenden Landschaft. Hat man einen Archäologen mit sich, so kann man in der Einbildung die Grenzen nicht nur für das mittelalterliche Lincoln, sondern auch für die weit kleinere römische *Lindum-Colonia* verfolgen. Der Grundbau der östlichen römischen Stadtmauer zieht sich quer unter der Kathedrale hin und die nördliche Mauer mit einem ihrer gewaltigen, rundbogigen Stadttore ist noch teilweise dicht außerhalb der Kathedraleneinhegung vorhanden — ehrfurchtgebietende Überreste einer ausgestorbenen Zivilisation. Beide sollen aus der Zeit von 50 Jahren vor und 50 Jahren nach Christi Geburt herühren.

Welchen Wechsel in Bildung, Rasse, Sprache, in Religion und allem,

was, vom menschlichen Gesichtspunkt aus gesehen, durchgreifende historische Veränderungen bedeutet — haben diese trotzigsten Römermauern erlebt! Für sie ist die englische Herrschaft der katholischen Kirche, die uns mit der mächtigen, für die Ewigkeit gebauten Kathedrale beschenkte, nur eine Episode gewesen, die erst anfang, als sie schon sechs- oder siebenhundert Jahre auf dem Nacken hatten, und die sieben oder acht Jahrhunderte



Triforium des Chors der Kathedrale zu Lincoln.

später ein plötzliches Ende nahm. Und noch immer stehen sie aufrecht, diese Römermauern, bereit, vielleicht noch durchgreifendere Änderungen in der menschlichen Anschauungsweise an sich vorüberziehen zu lassen . . . denn sie wissen es besser als wir, daß der Mensch ein recht wandelbar Ding ist, besonders seit er sich's zur Aufgabe machte, seine primitive Nacktheit mit dem bunten und vergänglichen Mäntelchen der Zivilisation zu verhüllen.

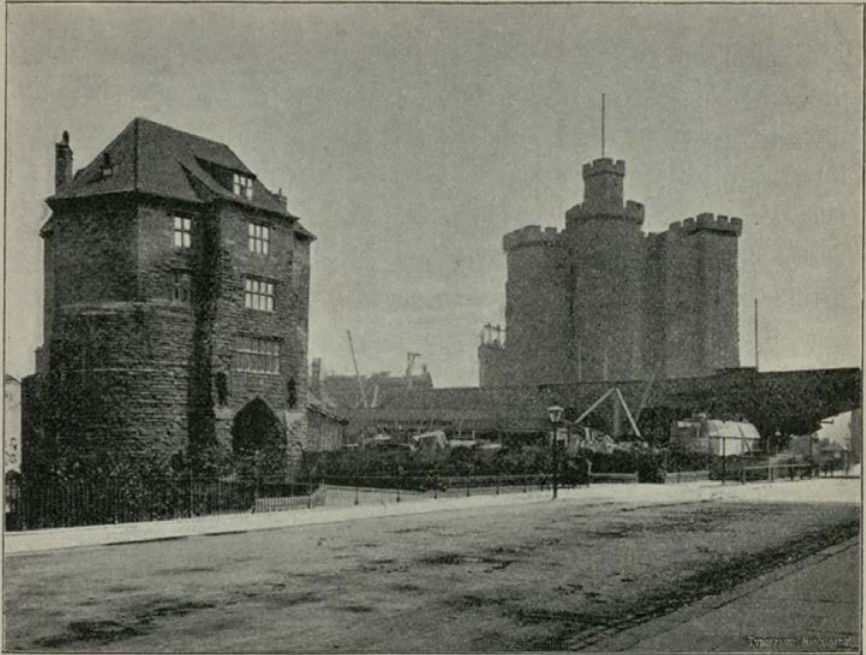
Verstehen wir uns einigermaßen auf die Deutung von Vorzeichen —

und Mangel an Gelegenheit dazu ist gewiß nicht der Grund, wenn die Menschen unsrer Zeit in dieser Kunst noch unbewandert sind — so hat Europas Menschheit sicherlich noch nicht das zivilisatorische Maskenkostüm angelegt, das unserm innersten Ich, das heißt der Rolle, die wir eigentlich alle spielen wollen, auf die Länge der Zeit am besten angepaßt ist.

II.

Nordenglisches Grubenleben.





Mittelalterliches Stadthor in Newcastle.

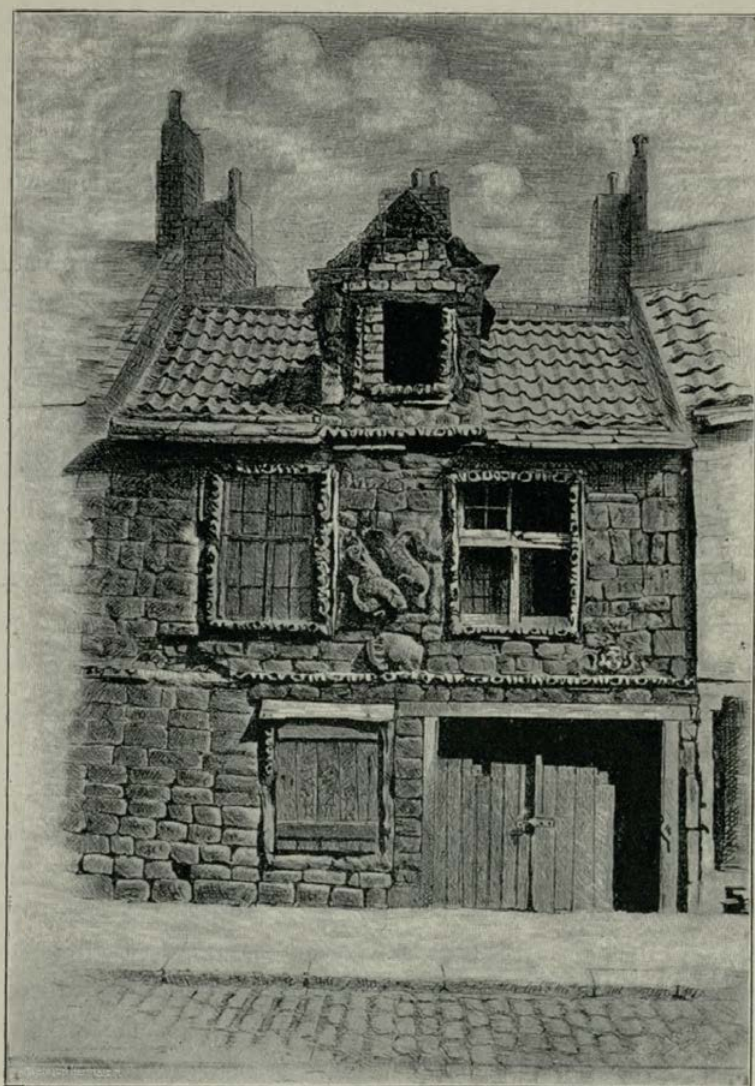
Siebentes Kapitel.

Ein Arbeiterfest im Kohlengebiete.

Eines sonnigen Morgens zu Anfang des Juli wanderte ich durch die ruhigen, schlecht gefehrten und nach allen Seiten anwidernden Straßen Newcastles hinunter nach dem großen Bahnhofe, einem der besten und belebtesten, die ich in England gesehen habe. Befindet man sich eine Woche nach der andern „draußen“ und reist immer mit dem Dampfrosse, so wird der Geschmack für Bahnhöfe in hohem Grade verfeinert, was aber gewiß nicht bedeutet, daß man sie gerade liebgewinnt. Es kommt jedoch vor, daß man die und jene ruhige Fabrikstadt um ihres zweckmäßig angelegten Bahnhofes willen zur Hälfte entschuldigt. Hier gilt das Wort, Ende gut, alles gut — und Newcastle kann man aus dem einen wie dem andern Grunde mit Vergnügen verlassen.

„Typische Kohlenhölle, doch mit ungewöhnlich pittoresker Lokalfarbe, dank dem tintenschwarzen Tyneflusse und dessen steilen, mit stinkenden Slums (Spelunken) und lärmenden Industrieanlagen in wilder Unordnung bedeckten Ufern“, stand in meinem Tagebuche verzeichnet, und dabei verblieb es. Es hatte mich interessiert, doch nicht entzückt — an diesen Satz wollen wir uns zu erinnern suchen, wenn es das Endurteil über das industrielle England gilt — und an diesem schönen Morgen empfand ich es deutlich, daß ich für einige Tage die knirschenden Eisenwerke, polternden Schiffsbauereien, ewig fauchenden Maschinen, die einformig Rauch ausspeienden Dampfchornsteine und die bis in die Seele hinein berufte Menschheit des Kohle ausführenden Newcastle ohne Bedauern entbehren könnte.

Mein Sinn stand nach Norden hin, nach Northumberland's sonnigem Gelände und dessen skandinavisch-freimütigen Bewohnern, die dadurch, daß sie die Steinkohlen aus den Eingeweiden der Erde brechen, zwar manche Gefahr laufen, dafür aber wenigstens den Gefahren des verdüsternden, aufreibenden, kohlenindustriellen Lebens entgehen. Man findet nämlich bald, daß es nicht die Kohlegewinnung, sondern der großindustrielle, in Städten und ganzen Bezirken konzentrierte Kohlenverbrauch ist, der vielerorts in England das Menschenleben zur tragikomischen Maskerade in Rauch und Rauchnebeln macht. So viel hatten meine Ausflüge durch die Kohlengrubengebiete Durhams und Northumberland's mich bereits gelehrt. Nun bedurfte es noch eines Blicks auf das Leben der Kohlenhauer ganz aus der Nähe, und zu diesem Zwecke hatte ich mit dankbarem Eifer eine Einladung angenommen, einige Tage bei einem Kohlengrubeninspektor in einem kleinen Orte 15 Meilen nördlich von Newcastle zuzubringen. Zufälligerweise hatte mein freiwilliger Wirt neben andern guten Eigenschaften auch noch die, ein eifriger Anhänger der Tradesunion zu sein, und so versäumte er es nicht, mich aufmerksam zu machen, daß der Fachverein der northumbrischen Grubenarbeiter sein großes Jahresfest im kleinen Kohlenhafen Blyth grade zur Zeit meines Besuchs abhielt. Ich löste mir also ein Billet nach Blyth. Meinen zukünftigen Wirt würde ich ja irgendwo unter der Volksmenge finden.



Altes Haus in Newcastle.

Schon bei der Abfahrt von Newcastle fiel mir die Menge grobhändiger, breitschultriger Arbeiter in den Wagen 3. Klasse in die Augen. (Ein Entdeckungsreisender muß stets 3. Klasse fahren, denn da findet er sein

bestes Beobachtungsmaterial.) Schlimmer noch wurde das, als wir nach zweimaligem Zugwechsel endlich auf der kleinen, nach Blyth führenden Küstenbahn waren. Coupés, die ordnungsmäßig Platz für 10 Personen boten, waren mit deren 25 vollgepfropft. Man saß da einander auf den Knien und stand in Doppelreihen noch zwischen den Sitzbänken . . . unter nie aufhörenden, lauten Ausbrüchen von Lustigkeit, sowie ohne einander wirklich nur die Hälfte soviel Unbehagen zu bereiten, wie es bei dem gewöhnlichen Morgens- und Abendsandrang in den erstickenden Wagen der Londoner Untergrundbahnen der Fall ist. Hier spielte eine frische Seebrise um den Zug, als dieser im Sonnenschein zwischen den gelbweißen Sandwellen des flachen Küstenstreifens dahinpustete. Unter den Fahrgästen bemerkte man auch nicht die erstickende Fabriks- und Werkstattluft, die stets den Werktagskleidern der englischen Stadtarbeiter anhaftet, Kleidern mit den unzweideutigen Spuren davon, daß sie viel zu selten — wenn überhaupt je — gereinigt werden. Die niedern Klassen in England sind im allgemeinen unsauber. Die abgehärtete Bevölkerung Northumberland's bildet jedoch eine leuchtende Ausnahme von dieser Regel.

Die kleine, schläfrige Stadt Blyth mit ihren Seemannsgasthäusern, Kramläden und Reihen niedriger Fischerhütten befindet sich heute in aufgeräumtester Stimmung. Die Schänkwirte haben ihr Dienstpersonal verdoppelt, das vollauf zu thun hat, um die Tausende durstiger Grubenarbeiter zu befriedigen. Auf Markt und Straßen verkauft man von Karren weg Obst, Limonade, Kuchen und Fruchteis. Um ein ländliches Kaspartheater — Punch and Judy Show, wie es hierzulande heißt — herrscht ein arges Gedränge und grauköpfige Männer stehen da und greinen und heulen wie Währwölfe über antiquierte Spässe, die sie alle von Kindheit her auswendig wissen. Doch erst weiter draußen, jenseit der Dünen, entwickelt sich die richtige „Gala“ (eigentümlich genug bezeichnen die englischen Fachvereine ein derartiges Jahresfest als ihre Gala). Da giebt es Karusselle und mit Dampf betriebene Orchestrions von furchtbarster Qualität. Die Reihen von hübsch angemalten Schaukeln sind von der jüngeren Grubenarbeiterchaft in vollen Gang gesetzt, und allen Anzeichen

nach herrscht kein Mangel an Zuschauern in den mit Plakaten aufgeputzten Zelten, wo man für das Eintrittsgeld von einem Penny die fetteste Frau und den stärksten Mann der Welt bewundern kann. Es sind sonntäglich sauber gekleidete, meist jüngere Arbeitsleute beiderlei Geschlechts, die man an diesem Jahrmarktstrubel vollen Anteil nehmen sieht. Die Klasse ist zwar nicht besonders hoch gewachsen, doch ziemlich gut entwickelt und zeigt schwach bräunlichen Teint und etwas phlegmatischen Gesichtsausdruck. Spuren entkräftender Überanstrengung vermißt man freilich hier und da weder bei Männern noch bei Weibern, und obwohl es kaum später als zwölf Uhr Mittags ist, zeigt die Festfreude an manchen Stellen, vorzüglich bei den Whiskyshänken, eine deutliche Tendenz, in rohe Unmäßigkeit umzuschlagen.

Weiter unten auf dem festen weißen Sande, den die Ebbe kurz vorher trocken gelegt hat, gewahrt man dichte Haufen halbwüchsiger Jungen und jüngerer Männer, deren Schweigsamkeit und bewegungslose Haltung verrät, daß ihre Aufmerksamkeit von irgendwelcher stillen Beschäftigung stark gefesselt sein muß. Ein näheres Nachsehen lehrt, daß letztere in Tossing of pennies (Emporwerfen kleiner Münzen und Vorhersagen, d. h. Wetten, auf welche Seite sie zu liegen kommen werden, der Übers.) besteht, einem ebenso geistlosen wie einfachen Hazardspiel, welches zweifellos beweist, daß Englands zweitgrößtes Volkslaster — denn die Trunksucht ist das aller schlimmste — hier oben im nördlichsten Teile des Reichs der, von so manchen Gesichtspunkten aus sympathischen Arbeiterbevölkerung keineswegs fremd geblieben ist. Und was noch beklagenswerter erscheint: man versichert mir von autoritativer Seite, daß die Spielwut in diesem schönen Ausläufer des Landes ganz ebenso wie unten im forrumpierten London in starkem Zunehmen ist.

Das Jahresfest eines großen englischen Fachvereins besteht indes nicht allein aus Spielen und Ausflügen in den reichen Schoß der Natur, sondern auch aus ernsten Dingen in Gestalt einer Massenversammlung unter dem Vorhitz der leitenden Persönlichkeiten der Vereinigung. In den Sandwellen wimmelt es auf beiden Seiten von Menschen, so daß es im ersten Augenblick nicht so leicht ist, zu der eigentlichen Versammlung zu gelangen,

die in einer breiten, gegen den Seewind wie gegen den Jahrmarktslärm geschützten Thalmulde zusammengetreten ist.

Der Anblick ist eigentümlich pittoresk. Sieht man diese Tausende von Helden der lebensgefährlichsten physischen Produktionsarbeit — denn hier haben wir ein Elitekorps der englischen Kohlenhauer vor uns — wie sie da in ungeheurer Kreise auf wüstengelbem Sande um den improvisierten Rednerstuhl stehen und sitzen, so erinnert man sich unwillkürlich der biblischen Berichte über die Agitation unter den arbeitenden und bedrückten Klassen, die vor etwa 1860 Jahren in Palästina aufgelodert war. Es liegt etwas Rührendes in dem ernsthaften, naiven Stillschweigen, womit diese ehrbaren, intellektuell schwerfälligen Männer dasitzen und auf die Worte ihrer sozialen und geistigen Führer lauschen . . . so ganz ungleich den aufreizenden und kritisierenden Ausbrüchen, womit eine politisch geschulte Volksmasse in England ihre eigene Individualität der des Redners entgegenzustellen pflegt. Man braucht deshalb nicht zu glauben, daß die etwas schüchternen und denkfaulen Männer hier alles, was vom Rednerstuhle kommt, für bare Münze hinnehmen. Sie kritisieren auch, doch still für sich, je nach der Art einer langsam gewonnenen oder veränderten Überzeugung . . . davon erhielt ich nach Schluß der Versammlung und während meines Aufenthalts in den Grubendörfern im Laufe der nächsten Tage die schlagendsten Beweise.

Auf der Tribüne sah man zwei wohlbekannte Arbeiterpolitiker, Charles Fenwick und Thomas Burt. Ehe Männer wie John Burns und Tom Mann das Banner der sozialistischen Arbeiterpolitik in England erhoben, konnten jene als typisch für die führenden Tradesunionisten des Landes betrachtet werden. Sie sind geborne Northumberlander, beide in der Jugend selbst Kohlenhauer gewesen und haben sich durch ungewöhnliche Energie, hohen Charakter und ansehnliches administratives Talent Schritt für Schritt zu den wichtigsten Vertrauensposten in der Fachvereinigung der northumbrischen Grubenarbeiter emporgeschwungen. Als sie so, gleich hundert andern tüchtigen englischen Arbeitern, in der Arbeiterwelt auf die legitimste Weise, die deren Organisation gestattet — d. h.

innerhalb der Grenzen des Fachvereins — „Karriere gemacht“ hatten, ehrten ihre northumbrischen Landsleute sie mit einem Mandat zum Parlamente in Westminster. Der eine von ihnen (Burt) erfuhr daneben noch die weitere Auszeichnung, eine verantwortungsvolle parlamentarische Stellung in Verbindung mit der britischen Handelskammer anvertraut zu bekommen. Echte Northumberländer sind aber beide darin, daß sie sich auf dem intellektuellen Gebiete nur langsam bewegen . . . tatsächlich so langsam, daß die große Menge der Kohlenhauer Northumberlands sich in den letzten Jahren eher vorgeschrittenere sozialistische Anschauungen angeeignet hat, als diese ihre Führer und Vertreter im Parlament und bei den Fachvereinskongressen. So sind diese beiden Arbeiterdeputierten z. B. Gegner eines gesetzlich festgelegten Achtstundentags für die Grubenarbeiter und widersetzen sich dem Anschluß Northumberlands an den großen nationalen Grubenarbeiterbund mit dessen weitgehenden sozialpolitischen Bestrebungen. Wie aus ihren Reden bei dieser Versammlung deutlich hervorging, begründen sie ihren Standpunkt nicht mit einer allgemeingiltigen Auffassung der Interessen der englischen Arbeiterwelt, sondern einfach mit Northumberlands glücklicher Ausnahmestellung als eines englischen Kohlenbezirks, der die kürzeste Arbeitszeit und die besten Lohnverhältnisse im ganzen Lande aufweist und sich deshalb noch lange den Luxus gestatten kann, von der Agitation der übrigen Grubenarbeiter für bessere und gesicherte Arbeitsverhältnisse abseits stehen zu bleiben.

Gewiß hat es in der englischen Arbeiterwelt eine Zeit gegeben, wo — um einen Ausdruck John Burns' bei einer vierzehn Tage vorher stattgefundenen Jahresversammlung der Grubenarbeiter Durhams zu gebrauchen — „die eine Kohlenhäuergenossenschaft der andern die Löhne durch rücksichtslose Konkurrenz, ebenso wie eine Grube der andern herabdrückte, wo der eine Kohlenbezirk den andern als feindliches Land betrachtete.“ In unsern Tagen haben jedoch die englischen Arbeiter fast allgemein die Augen für die bedeutungsvolle Thatsache der sozialen Interessengemeinschaft aufgemacht. Die Empfindung, daß sie in allen Berufsweigen und Bezirken als Lohnarbeiter solidarisch sind, hat den die geschlossenen

Produzentengruppen ursprünglich auszeichnenden Egoismus überwunden, und auch die Grubenarbeiter Northumberlands, die „Aristokraten“ der englischen Arbeiterwelt, sind von dieser neuen Strömung erfaßt worden, wie sich das aufs deutlichste bei einer kürzlich vorgenommenen Abstimmung zeigte, deren Resultat die konservative Taktik der Führer verwarf. Auch unter den stramm organisierten Arbeitern sind die Zustände nicht so glänzend oder gesichert, daß sie nicht Ursache hätten, vor den möglichen Folgen des Alleinstehens in unsrer Zeit ökonomischer Krisen zu zittern oder sich allein auf ihre individuellen Fachvereine zu verlassen. Ich habe bei meinem northumbrischen Besuch über Erwarten deutliche Zeichen beobachtet, daß Burt und Fenwick zu dem in England schon wohlbekannten Typus von Arbeiterführern gehören, deren Truppen nahe daran sind, an ihnen vorbei zu marschieren.

Eigentümlicherweise hat die Erfahrung gezeigt, daß damit nicht notwendig die Folge verbunden ist, daß diese „Führer“ äußerlich ihre vorgeschobene Stellung einbüßen. Diese kann ihnen bleiben insofern ihrer makellosen Rechtschaffenheit, praktischen Tüchtigkeit und ihrer unschätzbaren Verdienste in der Vergangenheit. Daß sie die sozialpolitischen Ansichten ihrer Wahlmänner nicht mehr voll vertreten, verursacht auf den Fachvereinskongressen große Verwirrung und wirft ein falsches Licht auf die parlamentarische Taktik der Arbeiter, führt aber dahin, daß diese alten Vertrauensmänner eher selbst ein Kompromiß mit der neuen Strömung eingehen, als daß sie durch jüngere Kräfte ersetzt würden.

Die Geschichte der englischen Fachvereine liefert die schlagendsten und dem Mittelklassenpolitiker fast unbegreiflichen Beweise für die Ungeneigtheit der englischen Tradesunionisten, sich von ihren Vertrauensmännern zu trennen, so lange diese ehrbar und kompetent sind, wie wenig auch ihre Haltung gegenüber Reform- und Taktikfragen mit der ihrer Wahlmänner harmonieren möge. So hat man sehen können, daß die letzten Fachvereinskongresse nach gründlichen Debatten jedesmal mit großen Majoritäten den Normalarbeitstag in ihr parlamentarisches Programm aufgenommen, nichtsdestoweniger aber ebenso oft zu Mitgliedern ihres parla-

mentarischen Komitees Männer (darunter Burt und Fenwick) gewählt haben, die diese Reform scharf bekämpfen und ehrlich versichern, daß sie nicht anders denn als Gegner derselben im Parlamente aufzutreten gedenken. Das ist etwa dasselbe, als wenn eine Gruppe neuerlich dem Freihandel huldigender politischer Wahlkreise ihre alten protektionistischen Vertreter im Reichstag deshalb immer wieder dahin senden wollen, weil sie so ehrbar und tüchtig sind und diese Vertrauensstelle so lange inne gehabt hatten. Bis zu diesem Grade in politischer Hinsicht unentwickelt sind die englischen Tradesunionisten auch noch heute. Die hysterischen Hilferufe, die man von gewissen Seiten über das leichtfertig schnelle Eindringen der Arbeitermasse in die politische Arena zu hören bekommt, erscheinen wirklich sehr schwach begründet, wenn man sich zu einem tieferen Blicke in die Verhältnisse Zeit nimmt. In der Arbeiterwelt giebt es einen Ueberfluß konservativer, psychologischer Geseße. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

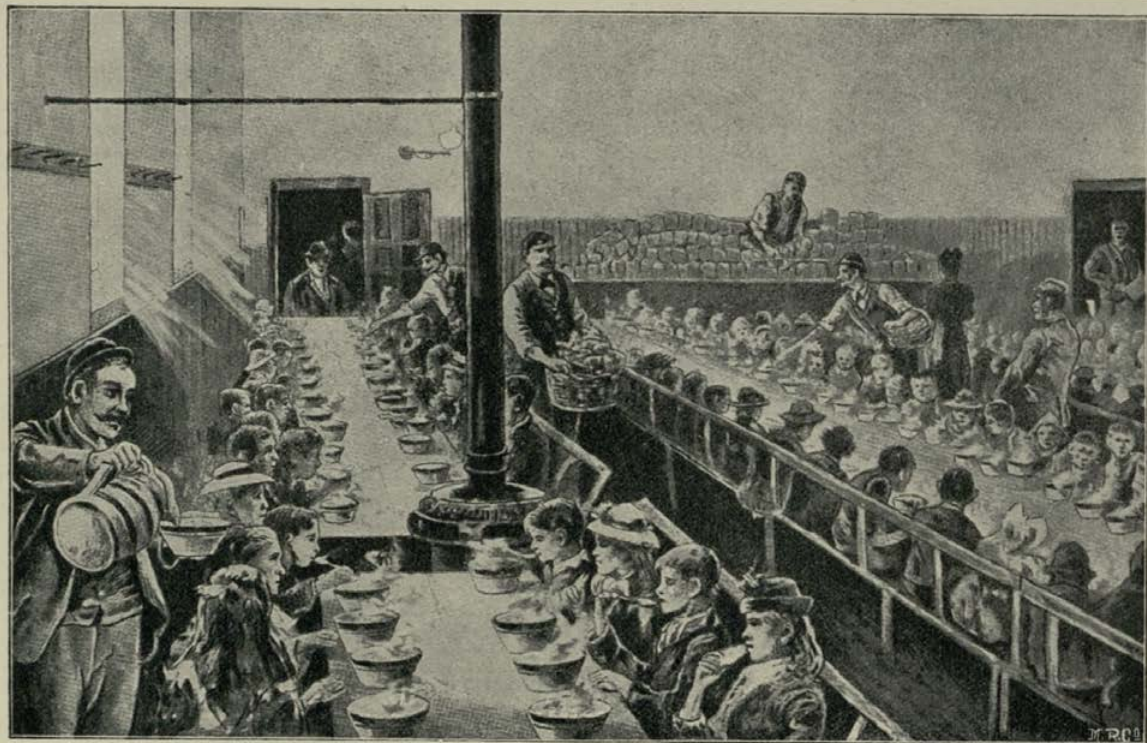
Außerlich sind Burt und Fenwick prächtige Beispiele der zwei Varianten des northumbriischen Arbeitertypus, den man in diesen Grubengebenden meist antrifft. Der eine ist schlank und hochgewachsen, der andre untersezt und breitschultrig, beide aber sind sehr muskulös. Die Gesichter zeigen den gewöhnlichen nordischen Arbeitertypus: Kraft und Ehrlichkeit, doch nichts besonders Hervorragendes oder größere Intelligenz. Als Redner vor ihren ehemaligen Berufsgenossen bedienen sie sich einer treuherzigen, kameradschaftlichen Sprechweise, während ein zögernder Tonfall dann und wann andeutet, daß sie sich der oft bedeutenden Meinungsverschiedenheiten bewußt sind, die der unruhige Strom der Zeiten auch bis in diese entlegenen Gegenden hinaufgetragen hat.

Burt, dessen langer Bart zu ergrauen angefangen hat, erwähnt mit einem gewissen Stolge, daß das jezige das 32. Jahresfest des northumbriischen Grubenarbeiterfachvereins sei und daß er bei keinem der früheren gefehlt habe. Er ist auch stolz darauf, daß es seinem Fachverein besser als andern geglückt sei, den Lebensstandard seiner Mitglieder zu heben... obwohl es noch nicht geglückt sei, das Mißverhältnis zu beseitigen, daß

die Grubenjungen zehn Stunden des Tags unten im Schachte arbeiten mußten, während die Männer nur sieben Stunden arbeiten. So wenig wie Burt eine Änderung hierin in Aussicht stellen konnte, vermochte Fenwick beruhigende Schlüsse aus der bemerkenswerten Statistik ziehen, die er bezüglich der Kohlenproduktion der Erde anführte. Erst unlängst hatte er vom Board of Trade ein Dokument erhalten, nach dessen Angaben das Vereinigte Königreich 1883 noch 45% mehr Steinkohle produzierte, als die ganze übrige Welt zusammen, wogegen die Kohlenproduktion der andern Länder 1892 um 69% größer war, als die Großbritanniens, obwohl dieses im Verlauf jener zehn Jahre verhältnismäßigen Rückgangs von seiner früheren Großmachtstellung als Kohlenproduzent seine Produktion um weitere 20 Millionen Tons vermehrt hatte. Zwischen 1888 und 1892 erhöhte Großbritannien sein gewaltiges Kohlenarbeiterheer um nicht weniger als 169,700 Mann. Seit 1893 hat jedoch eine Bewegung in umgekehrter Richtung begonnen und das Gespenst der Arbeitslosigkeit droht in Tausende von englischen Grubenarbeiterhäuser einzudringen. Das sind ökonomische Schwankungen von so überwältigendem Umfang, daß sie dringendst zu den neuesten Bestrebungen nach Lohnarbeitervereinigung im allergrößten Maße auffordern und erst kürzlich dazu Veranlassung gaben, daß die Grubenarbeiter mit großer Stimmenmehrheit beschlossen, sich dem nationalen Grubenarbeiterverbande anzugliedern.

Außer den beiden eben skizzierten Repräsentanten für die englische Arbeiterbewegung, wie diese gewesen ist, bemerken wir auf der Tribüne der merkwürdigen Fachvereinsversammlung zwei Persönlichkeiten, die, obgleich sie sich in gewisser Hinsicht fast als Antipoden gegenüberstehen, doch in treffender Weise an die neuen Einflüsse erinnern, die sich jetzt auf dem Gebiete geltend machen, wo der ausschließlich mit Lohnarbeiten und Arbeitsverhältnissen beschäftigte Fachvereinssekretär früher der einzige Leiter war. Der eine dieser, außerhalb stehenden Redner ist der Bischof von Durham, der andere ein sozialistischer Redner aus Newcastle.

Es soll zum erstenmale gewesen sein, daß ein sozialistischer Agitator pure et simple eingeladen worden war, vor dieser, politisch zwar radi-



Speisung der Kinder streifender Grubenarbeiter.

kalen, in ökonomischen Dingen aber so äußerst vorsichtigen Fachvereinigung aufzutreten. Man lauscht seinem kollektivistischen Reformprogramm mit gespannter Aufmerksamkeit, läßt sich ein- oder zweimal auch zu Beifallsäußerungen hinreißen . . . und einige Tage darauf sind die erweiterten und hoffnungsfroheren Ausichten über das Gesellschaftsleben, die dieser Zukunftsmusiker eröffnet hat, der Gegenstand von allerlei Diskussionen in den benachbarten Grubendörfern des Bezirks.

Die Pièce de résistance der Versammlung bildet aber offenbar die lange Rede des Bischofs . . . die zum Teil für Grubenarbeiter etwas zu akademisch, im übrigen aber doch voll Begeisterung für das neue und doch so alte Ideal des „sozialen Dienstes“ und der „sozialen Verbrüderung“ ist.

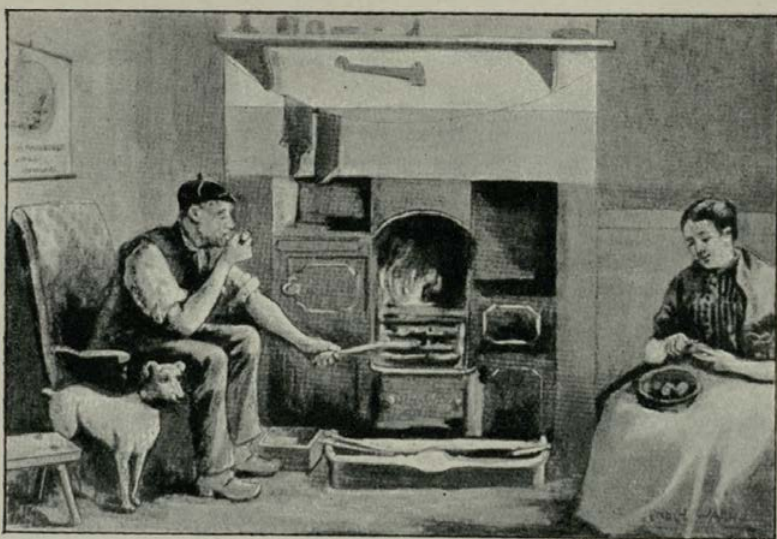
Der Bischof von Durham ist ein kleines, dürres Männchen mit weißem Backenbart und buschigen Augenbrauen, unter denen ein klarer, gutmütiger Blick hervorleuchtet. In ganz England kennt man ihn wegen des in seiner Gesellschaftsstellung ungewöhnlichen Eifers, womit er soziale Fragen studiert hat, sowie wegen seiner erwiesenen Bereitwilligkeit, persönlich als Vermittler zwischen Kapitalisten und Arbeitern in die langwierigen und schicksalschweren Arbeitsstreitigkeiten einzugreifen, die das Mutterland der modernen Großindustrie in den letzten Jahren so oft heimgesucht haben. Seine Rede trägt er mit kräftiger Stimme und in lebhafter, sympathischer Weise vor, die mehr an die Schilderungen eines ethisch und religiös gebildeten Freundes, als an patriarchalische Ermahnungen eines hochwürdigen Kirchenfürsten an die „Geringen in seiner Herde“ erinnert. Charakteristisch für die Denkweise der Neuzeit ist es, daß der gelehrte Lord-Bischof seine Rede mit einer Art Apologie wegen seines historischen Amtes mit dessen offiziellen Glanz, hohen Rang und stattlichen Einkünften einleitet. — „Ihr Arbeiter habt ihn zwar verloren, den Glauben an die spezielle Berechtigung meines hohen, bischöflichen Amtes in einem, gleich dem eurigen organisierten Gesellschaftsleben, es wäre von mir aber eine Feigheit, zu leugnen, daß ich für meinen Teil noch glaube an meine sozialen Privilegien als an außerordentliche Mittel, die hei-

lige Sache des wahren christlichen Lebens unter allen Gesellschaftsklassen zu fördern . . ." Als der Bischof erklärte, daß er auch an die Fachvereinsbewegung und an eine fortwährende Stärkung und Erhöhung des Assoziationswesens der Arbeiter glaube, wurde er von einem kräftigen Beifall unterbrochen.

Der Redner ist in England einer der eifrigsten Fürsprecher der Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten durch Vergleichsämter, und für diese gilt, wie bekannt, die Voraussetzung, daß sowohl Arbeiter wie Arbeitgeber organisiert sein müssen, um miteinander durch demokratisch erwählte Vertreter verhandeln zu können, deren Abmachungen die Aussicht haben, für beide Teile wirklich bindend zu sein. Der gelehrte Prälat schloß seine Rede mit einer interessanten Skizze der parallelen Entwicklung der Assoziationen (Fachvereine, Versicherungskassen, Kooperativvereine) und des materiellen, moralischen und politischen Lebensstandards der Arbeiter in England.

Zweiundeinhalb Stunden waren vergangen, ehe diese Reden zu Ende kamen, doch hatte sich kaum ein Mann von der Stelle gerührt, wo er trotz der brennenden Sonnenstrahlen, die fast senkrecht auf den weißen Sand fielen, von Anfang an gesessen oder gestanden hatte. Erst nachdem alle Formalitäten von Votes of thanks an die Redner und Vorsitzenden, sowie deren Antworten darauf mit großer Würde erledigt waren, begann die mächtige Arbeiterschare sich aufzulösen . . . um einen Spaziergang auf den Dünen, eine Segelfahrt auf dem fast spiegelblanken Meere zu unternehmen oder sich in das lustige Jahrmarktsgewimmel dort nach der Hafenseite zu mischen. Mehrere hundert Teilnehmer traten jedoch unter den vielen buntseidnen Fachvereinsbannern in Reih und Glied an und zogen unter dem Vorantritt von Musikbanden hinunter nach dem Bahnhofe, um sofort nach ihrer, mehrere Meilen entfernten Heimat zurückzufahren.

Das war die Abteilung von Demonstranten, der ich mich zugesellte, nachdem es mir geglückt war, meinen Gastgeber für die nächstfolgenden Tage aus der Menge herauszufinden.



In der Hütte des Grubenarbeiters.

Achtes Kapitel.

Das Leben in den Grubenortschaften Northumberlands.

Eine offene, fast flache Landschaft mit Wiesen, Feldern und zerstreuten kleineren Baumgruppen, sowie Schornsteine von Kohlengruben und nach allen Seiten hin um die Schachtmündungen gruppierte Förderräder, und hier und da graue Reihen niedriger Arbeiterhäuser . . . das war das erste Bild eines northumbrischen Grubenfeldes, als ich am Morgen nach dem großen Fachvereinsfeste in Blyth von der wohllichen Cottage meines Wirts, des Grubeninspektors, einen Refognoszierungspaziergang unternahm.

Wären nicht die großen, in turmartigen Gestellen freischwebenden Förderräder da, so würde der Uneingeweihte kaum vermuten, daß er sich in einem der berühmtesten Bezirke für Gewinnung „schwarzer Diamanten“ befinde. Nichts schlimmeres als der grauschwarze Staub an gewissen Stellen der Landstraße, wo regelmäßig Kohlenfuhrn dahinrollen, sowie

die großen Haufen unverkäuflicher Ausschufkohle um die Grubeneingänge deutet darauf hin, daß hier das Erdinnere auf meilenlange Strecken mit dem großartigsten Labyrinth von Schächten und Stollen durchkreuzt ist. Jeder Schacht hat übrigens seine eigne, über Wiese und Feld schmurgrade angelegte Nebenbahn, auf der mehrmals in der Stunde lange Züge vollbeladner Kohlentucks einherkeuchen. Diese sind auf dem Wege nach den großen Eisenbahnlinien, die das nützliche schwarze Gut nach den Häfen oder den Industriestädten weiter befördern.

Angenehm überrascht, die grüne Natur am zentralsten Herde des natur- und schönheitsfeindlichen Großindustrialismus so ziemlich unbesleckt zu finden, gehen wir an eine nähere Untersuchung der Dinge und Verhältnisse . . . zunächst über der Erde und unter der freundlichen Führung der intelligenten Tochter unsers Wirts, die in einem der benachbarten Dörfer als Lehrerin thätig ist. Nach dreistündigem Morgen Spaziergang und einer vier- bis fünfstündigen Nachmittagswanderung kreuz und quer durch die Gegend, die vier große, alle ein und derselben Gesellschaft gehörige Gruben aufweist, finde ich, daß sich meinem Geiste am tiefsten zwei Eindrücke eingepägt haben. Beide beziehen sich auf eine eigentümliche Wechselwirkung zwischen Charakter und Lebensverhältnissen der Bevölkerung, doch bezeichnet der eine den Sieg des Charakters und der andre den der Verhältnisse.

Meine Begleiterin, die gleich ihren Eltern an Ort und Stelle geboren und aufgewachsen ist, weist darauf hin, daß die — fast alle der Grubengesellschaft gehörigen — Arbeiterwohnungen zweierlei Schlags sind, nämlich alte und neue. Die ersteren, die zur Zeit noch die Mehrzahl bilden, wurden vor 30 Jahren und noch früher errichtet und bieten einen einförmigen, doch nicht grade abstoßenden Anblick, wenn man auf den graden, ziemlich breiten, hier und da von Wiesenplänen und Ackerstücken unregelmäßig unterbrochnen Dorfstraßen dahinwandert. Es sind kleine, viereckige, in langen Reihen aneinandergebaute Steinhütten, deren ganze Fassade aus einer sechs Fuß hohen Thür, einem Fenster neben dieser und einem quadratischen Guckloch unter dem grauen verwitterten Schieferdache gebildet wird.

Das Innere besteht eigentlich nur aus einer einzigen Stube, deren Steinfußboden mit der Straße in gleicher Höhe liegt. Nach der Rückseite zu befindet sich noch ein kleiner Waschraum und darüber ein fünf Fuß hohes Bodengeläß, das als Schlafraum für jüngere Familienmitglieder dient. Das „große“ Zimmer mit seinen sechzehn bis achtzehn Quadratmetern Bodenfläche ist Küche, Speisezimmer, Wohnstube, Schlafraum der Ehegatten und der jüngsten Sproßlinge in einem Stück.

Trotz der starken Versuchung zu einem widerlichen Zusammendrängen höherer und niederer Funktionen des Menschenlebens, die eine so jämmerliche Raumzueffnung für eine Hausfrau in beschränkteren ökonomischen Verhältnissen mit sich bringen muß, machte doch jedes einzelne dieser Arbeiterheime einen sehr achtunggebietenden und wohnlichen Eindruck. In jeder Hütte, die ich besuchte oder vor der ich stehen blieb (die Türen nach der Straße zu standen aus leichtbegreiflichen Gründen meist offen) begegnete mir ein Bild der Reinlichkeit und Ordnungsliebe, das sich — in seiner primitiven Art — zuweilen dem Künstlerischen näherte. Nur eine Klasse mit Willenskraft und Selbstachtung und Frauen mit wirklichem Talent für den häuslichen Beruf konnten mit so dürftigen Hilfsmitteln so ansprechende Erfolge erzielen. Wenn man es unternähme, diese Grubenortschaften mit dem Schmutz und der Ungemütlichkeit solcher in gewissen andern englischen Kohlengebieten zu vergleichen, so müßte man zwar die hier im Norden durchgängig verhältnismäßig hohen Löhne und kurzen Arbeitszeiten besonders abrechnen, man dürfte aber auch nicht vergessen, daß diese wichtigen Faktoren für den vergleichsweise hohen Lebensstandard der northumbriischen Grubenarbeiter mit dem steifnackigen northumbriischen Charakter wesentlich zusammenhängen. Solche Vorteile, wie sie die Kohlenhauer Northumberlands jetzt auf Grund des Reichtums und der vorzüglichen Qualität seiner Kohlenföge genießen, sind offenbar auch nicht ohne harten Zusammenstoß mit dem Grubenbesitzeregoismus und der seiner Zeit auch im nördlichen England landläufigen Verachtung des „schmutzigen“ Kohlenhauerproletariats errungen worden.

Daß man das Gefühl von Selbständigkeit und so viel Achtung

für den eignen Menschenwert hat, um gegen die Aufgeblasenheit und die Profitgier in den höherstehenden Gesellschaftsklassen Stand zu halten, beweist jedoch noch nicht, daß man auch Individualität besitzt. Unfre lieb-werten northumbrischen Grubenarbeiter sind richtige, waschechte Engländer darin, daß sie mit all ihrer Unabhängigkeit und all ihrem feinen Selbstgefühl zu den ein- und gleichförmigsten Menschenklassen auf Erden gehören. Bei ihnen, wie bei den Engländern überhaupt, ist es der Gruppen-, Klassen-, Sekten-, Nations- oder Landescharakter, nicht aber die Individualität, die das Interesse des Beobachters wachhält.

So z. B. ist die Einrichtung, Möblierung und — sozusagen — Stimmung in diesen kleinen Einstuben-cottages höchst eigenartig und voller interessanter Punkte für den Landesfremden, unter einander gleichen sie sich aber in wahrhaft erschreckendem Grade. Alle haben ein ungeheures, verhältnismäßig teures zweischläferiges Bett von solidester Holz-, Eisen- oder Messingkonstruktion in der der Thür gegenüberliegenden Ecke. An der Fensterwand steht ein solides, mit schwarzem Roßhaargewebe überzogenes Sofa und vor diesem ein kleiner, ovaler Tisch mit einer Petroleumlampe, einigen Büchern und Porzellanfachen. An der entgegengesetzten Wand, d. h. an der andern Seite der großen, mit einem Backofen ausgerüsteten Feuerstätte, finden wir, zwischen der Ecke und der zum Waschraum führenden Thür, einen mächtigen, bis zur Zimmerdecke reichenden Fichtenholzschrank, dessen tiefe Schubkästen offenbar den ganzen Kleider- und Leinewäschevorrat des Hauses enthalten. Der kalte Fußboden ist mit unzähligen Matten, die da und dort der Bequemlichkeit halber auch noch übereinander liegen, bedeckt. Ein einfacher Lehnstuhl und zwei oder drei, im Stile mit dem Sofa übereinstimmende Stühle sind zwischen Bett und Sofatisch aufgestellt. Das Fenster hat weiße Gardinen, das Bett entbehrt selten reichlich zugemessener Muslinvorhänge, und an den Wänden hängen meist ein paar billige Öldruckbilder, vielleicht ein Bibelspruch, sowie das eine oder das andre politische Porträt . . . gewöhnlich eines Gladstones, denn in diesem Ende des Landes ist fast jedermann liberal oder radikal.

Man ersieht hieraus, daß die an sich wenig geräumige Hütte mit

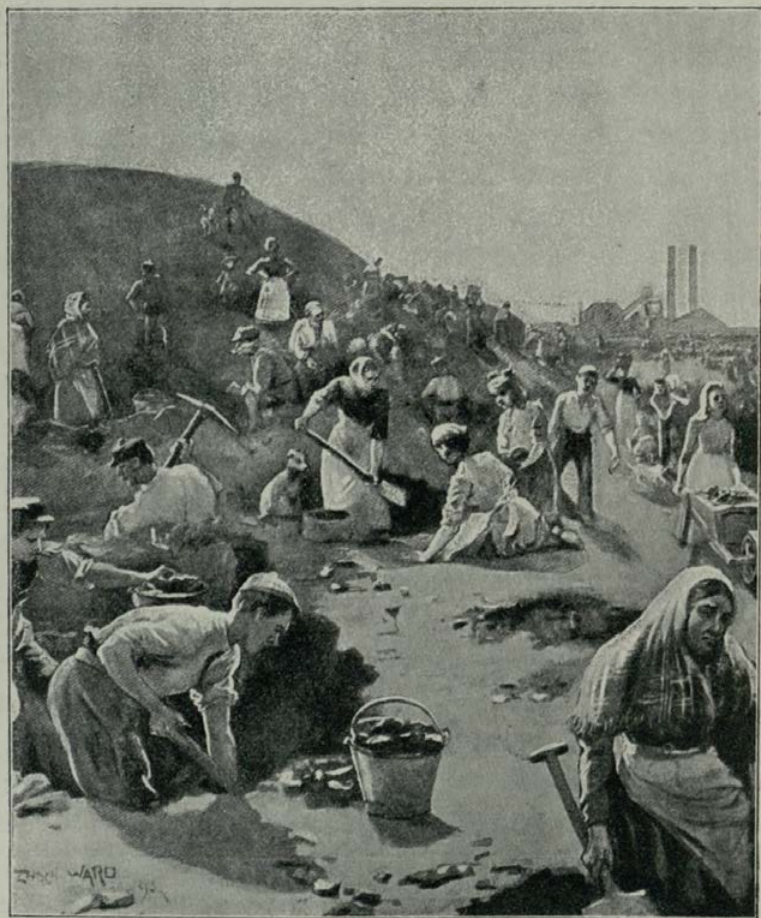
Möbeln buchstäblich vollgepfropft ist. Entbehrt man darin des Raums für freiere Bewegung, so fühlt man sich dafür desto gemüthlicher. Es sind nur massive, ehrlich angefertigte Möbel, die sich die Leute geleistet haben. Das Ehebett ist oft ein Prachtstück in seiner Art. Daß die Sachen bestimmt sind, für mehr als eine Generation auszudauern, davon zeugt der aus dem Elternhause stammende zweite Schrank, der sich in diesen Cottages nicht selten vorfindet und zu dessen Inhalt man nur schwierig gelangen kann, denn er muß natürlich an dem einzigen, noch übrig gebliebenen Plage stehen, nämlich zwischen dem Bett und der Hausthür. Die ganze gebeizte Holzarbeit glänzt, als ob sie erst am Tage vorher aufpoliert wäre. Die Gardinen und der ganze Reichthum an Schutzdeckchen deuten darauf hin, daß sich eine Kohlengrube in der nächsten Nachbarschaft befindet, und die Gewissenhaftigkeit, womit alles am richtigen Plage erhalten wird, macht es schwer, zu glauben, daß das Zimmer, in dem man vielleicht bei einer Theewisite weilt, gleichzeitig als Küche und als Schlafraum für eine mittelgroße Familie dient.

Ebenso wenig leicht kann man sich vorstellen, daß dieselben engen und niedrigen Hütten, die auskömmliche Arbeitslöhne und gute Lebensgewohnheiten jetzt zum Muster von englischem Arbeiterwohlbefinden gemacht haben, einst die elenden Zufluchtsstätten für ein Proletariat gewesen sind, dessen Frauen und Töchter sich täglich als halbnackte, schweißtriefende Lastträgerinnen in den schwarzen Kohlenschächten abquälten. Zu jener Zeit gab es so manchen wohlwollenden Politiker und Rationalökonom, der sich den Ansprüchen der Arbeiter auf bessere Löhne und Arbeitsverhältnisse deshalb widersetzte, weil deren Noth und Elend es gewagt oder mindestens wenig wünschenswert erscheinen ließe, ihnen die Verfügung über mehr Geld und mehr freie Zeit zuzugestehen; die Kapitalisten fanden es für ihr Gewissen bequemer und für ihre Klasse einträglicher, an dem schönen Dogma von der Unwandelbarkeit des Charakters der (Gruben-)Arbeiter unter allen denkbaren äußern Umständen streng festzuhalten. Die Gefahr, daß sie damit Recht behielten, wäre auch groß genug gewesen, wenn ihre Arbeiter nicht so „selbstsüchtig“ und kampflustig gewesen wären, die armen

Kapitalisten geradezu zu zwingen, daß sie den Fuß auf die gefährliche Bahn der Reformen setzten.

Sens moral: Ohne Druck von Seiten der Arbeiter keine durchgreifende Reform ihrer ökonomischen und sozialen Stellung.

* * *



Streikende Grubenarbeiter sammeln Kohlen aus den Abraumhaufen um die Schachtmündungen.

Das Leben der Grubenbevölkerung verläuft regelmäßig und still. So mancher Kohlenhauer lebt von der Wiege bis zum Grabe in der nämlichen Hütte, und seine Frau stammt vielleicht aus der nächsten Häuserzeile, selten von weiter her, als aus dem nächsten Orte. Unterbrechungen in dem alltäglichen Verlauf des beständigen Arbeitslebens kommen selten vor, und dann sind sie in der Regel unerwarteter und tragischer Natur. Meist ist es der Tod, der ohne die leiseste Warnung da unten in der dunkeln Grube seine Sense schwingt und ein paar Hundert von den Vätern und Söhnen der grauen Steinhütten wegmäht.

In mancher Cottage sieht man unter Glas und Rahmen ein photographiertes Erinnerungsblatt an ein solches „Disaster“, das die Teilnahme ganz Europas erweckt, hier aber mit einem Schlage Tugende von Häusern aller männlichen Zugehörigen beraubt. Der Kohlenhauer weiß, wenn er täglich in seinen schwarzen Schacht niedersteigt, daß der Tod in vielerlei Gestalten auf ihn lauert, in Gestalten, die auch in den neuesten Schutzgesetzen und Inspektionsvorschriften nicht vorgesehen sind. Erstickende und explosive Gase dringen schnell, geräuschlos und ohne Warnung in die tiefinnersten Gänge ein. Wasseransammlungen innerhalb der Bergmasse brechen sich oft durch dünne Stellen der Wand einen Weg und füllen die tiefsten Teile der Gruben binnen wenigen Minuten völlig an; trotz Verzimmerung und gegen alle Berechnungen stürzt die Decke zusammen, oder die schwerbelasteten Hunde (Karren) reißen sich an steilabfallender Stelle des Förderganges von einem der Sperrhaken des Gleises los und zermalmen alles auf ihrem Wege. Die trotz ihrer massigen Plumpheit höchst verwickelte Ventilations- und Pumpenmaschinerie bricht an schwer zugänglicher Stelle und verwandelt die ganze Grube zu einem Leichenhaus, ehe eine Hilfe da hinunter gelangen kann. In dem Bezirk, wo wir uns befanden, barst an einem Wintermorgen die ungeheure Hebelstange, so daß die eine Hälfte in den Förder schacht hinunterstürzte und diesen mit der Folge zerstörte und anfüllte, daß 204 Männer und Jünglinge zermalmt, ertränkt oder lebendig begraben wurden.

Es ist kein Wunder, daß ein so vertrauter Umgang mit Gefahren

der schlimmsten Art einen streitsüchtigen und waghalsigen Charakter erzeugt, der einen Niesenstreif für bessere oder gegen schlechtere Lebensverhältnisse nicht mit genau derselben gewissenhaften Hinsicht auf die „allgemeinen Interessen des Erwerbslebens“ beurteilt, wie die Herren Kontor- und Schreibtischmenschen, die im ökonomischen Leben keine andre unvermeidbare Gefahr als die für ihr Geld anerkennen. Jeder Beruf beeinflusst bei seinem Vertreter teilweise den Charakter, und so lange es noch Kohलगewinnung giebt und sie in gleich roher und abenteuerlicher Weise weiter betrieben wird, kann man nichts andres erwarten, als daß die Kohlenbergleute bestenfalls als „ungeschliffene Diamanten“ auftreten. Verbringen sie im allgemeinen auch in Schänken und mit Gesprächen über Wettrennen und die letzten Wettemotierungen von ihrer freien Zeit mehr, als es Nüchternheits- und Volksbelehrungsfreunde wünschen dürften, so zeigen sie doch ebenso einige jener Tugenden der Mannhaftigkeit und Freundestreue, die gewöhnlich Menschen auszuzeichnen pflegen, welche sich tagtäglich der Gefahr ins Auge zu sehen gewöhnt haben.

Vielleicht sind sie auch in ihrem Haushalt nicht so sparsam, wie es die Freunde der Hebung der Arbeiterklasse durch individuell ökonomische Fortschritte befürworten. Als Konsumenten betrachtet, unterscheiden sie sich jedoch wesentlich von der südenenglischen, besonders der Londoner Arbeiterklasse dadurch, daß sie großes Gewicht darauf legen, nur Waren von guter oder bester Qualität zu bekommen . . . eine nationalökonomische Tugend ersten Ranges, die man in unsrer Zeit der Schmutzkonkurrenz, der Shoddyfabrikation und der Warenverfälschung zu unterschätzen oder ganz zu übersehen gar so sehr geneigt ist. Der nordenglische Arbeiter scheut keine Mühe und Beschwerde, sich gute und dauerhafte Sachen aller Art zu beschaffen, während die Arbeiter und die niedere Mittelklasse Londons eine erschreckende Gleichgiltigkeit gegen die Echtheit und wirkliche Güte dessen, was sie kaufen, an den Tag legen . . . wenn es nur die Eigenschaft hat, für den Augenblick hübsch und „respektabel“ auszusehen. Sie kaufen lieber spottbillig und öfter, als zu angemessenem Preise und selten, und haben deshalb, trotz auf die Länge der Zeit schwerer Ausgaben,

nie das veredelnde Vergnügen, gute, gewissenhaft gearbeitete Waren zu benutzen.

Auf Grund des psychologischen Unterschieds blüht die Kooperationsbewegung wohl in Nordengland, während sie in London und den Grafschaften südlich des Trent noch nicht festen Fuß zu fassen vermochte. Was man in England Co-operation (Konsumvereine der Arbeiter und niederen Mittelklasse mit Gewinnverteilung auf die von den Mitgliedern zu gewöhnlichen Marktpreisen gemachten Einkäufe) nennt, ist nämlich ganz und gar eine nordenglische Erfindung und beruht in mindestens gleich hohem Grade auf dem Verlangen der Konsumenten, unverfälschte Waren zu erhalten, wie auf ihrem nicht unberechtigten Wunsche, durch freiwillige Organisation die kommerziellen Zwischenhände zwischen Konsument und Produzent, sowie deren Profite überflüssig zu machen.

Die northumbrische Grubenarbeitsfrau kauft zwar nur einmal Fleisch in der Woche — zur Sonntagsmahlzeit — doch einen großen Rinder- oder Hammelbraten, den man später kalt aufschneidet oder bis zum Sonnabend aufdämpft. Die Kochkunst erscheint dem festländischen Beobachter verwunderlich einfach . . . hier wie überall in England. Die Arbeiterfrauen sind, wie ich schon andeutete, sonst jedoch gute und geschickte Hausmütter, worin sie ebenfalls — leider! — von dem allgemeinen Kennzeichen der Frauen der Arbeiterklasse hierzulande abweichen. Die Engländer sind — die vermögenden Klassen und einige entlegene Landesteile ausgenommen — keineswegs ein reinliches und in häuslicher Beziehung begabtes Volk. Vielleicht hat der schmutzende, die Arbeiterheime zerprengende Großindustrialismus dazu beigetragen, diesen Charakterzug zu verschlimmern. Unzweifelhaft ist jedenfalls, daß die Verschwendungssucht und die erschreckende Unkenntnis der jungen Arbeiterfrau im Nähen, Kochen und in der Kinderpflege oft von der eigentümlichen ökonomischen Stellung des Fabrikmädchens und ihrer Unbekanntschaft mit den Pflichten des häuslichen Lebens herzuleiten sind.

An die Gewohnheiten der englischen Mittelklasse erinnert die feierliche Miene, womit sich eine northumbrische Grubenarbeiterfamilie um vier

oder fünf Uhr nachmittags am Theetisch niederläßt. Dabei verzehrt man eine gewaltige Menge feine Weißbrotbutterfschnittchen — die Arbeiterfrauen backen stets selbst, wie fast im ganzen nördlichen und mittleren England — und auf den Tellern des Mannes und der erwachsenen Söhne bemerkte ich wiederholt ein oder zwei weiche Eier. Ist ein Gast zugegen, so wird ein Kuchen und verschiedenes Eingemachtes aufgetischt. Zum Mittagstisch um zwölf Uhr hat man nach dem Fleische irgendeinen der in England gewöhnlichen Mehlpuddings.

Unfre northumbriſchen Grubenarbeiter geben jedenfalls ein hübsches Stück Geld für ihren Sonntagsstaat aus. Die Frauen der am besten bezahlten Arbeiter erscheinen dann in Seidenröcken mit feinen Hüten und allerhand Goldschmuck, und die erwachsenen Töchter kleiden sich mit nicht geringerer Sorgfalt, als die koketten Dienstmädchen des Westend. Etwas derartiges kann man indes vom Standpunkte der Wohlstandigkeit nicht als Verschwendung verurteilen, denn es hat sich gezeigt, daß die Leute eine Tendenz haben, ihr Benehmen in Übereinstimmung mit ihrer feinem Kleidung zu verbessern. Das ist freilich zur höheren Zivilisation der Weg par excellence, deshalb haben wir also nichts zu sagen, was unfre guten Northumbrier speziell treffen könnte.

Im übrigen müssen wir darauf hinweisen, daß es für einen Mann mit mehr entwickelter Anlage, sich selbst und andre zu kontrollieren und in verständiger Weise mit Zahlen und Geld zu hantieren, auch in dem einförmigen, eng begrenzten Grubenleben noch Auswege giebt, seine eignen Verhältnisse aufzubessern und der Allgemeinheit zu nützen. In dem Dorfe hier haben wir einige Wohnstätten besucht, die statt eines engen Waschraumes eine geräumige Küche an der Hinterseite und zwei kleine Schlafzimmer auf dem Dachboden hatten. Hier hausten die besser bezahlten Arbeiter, die die ersten sein müssen, in die Grube einzufahren, und die letzten, sie zu verlassen, um täglich zweimal ihre verschiednen „Distrikte“ in allen Ecken und Winkeln zu inspizieren. In der gewöhnlichen Arbeitszeit sind auch diese sog. Deputy overmen mit der Hacke beschäftigt. Die eigentlichen Aufseher oder „Steiger“ (Overmen) dagegen, die der Grubendirek-

tion gegenüber dafür verantwortlich sind, daß die Arbeit in der Grube nach allen Seiten in normaler Weise vor sich geht, verbringen ihre ganze Arbeitszeit damit, daß sie das ganze Leben und Treiben in der unterirdischen Welt in Übereinstimmung mit zahlreichen Gesetzesparagraphen und Reglements im Auge behalten. Es kann schließlich auch vorkommen, daß ein solcher Overman mit gründlicher Erfahrung und ungewöhnlichem Urteilsvermögen zu einer Stellung über der Erde aufrückt, in der er dann gewisse alltägliche technische und ökonomische Fragen für die ganze Gruppe der Gruben der Gesellschaft am betreffenden Orte in erster Instanz zu erledigen hat. Damit ist er so hoch gestiegen, wie er in seinem Dorfe überhaupt gelangen kann; er steht nun an der Grenze der Bourgeoisie und siedelt in ein kleines, nahe dem Grubenkontore gelegenes Haus über, worin er mit seiner Familie über eine Küche, einen Wohnraum, ein Wohnzimmer (natürlich mit Piano) und über zwei bis drei Schlafkammern im zweiten Stockwerke verfügt. Wohl hält er getreulich fest an seinen alten, soliden Kohlenhäuermöbeln, infolge des vermehrten Raumes aber vermischt er sie unbedachter Weise mit verschiedenen hübschen und vergänglicheren Gegenständen in gewöhnlichem, kleinbürgerlichem Stile. Es kommt vor, daß er des Sonntags in einem schwarzen Gehrock von ländlichem Schnitt erscheint, selten oder nie aber, daß er, selbst nachdem er aufgehört hat, zu der unterirdischen Armee zu gehören, für etwas mehr als den Primus inter pares zu gelten sucht, wenn er mit seinen alten Freunden und Kameraden aus dem Dorfe in Berührung kommt.

Ein northumbrißches Kohlengrubendorf bildet schon an und für sich ein sehr demokratisches Gemeinwesen. Jeder Bewohner macht den Eindruck „eines Mannes, der auf eignen Füßen steht“, und es giebt da keine Mittelklasse, vor der der Arbeiter dann und wann den Rücken krümmen müßte, wie das z. B. in jedem agrarischen Dorfe Englands der Fall ist.

Hat unser Mann noch bessern Stoff in sich als den, der für einen einfachen Arbeitsantreiber und Aufseher nötig ist, und fühlt er den inneren Drang, nicht nur zur eignen Hebung, sondern auch zu der seiner ganzen Gesellschaftsklasse beizutragen, so steht ihm dazu mehr als ein einziger Weg

offen und er braucht deshalb nicht weit über die Grenzen des Dorfs oder des Distrikts hinauszuschauen. Northumberland gehört, sowohl bezüglich der Fachvereins- als auch der Kooperationsbewegung, zu den vorgeschrittensten Grafschaften Englands. Dadurch, daß er Jahrelang mit Fleiß und Intelligenz den Löwenanteil seiner Mußestunden tradesunionistischer und kooperativer Thätigkeit widmet, daß er, trotz der Gleichgiltigkeit, selbst der Feindseligkeit der großen Menge, in seinem Dorfe und dessen Nachbarschaft für diese wichtigen Arten des Assoziationswesens unablässig agitiert, örtliche Zweigvereine, wo solche noch fehlen, gründet und Jahre hindurch ohne Entgelt deren Rechnungswesen führt und ihnen als Sekretär dient, macht er sich thatsächlich selbst zu einem Manne der Öffentlichkeit, dessen wirklicher Wert für die Ausbreitung des Solidaritätsgefühls und der Weiterentwicklung des Assoziationsgedankens zu seinem Bekanntheit in der äußern Welt oft in umgekehrtem Verhältnisse steht.

Die neuere Forschung in der Geschichte der englischen Arbeiterbewegung hat nämlich unzweideutig dargethan, daß es nur die ehrliche und unermüdlige Hingebung solcher lokaler Agitatoren, Führer und Verwalter ist, worauf die Ausbreitung und Stabilität der Fach- und der Kooperationsvereinigungen im höchsten Grade beruht. Diese Leute sind oft Absolutisten — zum Teil aus einer Art Selbstverteidigung gegen die in dieser Beziehung lockeren Gewohnheiten ihrer Kameraden — und machen nicht selten die heroischen Versuche, sich durch Bücher tiefere Einsicht in die sozialen und ökonomischen Probleme zu verschaffen, mit denen sie ihre öffentliche Thätigkeit in Berührung bringt. Deshalb findet man auch Beispiele, daß sie auch in moralischer und intellektueller Hinsicht einen förderlichen Einfluß auf ihre Umgebung ausüben.

Daß man gelegentlich gerade das Gegenteil von Kapitalisten behaupten hört, die in Bezug auf ihre Arbeiter kein anderes Lebensideal kennen, als daß diese sich willig den Lohnherabsetzungen und Arbeitsbedingungen fügen sollen, die die Arbeitgeber aus der oder jener Veranlassung — die eigne Inkompetenz eingerechnet — zu dekretieren für gut finden, das erklärt sich am Ende leicht genug. Kein Industrieller fühlt sich im

ersten Augenblick angenehm berührt, wenn er erkennt, daß seine Arbeiter es als erworbenes Recht beanspruchen, sich an der innern Ökonomie- und Arbeitsordnung des betreffenden Unternehmens als interessiert zu betrachten und ihn zu hindern suchen, „sein eignes Geschäft“ absolut nach seinem Gutdünken zu betreiben.

Northumberland zählt nun bei 506,000 Einwohnern 5600 Tradesunionisten — neben Durham den höchsten Prozentsatz — und so haben sich Gruben-, Hütten- und Fabrikbesitzer allmählich an deren Einfluß auf das Geschäftsleben gewöhnt. Wie wolken schwer die Zukunft des industriellen Englands auch zu sein scheint, ist man doch hier oben im Norden so weit gekommen, durch Einrichtungen und Gewohnheiten zu erkennen zu geben, daß man das Recht der Arbeiter, nicht bloß als Material für den Produktionsprozeß, sondern als Menschen und Mitbürger, für deren materielle und geistige Wohlfahrt der Produktionsprozeß zuletzt nur da ist, behandelt zu werden, nicht länger bekämpft. Der letztere (der Produktionsprozeß) muß eben so gehandhabt werden, daß er schließlich zu allgemeiner Sicherheit und Wohlfahrt hinführt, und dazu ist es nicht ausreichend, das die Kapitalisten ihn absolutistisch nach ihren eigenen Interessen regeln.

Das ungefähr bedeutet eine große englische Fachvereinigung, und eben dieses Inhalts wegen hat sie das merkwürdige Vermögen, sogar dem Leben des seinerzeit so tief erniedrigten und offen verachteten Kohlenhauerproletariats größere Würde und höhere soziale Selbstständigkeit zu verleihen.



Landschaftsbild aus dem Grubengebiet.



In der Kohlengrube.

(Nach dem „English Illustrated Magazine“.)

Neuntes Kapitel.

In eine Kohlengrube hinunter.

Eines Morgens um fünf Uhr wurde ich von einem trommelwirbel-ähnlichen Pochen an meiner Thür geweckt. Es kam von meinem hiesigen Wirte, der mir nach Verabredung das Signal gab, binnen einer Viertelstunde zu meiner ersten Niedersfahrt in eine Kohlengrube bereit zu sein.

Der Morgen war strahlend klar. Blauer Himmel — in England einer der seltensten Luxusartikel — überspannte nach allen Seiten hin die taufrische, von der begonnenen Heuernte duftende Landschaft. Welch schneidender Stimmungskontrast, sich an einem solchen Morgen zu einem Besuch in der schwarzen, schwülen Unterwelt mit ihren niedrigen, feuchten Irrgängen vorzubereiten!

Nachdem ich mir in größter Eile den schlechtesten Anzug, den ich bei mir führte, übergeworfen, eine Tasse Thee getrunken und — leicht-

sinnig genug — das ebenso weise, wie wohlwollende Anerbieten einigen Mundvorrats für die ungewohnte Fahrt seitens meiner Wirtin abgelehnt hatte, begab ich mich hinauf zum Grubenkontor, um von da aus zum Schauplatz meiner bevorstehenden Kohlenhauer-„Beschäftigung“ weiter befördert zu werden. Man hatte mich nämlich schon auf die Grubengepflogenheit vorbereitet, daß ich da unten einige Minuten lang die Hacke selbst führen müßte, „um zu erfahren, wie das thut, und um einen kleinen Beweis dafür mit heimzubringen, daß ich wirklich Auge in Auge mit einem Kohlenflöz gewesen sei.“

Beim Zusammentreffen mit meinem Wirt breitete sich über dessen wetterhartes, joviales Gesicht ein Ausdruck der Bekümmernis. Ich war, seiner Meinung nach, heute bezüglich meiner Kleidung viel zu smart. Meine französische Wollmütze war nicht zweckmäßig, versprach meine kostbare Hirnschale gegen die Folgen von Kollisionen mit dem Grubendache nicht genügend zu schützen. Mein Vorschlag, die Mütze mit Taschentüchern auszustopfen, wurde als eine Art pis aller beurteilt. Mein altes graues Tuchjacket, das ich nun fast zwei Jahre lang am Schreibtisch abgenutzt hatte, wurde als „viel zu fein“ gänzlich verworfen, und ich mußte mich bescheiden, in einen groben, mit einer Mischung von Steinkohlenstaub und Lehm tüchtig imprägnierten Steigerkittel zu schlüpfen. Meine niedrigen, durch eine kurz vorhergegangne Bergbesteigung zerشلissenen Sommerstube durfte ich gnädigst behalten, doch „auf eigne Verantwortlichkeit“, wie mein in ökonomischen Dingen höchst vorsichtiger Wirt ausdrücklich bemerkte. Nach gehöriger Besichtigung meiner werten Person wurde ich dann eingeladen, eine Lokomotive zu besteigen, um nach dem anderthalb englische Meile entfernten Schachte befördert zu werden, wo der Aufseher von meinem Eintreffen schon telephonisch benachrichtigt war.

Auf einer Lokomotive zu fahren, ist recht lustig . . . wenigstens das erstmal. Die Sache verhält sich zu dem weit zahmeren Vergnügen, in einem gewöhnlichen Eisenbahnwagen zu sitzen, wie das Reiten auf einem Pferde zum Fahren hinter diesem. Man hat eine höchst intensive Empfindung unmittelbaren Umgangs mit dem schnaufenden, schüttelnden,

mit Gliedern und Gelenken so hurtig arbeitenden Mechanismus. Die eine Hälfte seiner Aufmerksamkeit muß man darauf verwenden, nicht abgeworfen zu werden, und die andre Hälfte kann man, wenn das beliebt, zwischen der Beobachtung des individuellen Charakters des Tieres (resp. der Maschine) und der der vorbeisauenden Landschaftsbilder teilen. Ich hatte inzwischen kaum schlecht und recht herausgefunden, auf welchem Bein ich stehen und mit welchem Arm ich mich festhalten mußte, als ich mich schon mitten unter den Förder- und Ladeschuppen, Pumpen- und Maschinenhäusern und Ventilationsvorrichtungen befand, womit die Mündung einer Kohlengrube stets umgeben ist.

Es war ein kleiner, hagerer Mann mit graugesprenkeltem Bart und sorgenvollen, graublauen Augen, der die Freundlichkeit besaß, für mein kostbares Leben in den nächsten vier bis fünf Stunden die Verantwortung zu übernehmen. Er sollte eben eine seiner täglichen Inspektionstouren antreten, und ich hatte nichts andres zu thun, als getreulich seiner Spur zu folgen, sicherheitsshalber „immer zu thun, was er that“ und selbst Fragen zu stellen, wann und wo ich etwas nicht begriff oder mit den Augen allein nicht durchschauen konnte.

Very well . . . das sah ja sehr einfach aus. Wir beginnen natürlich mit dem sehr umfänglichen, in mehrere Abteilungen zerfallenden Fördereschuppen, der die Grubenöffnung völlig verdeckt. (Daß alles, wovon ich im folgenden erzähle — Menschen, Tiere und leblose Dinge — kohlschwarz ist, muß ohne weiteres von denen vorausgesetzt werden, die gewohnt sind, ihrem Auffassungsvermögen mit etwas Farbensinn nachzuhelfen.) Nach Ersteigung einiger steilen Holztreppen, befinden wir uns auf einem schaffotähnlichen Fußboden mit viereckigem Loch in der Mitte, aus dem eine um die andre Minute aus den Eingeweiden der Erde mit scharfem Kreischen ein Eisenbehälter herausfliegt, der mit zwei, bis zum Rande mit Steinkohle gefüllten trucks beladen ist. Das ist das Förderwerk. Hoch über unsern Köpfen in der freien Luft hängt das gewaltige Förderrad, über das ein Tau hinwegläuft, an dessen einem Ende erwähnter Eisenkasten hängt, während das andre Ende in das dicht außer-

halb gelegene Maschinenhaus reicht, wo es um einen ungeheuern Cylinder aufgewickelt ist. Der Maschinist hat unbehinderten Ausblick nach dem Fördereschuppen und läßt den Hitzkorb unaufhörlich auf- und niederfliegen, entsprechend den Glockenzeichen, die er vom Grunde und von der Mündung des Schachtes her erhält. Sinnreiche mechanische Vorrichtungen verhindern, daß der Korb zu hoch steigen und das Förderrad beschädigen könnte, oder daß er bei der Niederfahrt nicht rechtzeitig aufgehalten und auf dem Schachtgrunde zertrümmert würde. Dennoch beruht es fast ausschließlich auf der außerordentlichen Gewandtheit des Maschinisten, daß der Korb trotz seiner schwindelnden Fahrt immer an der rechten Stelle anhält. Wenn die Verlässlichkeit seiner Hand oder seines Auges nur eine Minute erschlaffte, wäre schon die Gefahr der Vernichtung von Menschenleben da.

Die heraufbeförderten Kohlenhunde werden unmittelbar vom Hitzkorbe nach einer Wage geschoben, bei der zwei Wagenschreiber — der eine für Rechnung des Grubenbesitzers, der andre für die der Arbeiter — sitzen und über das Gewicht der Kohle eines jeden, aus dem Schachte kommenden Hundes buchführen. Daß neben dem Wagenschreiber für Rechnung der Kapitalisten ein Kontrolleur für Rechnung der Arbeiter — oft einer der Vertrauensmänner des Fachvereins — Platz gefunden hat, gehört zu den wertvollsten und schwerst errungenen Siegen der Fachvereinsbewegung über die — um nicht einen weit härteren Ausdruck zu gebrauchen — Willkür der Kapitalisten. Die Arbeiter wurden nämlich unter dem früheren Systeme, wo bei der Wage nur der Grubenbesitzer vertreten war, durch falsche Wägung und Wertabschätzung (Klassifizierung) der von ihnen heraufgesendeten Kohle eines Teils ihres vereinbarten Verdienstes oft in schändlichster Weise beraubt. Natürlich gilt der Stücklohn als Regel in diesem Arbeitszweige, wo die Kontrolle über den Fleiß des Arbeiters durch eine Buchung der Quantität und Qualität seines Arbeitsergebnisses so leicht gehandhabt werden kann. Jede Arbeitergruppe besteht aus vier Mann, die an demselben „Orte“ die Kohle brechen und mit jedem von ihnen gefüllten Hunde ihre Marke (ein nummeriertes Messingplättchen) hinaufsenden. Alle vierzehn Tage erhält dann die Gruppe ihren Lohn für die

Qualität und das Gewicht der Kohle, die sie hinaufgeschendet hat (unter gewissen Abzügen und Zulagen für die Arbeitsverhältnisse . . . wovon später mehr) und diese Summe wird unter die vier Genossen gleichmäßig verteilt oder, bei Ungleichheit der Arbeitsleistung, nach deren eigenem Ermessen repartiert.

Im Fördereschuppen befinden sich außerdem die Vorrichtungen, mittels der der Inhalt der Kohlenhunde von Staub befreit und bezüglich seiner Güte — bemessen nach der Größe der Stücke und ihrer Reinheit von mineralischen Beimischungen — sehr schnell, durch Knabenhand, sortiert wird.

Nun ist es für mich und meinen Führer jedoch Zeit geworden, in den Hißkorb zu steigen, um mit der Geschwindigkeit von 400 Fuß (122 Meter) in der Minute nach dem Grunde der Grube hinunter „geschossen“ zu werden. Vorher war das Zeichen gegeben worden, daß der Korb mit menschlicher Last beladen sei . . . und mit einem kräftigen Ruck sinkt man hinab in das schwarze, wassertriefende Loch, das etwa 1000 Fuß (300 Meter) tief in die Erde gebohrt ist. In den ersten Sekunden kann man die Balken der groben Schachtzimmerung noch in rasender Eile vorüberfliegen und im violettblauen Tagesdämmer oben verschwinden sehen. Dann wird es finster, immer finstrier, zuletzt pechdunkel. Bang! . . . der schwere Eisenkorb hält mit ebenso plötzlichem Rucke an, wie er zu sinken begann, und man hat wieder festen Boden unter den Füßen. Soweit war es hier ja bequemer als z. B. in manchen schwedischen Eisengruben, wo man — wenigstens noch vor 15 Jahren — auf schlüpfrigen Leitern hinunterklettern mußte. Damit ist aber auch, vom Standpunkte der Bequemlichkeit des Touristen betrachtet, der Vorzug der englischen Kohlengruben vor den schwedischen Eisengruben erschöpft, denn was im Laufe der nächsten vier Stunden folgte, war nichts weniger als bequem zu nennen.

Zuerst begeben wir uns in das „Kontor“ des Aufsehers, ein mit groben Balken ausgezimmertes Loch dicht neben dem Boden des Schachtes. Hier nehmen wir ganz kurze Zeit Platz, um „die Augen ans Licht zu gewöhnen“ (oder an die Finsternis, wie es in der Übersetzung aus der Grubensprache heißen müßte) und um unsere Lampen in Empfang zu nehmen.

Wohl stehen hier eine große Menge Sicherheitslampen von bekannter Gestalt auf den Gestellen des von einer einzigen Talgkerze schwermütig erhellten Raumes, man bringt uns statt solcher aber ein paar ziemlich große Laternen mit Petroleumlampen darin. Die Kohle dieser Grube ist ungewöhnlich gasfrei, so daß die Arbeiter in den meisten Abteilungen sogar ganz offene Lichter benutzen. Die schlimmste Gasgefahr droht hier von der Kohlenäure, die an gewissen Stellen in großer Menge ausströmt und bei Unachtsamkeit Erstickungsgefahr mit sich bringt. Wohl ausgerüstet mit Lampen und ein paar wichtigen Stöcken — „des Gleichgewichts wegen“ — machen wir uns auf den Weg. Mein Cicerone — in dessen Seele ein natürlicher trockner Humor mit einer in der Grubennacht erworbenen Schwermut zu kämpfen scheint — schießt die wohlgemeinte Bemerkung voraus, daß es bis zu den Arbeitsplätzen ziemlich weit sei, „über eine englische Meile“ (1609 Meter), und daß wir nach zwei Ausläufern der Grube gehen müßten, um die „hohen“ ebenso wie die „dünnen“ Flöze zu sehen, die ich natürlich beide kennen lernen müßte, um eine Vorstellung von der Art der Arbeit zu bekommen. Ich solle mich deshalb nicht scheuen, es zu sagen, wenn mir der Rücken weh thäte . . . eine freundliche Ermahnung, die jede zwanzigste Minute während unseres Beisammenseins in der Unterwelt wiederholt wird.

Der ebenso gutherzige wie patriotische Northumbrier wollte durch schonende Behandlung offenbar dafür sorgen, daß ich von seiner stattlichen Kohlengrube die bestmöglichen Eindrücke mit hinwegnehme. Zur Verschönerung seiner Befürchtungen wegen meines Verzärteltseins erwähne ich beiläufig, daß ich in einer Menge Eisen-, ja sogar in einer großen Kupfergrube gewesen sei . . . bringe damit aber keine sonderliche Wirkung hervor. — „Sm! Eisengruben . . .“ Für einen wahren Kohlenbergmann sind das offenbar keine „richtigen“ Gruben. — „Ach was, darin kann man ja vollaufgerichtet gehen . . .“ Das kann man hier freilich nicht. Mindestens glückt mir das nicht, obwohl ich mich hundertmal gegen vorstehende Steinblöcke und Balken an der Decke an meinen armen Schädel stoße, bei jedem ehrsüchtigen Versuche, die verhältnismäßig grade Haltung

meines Führers nachzuahmen. Das liegt aber daran, daß er nur wenig über fünf Fuß mißt, während die Gänge, die wir zuerst durchwandern, nur „ungefähr“ fünf Fuß (1½ Meter) hoch sind. Unter solchen Umständen vergiftet man es sehr bald, mit seinen „sechs Fuß zwei Zoll“ zu prahlen. Der Fuß gleitet bei jedem zweiten Schritte über schlüpfrige Unebenheiten des Erdbodens oder taucht bis zum Knöchel in einen Brei von Kohlenstaub. Stützt man sich im Notfall gegen die von Feuchtigkeit triefenden Wände, so sind Hände und Arme binnen kurzem mit schwarzem Lehm bedeckt. Welch eigentümlich bedrückendes Gefühl, so mit gekrümmtem Rücken, tastendem Stocke und durch den unsichern Lichtschein spähenden Blicken in einem schier endlosen, nur fünf Fuß breiten Gange dahinzuwanken, während man auf allen Seiten von dem ewigen Schweigen und der undurchdringlichen Finsternis der Unterwelt umgeben ist! Wenn das sogenannte Dach hinter und vor uns nur ein wenig nachgäbe, wäre der Sarg fertig. Dann könnte man sich in den Kohlenbrei hinsetzen und sein Pater noster beten, so lange der Sauerstoff ausreichte (NB. mein Freund, der Führer, war Katholik).

Unser erster Besuch galt dem Stalle, der fortwährend ein paar Duzend Ponys beherbergt. Sie sehen fleischig und gutgepflegt aus, und fressen aus der äußerst sauber gehaltenen Krippe behaglich ihren schwedischen Hafer. Der Aufseher ist auch stolz auf ihr Aussehen und bemerkt mit Befriedigung, daß sie keineswegs mehr von Gebrechen und Krankheiten leiden, wie alle Pferde oben auf der Erde. Ob er die Hypochondrie zu den bekannten Pferdekrankheiten rechnete, vergaß ich leider zu fragen . . . es war aber ein Stall mit merkwürdig „düsterer Stimmung“, so viel steht jedenfalls fest.

So gehen wir also weiter, hinaus in das ungeheure Labyrinth niedriger, schwarzer Gänge. Zuerst verfolgen wir einen etwas nach abwärts führenden Stollen mit schmalem Schienengleise. Im eifrigsten Dahinwandern begriffen, vernehmen wir ein Rollen von der Richtung her, wohin mein ehrerbietig gebeugtes Rückgrat hinweist. Das Getöse wächst bald zu einem Poltern an, das den ganzen Stollen erfüllt. Jetzt schimmert

ein schwaches, schwankendes Licht in der kohlschwarzen Ferne auf. Rasch kommt es auf uns zu unter vermehrtem Lärmen, durch den man jetzt gellende Warnungsrufe einer Knabenstimme heraus hört. Mein Führer tritt rasch zur Seite und drückt sich, so dicht er kann, an die hier mit Bohlen bekleidete Wand. Ohne Zögern folg' ich seinem Beispiele, und im nächsten Augenblick faust eine Reihe beladener Kohlenhunde mit betäubendem Geräusch an mir vorüber. Die Wagen (Hunde) sind grade so groß, daß sie ohne die Gefahr, Decke oder Wand zu streifen, durch den Stollen geschoben oder gezogen werden können. Der Junge, der sie führt, hängt, zusammengekrümmt wie ein Affe, hinten auf dem letzten Wagen. Er hat eine Aufgabe, die Gewandtheit und Zuverlässigkeit erfordert. Wenn er den Kopf um Foll's Breite höher über den Rand des Hundes hebt, riskiert er das eigne Leben, und wenn er nicht stets sorgsam Ausguck hält und es verläßt, im richtigen Augenblicke zu bremsen, kann er es verschulden, daß Andre das Leben oder die gesunden Gliedmaßen verlieren. Man muß gradezu erstaunen über die automatische Sicherheit, womit diese Menschen von Kindheit auf ein ganzes Duzend verschiedene Sicherheitsmaßregeln beobachten, die in ihrem rauhen Handwerk zum eignen und zu Anderer Schutze gegen die überall lauerten Gefahren unbedingt notwendig sind.

Wir klettern nun in einen Seitengang ohne Schienengleis, dagegen mit einer Steigung von eins zu drei — d. h. ungefähr in ein schräg liegendes Schornsteinrohr. Dieses treffliche Kommunikationsmittel ist auf lange Strecken nur fünf Fuß hoch und, da es ihm weder an räumlichem Wasser, noch an Lehm mangelt, in seiner Art mehr charakteristisch, als eigentlich angenehm. Nach diesem Kostebissen ist es wirklich schön, seinen Leichnam in einem volle sechs Fuß hohen und zehn oder zwölf Fuß (3 bis $3\frac{2}{3}$ Meter) breiten, horizontalen Gange einmal, relativ gesprochen, ausstrecken zu können. Hier liegt ein Doppelgleis mit einer mechanischen Einrichtung für den Kohlentransport, auf die mein Führer mit berechtigtem Stolze hinweist, denn deren Aufstellung und Vervollkommnung hat ihm mehrere Jahre unausgesetzter Anstrengung gekostet. Sie besteht aus einem — ich habe vergessen, wieviel tausend Fuß langen — „endlosen“

Stahldrahtseil, das über zwei gewaltige Räder, das eine beim Schachte, das andre drinnen in der Grube verläuft und unter dem graden, horizontalen Dache des Ganges ohne Stützen, nur durch die eigne Spannung schwebend erhalten wird. Von der Dampfmaschine über der Erde getrieben, ist es in beständiger Kreisbewegung, und die auf Schienen, grade unter dem Seile rollenden Kohlenhunde werden nach und von dem Förderschachte einfach durch ein paar an ihnen befestigter, zangenähnlicher Apparate befördert, die an beiden Enden des Stollens ganz automatisch das Drahtseil packen und auch wieder loslassen. Der ganze Stollen ist mit elektrischen Bogenlampen, die an der Decke angebracht sind, erleuchtet, so daß ein Fehler in der Funktion des Mechanismus leicht aufgefunden und ausgebeffert werden kann. Das ist unter dem, was mir gezeigt worden ist, der neueste Fortschritt in der Grubenarbeit. Die Obliegenheiten der Jungen ist hier auf die Versorgung einer automatischen Maschinerie reduziert und die schwere Arbeit der armen Grubenpferde damit abgeschafft.

Um des Gegensatzes willen führt mich mein dienstwilliger Aufseher unmittelbar darauf in einen engen, wieder nur fünf Fuß breiten Stollen, wo die Kohlenbeförderung noch durch Zugpferde erfolgt. Sie bieten keinen schönen Anblick, diese schwigenden, fauchenden Ponys, wenn sie sich mit ihrer Reihe schwerer, polternder Kohlenhunde dahinschleppen. Daß sie bei ihrem beständigen, energischen Nicken mit dem Kopfe sich nicht unaufhörlich an den Unebenheiten der Stollendecke stoßen, erscheint wirklich wunderbar . . . doch jedenfalls sind sie schon durch Erfahrung klug geworden. Die sie führenden Jungen haben übrigens eine nicht minder anstrengende Arbeit. Sie müssen beständig schnalzen und pfeifen, die Hunde gelegentlich schieben und richtig auf dem Gleise halten, denn die durch die Finsternis verdummten Tiere scheinen eine unwiderstehliche Neigung zu haben, in einen Halbschlummer zu versinken, wenn sie nicht durch laute Anrufe aufgemuntert werden, und keine Erfahrung scheint in ihnen einen Instinkt für den richtigen Weg in diesen pechschwarzen, einander in zahllosen Winkeln schneidenden Gängen erwecken zu können. Saust und raffelt ein solcher Zug im Dämmerlicht der Grube an einem vorüber, so kann

man glauben, sich unter den unseligen, zu irgend einer nerventötenden Cycloppenarbeit verurteilten Geistern im düstersten, engsten Teile von Dante's Hölle zu befinden.

Endlich, nach mehr als einstündiger Irrfahrt in einem ganzen System von Förder-, Ventilations- und Wasserablenkungsstollen macht mir der Führer die längstsehnte Mitteilung, daß wir uns einem der Ausläufer der Grube nähern, wo die Kohलगewinnung vor sich geht. Wir passieren geneigt hängende Thüren, die hinter uns von selbst wieder zufallen, und mußten da und dort schwere Sackleinwandstücke, die quer über den Weg hängen, zur Seite schieben. Diese Vorrichtungen haben den Zweck, die Luft zu zwingen, daß sie durch die Endstollen der Grube in einer gewissen Richtung zirkuliert. Wenn eine einzige dieser Gardinen oder Thüren aufgeschlagen an die Wand festgehaft würde, könnte die verdorbne Luft weit drinnen bei den Kohlenflözen von dem großen, oberirdischen Ventilationsrade nicht mehr ordentlich ausgepumpt werden und die Kohlenhauer würden nach einer halben Stunde sehr bedrohliche Empfindungen davon spüren, daß an der gewaltigen Arbeitsmaschine hinter ihrem Rücken irgend etwas in Unordnung gekommen ist. An mehreren Stellen sind Quergänge, woran wir vorüberkommen, abgesperrt mit Plankeustücken, auf die man mit Kreide das bedeutungsschwere Wort Danger (Gefahr) geschrieben hat. Hier haben Einstürze, Wassereintrüche oder Grubengase die Arbeit zur Zeit unterbrochen.

Endlich hört man ein schwaches Knacken oder Krachen in der Bergmasse und mit der nächsten Biegung des Ganges stehen wir nur noch ein paar Ellen hinter einem einzelnen Kohlenhauer, der in tief vorgebeugter Haltung seine Hacke gegen die Bergwand schwingt.

Außer dem Klopfen der Spitzhau und dem schwachen Geräusch von herabfallenden Kohlenbröckchen hört man gar nichts. Die Hauer sind keine Singvögel; sie sind schon froh, wenn sie Platz genug haben, um atmen zu können. Das schweißtriefende Gesicht phantastisch mit Kohlenstaub und Lehm besudelt, arbeiten sie mit zusammengebissenen Zähnen, während sich die Muskeln der nackten Arme bis zum äußersten anspannen und die rauhe,

entblößte Brust sich in langen, schweren Atemzügen hebt und senkt. Ein schläfriges Talglicht, das ein paar Fuß vor dem Manne an einem Wandvorsprunge befestigt ist, wirft einen grotesken, unsichern Schein auf die doppeltgebeugte Athletengestalt und den dunkelglänzenden Steinkohlenblock, dem seine unaufhörlichen Angriffe gelten. Die schwach gekrümmte Spitzhaue trifft bei jedem Schlage genau denselben Punkt, dringt jedesmal etwas tiefer ein, nachher ein kräftiger Hebeldruck mittels ihres Stiels, und der gewaltige Kohlenblock fängt an, sich knackend von seinem Flecke im Felsgestein zu lösen, wo er so viele Jahrtausende festgepreßt gelegen hatte. Noch ein Ruck mit der Haue, die nun als Haken gebraucht wird, und polternd bricht zu Füßen des Mannes genug Steinkohle nieder, um einen ganzen Sack damit zu füllen.

Es ist indes nur selten, daß die Spitzhaue so erfolgreich hier in den „hohen“, d. h. vier bis fünf Fuß mächtigen Flözen gebraucht werden kann. Unter gewissen Verhältnissen muß man Löcher bohren und mit Pulver Sprengungen vornehmen, um sich im Kohlenflöz einen Weg zu bahnen. Die Schwierigkeit, zu ihm zu gelangen, wenn es zwischen hartem Gestein eingelagert ist, nimmt übrigens, vorzüglich wenn das Flöz „dünn“ ist, sehr verschiedene Gestalt an. In der von mir besuchten Grube lohnt sich die Gewinnung der Kohle noch aus Flözen, die kaum zwei Fuß mächtig sind. Einem solchen wenden wir uns zu, nachdem ich gemäß unterirdischem Herkommen mir ein Stück Kohle als Andenken an den heutigen Tag selbst ausgebrochen habe.

Die Wandrung von den „hohen“ nach den „dünnen“ Flözen ist fast ebensolang und abwechslungsreich, wie der schon geschilderte Streifzug. Man erkennt erst dabei recht eigentlich, daß eine Kohlengrube ein ungeheures, leeres und schweigames Labyrinth mit Arbeitsplätzen rings an seiner Umfangslinie und wie sie hier und da von kleinen Pferdebahnen für den Kohlentransport durchkreuzt ist.

Endlich sind wir an Ort und Stelle . . . doch den Anblick werde ich nicht so bald vergessen! Wir sind durch einen, wie mir dünkte endlosen, kaum fünf Fuß hohen Gang gekrochen, der da und dort zu vierein-

halb Fuß und noch weniger Höhe zusammenschrumpft, und befinden uns nun am äußersten Ende dieser schaurigen Sackgasse. Jetzt sperrt die lotrecht abgesprengte Felswand den weiteren Weg. An ihrem Fuße glimmt jedoch ein schwaches Licht und aus dem Eingeweide des Berges kommt ein klopfendes und rasselndes Geräusch. Wir sinken auf alle Viere nieder und gewahren vor uns ein acht bis zehn Fuß breites, zwei bis drei Fuß hohes und ungefähr zwölf Fuß in die Bergmasse gradeaus hineinreichendes Loch,



Arbeit in einem dünnen Flöz.

worin zwei Männer ausgestreckt auf der Seite liegen und beim Scheitern zweier Kerzenstümpfchen Kohle brechen. Das „Dach“ dieses gemüthlichen Arbeitsplatzes ist an mehreren Stellen mit Plankenstücken und Pfahlresten gestützt . . . eine Vorsichtsmaßregel, die einem die schreckliche Möglichkeit des Zusammenbruchs dieser fargähnlichen Höhle über ihrem menschlichen Inhalt nur desto deutlicher zum Bewußtsein bringt.

Es ist wunderbar, wie es Menschen aushalten können, ihre Hacke eine Stunde nach der andern kräftig in der anstrengenden, halbliegenden Körperhaltung so zu schwingen, wie sie die Arbeit hier erfordert. Den Rückenmuskeln fällt dabei natürlich ein großer Teil der Arbeit zu. Doch

auch die Beine müssen als Arbeitshelfer dienen, denn mit ihnen stoßen die Häuer die großen Kohlenstücke, je nachdem sie sich aus der Bergmasse lösen, nach dem Gange hinaus. Mit einem für den Uneingeweihten erschreckenden Leichtsinne achten sie dabei gar nicht darauf, mit den kleinen provisorischen Deckenstützen des Lochs in gewaltthame Kollision zu kommen. Daß es hier am „Orte“ schwül und staubig ist, brauch' ich wohl kaum hervorzuheben. . . „'s ist aber immer besser, als im Wasser zu liegen“, erwidert der eine Häuer auf meine Frage über den Einfluß der Atmosphäre auf das Atemholen.

Man belehrt mich gleich hier — und später oben im Grubenkontore — eingehend über die Methoden und zahlreichen Schwierigkeiten der Kohlen-gewinnung, und ich brauche hier bloß zu erwähnen, daß die Lohnformulare der Häuer über ein Duzend Einzelbestimmungen für regelmäßig vorkommende Hindernisse, Schwierigkeiten und Nachteile enthalten, die den Arbeiter zu kleinen Zuschlägen (Considerations) über seine gewöhnliche Bezahlung für das Gewicht der herausgeschickten Kohle berechtigen. Berechnet der Grubenbesitzer den Selbstkostenpreis der Kohle bis zu ihrer Verladung in den Eisenbahnwagen, so hat er außer den Löhnen und Lohnzuschlägen der Häuer noch über zwanzig Posten zu berücksichtigen.

Außer den Häuern und den mit dem Kohlentransport in der Grube selbst beschäftigten Jungen, sind beständig „Felsen sprenger“ in Thätigkeit, die den Förderstollen die nötige Höhe und Breite geben, wo die Flöze weniger als fünf Fuß mächtig sind; neben diesen Zimmerleute mit der verantwortungsreichen Aufgabe, die Decken zu stützen und die Wände abzusteißen, und schließlich an Stellen, wo man keine Gänge bestehen zu lassen gedenkt, die Stützen wieder zu entfernen und die Grube hinter sich zusammenbrechen zu lassen. Das letztere ist, wie man leicht begreift, eine der gefährlichsten Arbeiten in dem ganzen, von Gefahren erfüllten Berufe. Im übrigen sind natürlich Stallknechte, Schmiede und Maschinenarbeiter beständig in der Grube beschäftigt.

Schließlich muß hervorgehoben werden, daß schon das Abtreiben aller Kohle in einem horizontalen Flöz — es mag nun „hoch“ oder „dünn“

sein, ein gewisses Arbeitssystem voraussetzt, das drei oder vier verschiedene Arten des Abschlagens aufweist, bei denen sowohl der Kraftaufwand und die Mühe bei der Arbeit, wie deren Ergiebigkeit sehr verschiedener Art sind. So müssen sich zuerst z. B. einzelne „Pfadbrecher“ parallele grade Gänge im Flöz herstellen. Darauf können deren Zwischenwände abgetrieben werden, doch so, daß ein Kohlenpfeiler von hinreichender Stärke zum Tragen des „Daches“ stehen bleibt. Zu allerletzt folgt die waghalsige Arbeit, auch diese Pfeiler und damit den letzten Rest des Flözes wegzuschlagen und die Grube zusammenbrechen zu lassen, bis auf einige schmale ausgezimmerter Gänge, die zu denjenigen Teilen führen, die noch weiter hinein ausgebeutet werden.

Der northumbriſche Häuer erhält etwa 1 Schilling 9 Pence (genau 178 Pfennig) für jede Tonne (1 engl. Avoir du poids-ton = 1016 k) Kohlen, die er nach der Schachtmündung hinauffchiebt; ist er ein kräftiger, fleißiger Mann, so verdient er wohl 6 Schilling (6 Mark 12 Pfennig) in den sieben Stunden, die zwischen dem Anfang der Anfahrt und dem Schlusse der Ausfahrt verfließen. Da die unterirdischen Wanderungen von der Grubemündung nach der Arbeitsstelle und zurück zusammen — in dieser Grube — etwa eine Stunde in Anspruch nehmen, kommen wir zu dem Ergebnisse, daß ein Mann in den besten Jahren, wenn er in unnatürlicher Körperhaltung jeden Muskel bei anstrengender physischer Arbeit anspannt, bei einer Arbeit, die mehr Gefahr und Ungemach als jeder andre Nahrungszweig mit sich bringt, in jeder der sechs Stunden, die er täglich die Spitzhaue schwingt, grade 1 Schilling (ein wenig mehr als eine Mark) verdienen kann. Zieht man die größere Kaufkraft des Geldes auf dem Lande (in Schweden) in Betracht, so würde das bei uns vielleicht einer Summe von 66 Pfennig für eine Arbeit mit der Anstrengung, dem Ungemach und der Gefahr der Kohलगewinnung gleichkommen. (Die Verhältnisse in der Heimat des Verfassers, die er hier zum Vergleich heranzieht, dürften von denen aller andern Länder Mitteleuropas nicht wesentlich abweichen. Der Übers.). Eine Cottage hat unser Kohlenhäuer zwar mietfrei und für 3 Pence (25 Pfennig) die Woche liefert ihm die Gesellschaft alle für seinen Haus-

bedarf erforderlichen Kohlen. Seine relativ kurze Arbeitszeit (kaum sieben Stunden, wenn die Ein- und Ausfahrt mitgerechnet wird) ist natürlich noch als besondrer Vorteil in Anschlag zu bringen.

Ob man das für gute oder schlechte ökonomische Verhältnisse ansieht, beruht freilich darauf, wie hoch man eine billige Entschädigung für die Mühen und Gefahren in einer Steinkohlengrube schätzt, sowie darauf, womit man sie etwa vergleicht. Läßt man — wie es, charakteristisch genug, gewöhnlich geschieht — die Frage nach der Entschädigung für Risiko gänzlich außer Betracht, vergißt man den hochwichtigen Punkt des Arbeitsmangels oder doch der Schwankungen der Arbeitsgelegenheit, und vergleicht den in dieser Weise fälschlich nicht reduzierten Arbeitslohn mit den Löhnen von Handarbeitern in andern Ländern und Berufsarten, so mag man ihn ja recht hoch finden. Bedenkt man jedoch, daß hinter diesem Arbeitslohn so bedeutungsvolle Ausnahmeerscheinungen stehen, wie große Gefahren, starke Schwankungen der Arbeitsgelegenheit, eine ungewöhnlich starke Fachvereinsorganisation und dazu Englands ganz einzeln stehendes Verhältnis als Kohlen erzeugendes, verbrauchendes und ausführendes Land, so wandelt einen nicht länger die Lust an, von dem relativen Wohlergehen des northumbriischen Grubenarbeiters sonderlich viel Aufhebens zu machen. Schon in England selbst trifft man freilich auf Beispiele von Grubenarbeitern, die sich weder durch die Fachvereinsbewegung, noch durch die industrielle Vorherrschaft des Landes gleich gute Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu sichern vermochten.

Nach halbstündigem Gespräche über diese Dinge mit dem Aufseher und den Arbeitern in dem vorher geschilderten „Loche“ glaubte ich, daß mein schmerzender „Rücken“ lange genug ausgeruht hatte, um den Rückweg antreten zu können. Wie der Leser schon weiß, ist eine Promenade in einem Kohlenbergwerke nämlich für einen hochgewachsenen Mann in der Hauptsache eine Arbeit mit den Rückenmuskeln.

Etwa auf halbem Wege nach dem Förder-schachte begegnen wir langen Reihen von Kohlenhäuern, die sich nach den Stellen begeben, wo der Abtrieb stattfindet, um daselbst die abzulösen, die wir bei der Arbeit gesehen

haben. Es ist jetzt bald zehn Uhr Vormittag. Die erste Hälfte der 1000 Häuer haben ihre Arbeitszeit zwischen drei und zehn Uhr morgens, die andre Hälfte befindet sich dann von da ab bis fünf Uhr nachmittags in der Grube. Die Morgen- und Nachmittagschichten wechseln monatlich ab. Kommt der Kohlenhäuer nach vollbrachtem Tagewerke um elf Uhr vormittags nach Hause, so ist er, nach vorheriger Säuberung vom schwarzen Staube, zu Mittag und geht dann zu Bett, um gegen vier Uhr wieder aufzustehen und Thee zu trinken und endlich den Nachmittag nach eigenem Belieben zu verbringen.

Während die Gruppe der Nachmittagsarbeiter an mir vorbeidefiliert, kann ich, der gliederlahme Tourist, nicht genug die Gewandtheit bewundern, womit diese oft hochgewachsenen und breitschultrigen Männer sich in den niedrigen Gängen fortbewegen. In einiger Entfernung eilen sie mit ihren wackelnden Lampen an einem wie eine Prozession von „Zerlichtern“ vorüber. Die eigentümliche Arbeitstracht — kleine, kappenförmige Ledermützen, kurze offene Jacken, Kniehosen, grobe blaue Wollenstrümpfe und schwere Schnürschuhe — trägt noch weiter dazu bei, ihnen in der Grubendämmerung ein geschmeidiges, gnomenähnliches Aussehen zu verleihen.

Eine halbe Stunde später schieß ich im massiven Hitzkorbe des Förderwerks pfeilschnell wieder nach der Erdoberfläche hinauf. Der erste Eindruck von der grünen, sich im Sonnenscheine badenden Umgebung war der, daß ich die Luft merkbar kühl fand und die Landschaft mit einer halbdurchscheinenden, glitzernden Hülle bedeckt glaubte. Die Julisonne war zu stark für meine Augen und zu kühl für meine Haut, nachdem ich vier volle Stunden in der schwarzen, schwülen Grube verweilt hatte.

Welch ein Gefühl jubelnder Freude über die Herrlichkeit der Natur, als meine Augen von den Sonnenstrahlen nicht mehr geblendet wurden und die normale Temperaturempfindung wiedergekehrt war! Ich vergaß völlig, daß ich schwarz und schmutzig wie der ärgste Kohlenhäuer war, und wandelte mit innigstem Wohlbehagen zwischen Feldern und Wiesen hin. Wie seideweich war nicht der Hauch des Windes, wie erhebend das Trillern der Lerche hoch in der Luft, wie berauschend der Duft, der den Heuhaufen ent-

strömte. Wie wohlthig wurde der Gesichtssinn von jeder geringsten Farbennüance der Blumen und Gräser am Ackeraine erregt! Welch unvergeßlich malerischen Anblick bot nicht die Schar der Erntenden dort in der Sonnen-
glut auf der frischgemähten Wiese, die Frauen in ihren streifigen Röcken und weißen Hemdärmeln, und die Männer in ihren weißen und blauen Hemden! Welch ein Fest von Sinnesgenüssen bildete nicht schon allein der Aufenthalt im Schoße der Natur . . . gegenüber der düstern Nacht der Kohlengrube!

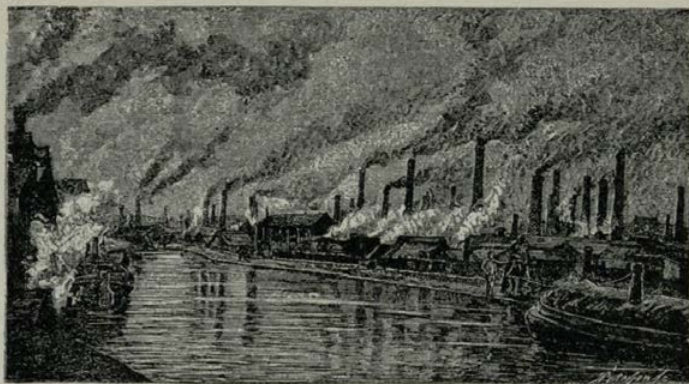
Als ich für das Mittagmahl etwas verspätet heimkam, berichtete mein Wirt, daß er Vorkehrung getroffen hätte, mich von der Grube wieder auf der Lokomotive zurückbefördern zu lassen . . . eine Berechnung, die an meiner, von ihm nicht vorausgesetzten Naturschwärmerei zu Schanden wurde. Seine liebenswürdige und gastfreundliche Gattin scherzte mit mir darüber, daß ich schwarze Fingerabdrücke auf allen Thürklinken zurückließ . . . ein Umstand, der mir endlich zum Bewußtsein brachte, daß ich meinem Befahren der Kohlengrube noch einen wundervollen Genuß zu verdanken haben sollte . . . die Benutzung des Badezubehörs, den meine Wirtin mit mütterlicher Fürsorge für mich schon zurechtgestellt hatte.



III.

Im Lande
der

Textil-
Industrien.



Ansicht von Leeds.

Zehntes Kapitel.

Shoddy und industrieller Idealismus.

(Leeds und Huddersfield.)

Leeds, die Hauptstadt des Bezirks der englischen Wollefabrikation, ist noch rauchschwärzer, nebel- und regenreicher, als selbst die Baumwollmetropole Manchester. Im übrigen bildet Leeds ein gewaltiges industrielles und kommerzielles Gemeinwesen mit etwa 400 000 Einwohnern . . . doch mit nichts anderm von höherem Interesse.

Leeds ist jetzt hauptsächlich bekannt wegen seiner großen Konfektionsfabriken, wo Herren-, Damen- und Kinderkleider jeder Art in allen möglichen Größen und Stoffen hergestellt werden, die dann in den großen Magazinen „für fertige Anzüge“ zum Verkauf gelangen. Ich besuchte ein solches Nähatelier in großem Stile, worin 1400 Näherinnen unter Aufsicht von etwa fünfzig Damen- und Herrenschneidern an ihren surrenden Maschinen arbeiteten. Die Frauen verdienen hier, und auch nur, wenn sie geschickt in ihrem Fache sind, bis 14 Schilling wöchentlich bei zehnstündiger Arbeitszeit. Das von mir besuchte Etablissement hatte jedoch sehr geräumige, hell und gut ventilirte Arbeitsäle; von außen erschien es aller-

dings ganz wie eine gewöhnliche, vier Stockwerk hohe Textilfabrik mit zehn breiten Fenstern an beiden Seiten jedes Stockwerks.

Wohlwollende Arbeitsgeber bemühen sich nach Kräften, die Schwankungen in der Arbeitsgelegenheit, die in dieser Branche infolge des Wechsels der Moden und der Jahreszeiten unvermeidlich sind, möglichst auszugleichen. Das heißt: In der „toten Saison“ verkürzen sie die Arbeitszeit aller ihrer weiblichen Hilfskräfte, statt einen Teil davon zu verabschieden und die übrigen voll zu beschäftigen. Dadurch empfinden natürlich alle die Fluktuationen in ihrem Verdienste, und doch scheint das bis jetzt die beste Lösung dieses heikeln Problems zu sein. Im ganzen genommen unterliegt es keinem Zweifel, daß diese zu Fabrikarbeiterinnen verwandelten Näherinnen bezüglich der Organisation der Arbeit wichtige Vorteile genießen, die den in kleinen Werkstätten oder auf eigne Hand arbeitenden in der Regel entgehen. Daß eine solche höhere Organisation auch eine größere Einförmigkeit der Arbeit und geringere Aussicht auf Bervollkommnung durch individuellen Geschmac und durch Geschicklichkeit im Gefolge hat, ist freilich ebenso wahr. Der Großbetrieb hat die Tendenz, das Leben in mehr als einer Hinsicht grau zu färben.

Um eine Vorstellung von den Wolle- und Kammgarnspinnereien und -webereien zu bekommen, hielt ich mich nicht in Leeds auf, sondern begab mich nach einer der kleinern Städte des Distrikts, nach Huddersfield, das bei der jetzt erreichten Entwicklungsstufe der Industrie die charakteristischsten Erscheinungen bietet. Auch vom touristischen Gesichtspunkte war dieser Wechsel des Beobachtungsortes entschieden vorteilhaft, denn Huddersfield ist eine „kleine“ Fabrikstadt — d. h. mit etwa 100 000 Einwohnern — und liegt recht hübsch zwischen grünen Hügeln im Flußthale des Colne.

Kommt man von dem unerträglichen Leeds nach dem erträglichen Huddersfield, die freilich beide mit hohen Fabrikschornsteinen gleichmäßig gespickt sind, so gelangt man zu dem Schlusse, daß es für Städte im allgemeinen und für Industriestädte im besondern verboten sein sollte, mehr als 100 000 Einwohner zu haben. Das scheint für die Zivilisation und einen bequemen Fortschritt völlig ausreichend zu sein. Überschreitet man diese

Grenze, so verfällt man gewöhnlich in eine neue, künstliche Barbarei, und ist die große Stadt erst sehr groß geworden, so kann es leicht dazu kommen, daß die Gesamtsumme ihres Lebens ein zivilisatorisches Minus statt eines kulturellen Plus ergibt. Da die großen Kulturstaaten unter arger Verschwendung ihres „Menschenmaterials“ glücklich bewiesen haben, daß das Geheimnis des Fortschritts nicht in der unbegrenzten Volkszusammenhäufung — im beliebigen Anschwellen der Großstädte und der Überspin- nung des Landes mit einem möglichst dichten Netze, die Fabriksorte ver- bindender Eisenbahnen — liegt, kann es sich ja ereignen, daß die kleinen Staaten ebenso große, wenn nicht größere Aussicht haben, den eigentlichen Fortschritt nach vielen wichtigen Seiten hin in gute Wege zu leiten . . . wenn sie nur energisch, wachsam und geistig hinreichend selbständig sind . . .

Da ich in Huddersfield — abgesehen von meinen Fabriksbesuchen — einen ganzen Tag und eine halbe Nacht fast ununterbrochen mit zwei re- präsentativen Männern sprechen konnte — der eine war Sekretär für den Wollenweber-Fachverein, der andre ein Fabrikant, der in seinem Geschäft ein Gewinnanteilsystem eingeführt hatte — erhielt ich einen lebhaften Ein- druck von gewissen Tendenzen und Bestrebungen innerhalb der interessan- testen aller Textilindustrien. (Ich gehöre nämlich, nebenbei bemerkt, zu jenen Fanatikern, die da glauben, daß die Wolle das edelste Bekleidungs- material sei.) Vom Gesichtspunkte der Arbeiter wie der Konsumenten sind die Entwicklungstendenzen in der englischen Wolleверedlung nämlich keines- wegs so, wie man sie wünschen möchte. Das Einkommen der Arbeiter- familien befindet sich im Sinken und die Shoddyherzeugung im Aufsteigen.

Im Jahre 1837 beschäftigte die britische Wolleверedlung 37 000 männliche und 34 000 weibliche Individuen; 1885 dagegen 113 000 männ- liche und 146 000 weibliche. Im letzten Jahre (1895) waren in den bri- tischen Wollindustrien 33,3% Männer, 45,3% Frauen, 12,4% Knaben und Jünglinge und 9% kleine Mädchen beschäftigt; in der Kammgarn- industrie aber 19,2% Männer, 46,5% Frauen, 15,3% Knaben und Jüng- linge und 19% kleine Mädchen. Diese Tendenz, erwachsene Männer durch Frauen und Kinder zu ersetzen, ist offenbar stärker als je in den jetzigen

internationalen Konkurrenzverhältnissen, unter denen die Maschinenherzeugung mit billigen Preisen und sümreich verfälschten Materialien mehr und mehr zu herrschenden Zügen werden. Infolge dieser Konkurrenz, die die Billigkeit des Preises auf Kosten der Güte der Waren und der kommerziellen Ehrenhaftigkeit weiter fördert, werden eben Frauen mit 13 und 14 Schilling Wochenlohn für Wearbeiten eingestellt, für die noch vor fünfzehn Jahren Männer mit 28 Schilling bezahlt wurden, während diese — wo man noch auf sie zurückgreift — jetzt nur 20 bis 21 Schillinge erhalten.

War der Mann früher nicht selten das einzige Familienglied, das in die Fabrik ging, so kommt es jetzt ebenso häufig vor, daß er der einzige ist, der nicht dahin geht, weil er dort keine Arbeit erhalten kann und deshalb seine Zuflucht zu einer niedern Art intermittierenden Handwerks oder Hausierhandels nehmen muß. Diese, in alle Verhältnisse des Lebens so tief eingreifende ökonomische Veränderung bedeutet in der Regel eine wesentliche soziale Herabsetzung der Klasse . . . selbst wenn es einzelne Familien dabei zu einem gegen früher erhöhten Gesamteinkommen bringen sollten. Das Selbstgefühl des Mannes, der Ton des Familienlebens und die Erziehung der Kinder, alles neigt einer Verschlechterung zu.

In den großen Kammgarnspinnereien, die in der Nähe der vielen malerischen Flüsse und Bäche des südwestlichen Yorkshire liegen, erscheint es noch menschenleerer, als in den Baumwollfabriken von Lancashire. In Sälen mit 16 gewaltigen Spinnmaschinen neuester Konstruktion findet man nur einen einzigen gelernten männlichen Spinner neben zwei halberwachsenen Lehrlingen und acht bis zehn Knaben und Mädchen von 10 bis 13 Jahren, die noch schulpflichtig sind und nur die „halbe Zeit“ arbeiten. Für den des Anblicks ungewohnten Beobachter ist es peinlich, diese kleinen, dürftig gekleideten und sichtlich nichts weniger als wohlgenährten Kinder mit fieberhafter Eile auf eine Maschine zustürzen zu sehen, die stehen geblieben war, weil die Rollen mit dem gesponnenen Garn voll waren. Mit affenartiger Behendigkeit entfernen sie die gefüllten Rollen und setzen dafür leere ein, und im nächsten Augenblicke ist die Maschine wieder in Gang, während die Kinderchar durch das Zeichen einer Zischpfeife nach einem andern

Ende des Saales gerufen wird, um dieselbe Operation wiederum vorzunehmen. In den Zwischenzeiten sitzen die bleichen Knirpse auf einer für sie zu hohen, langen Bank und unterhalten sich mit einander in flüsterndem Tone, soweit das bei dem entsetzlichen Rasseln der Maschinen möglich ist.

Geht man durch die Webjäle, so findet man fast ausschließlich Frauen in Thätigkeit. Überhaupt sind nur die verantwortungsreichen Aufgaben der Vorarbeiter und die Arbeiten in der Färberei, Walkerei und in der Apretierung endgiltig für die Männer übrig geblieben, und es liegt in der Natur der Sache, daß es nur eine geringe Anzahl Personen sein kann, die auf diese Weise Beschäftigung erhalten. In der Kammwollveredlung kann jetzt thatsächlich nur die Hälfte der Familienväter, und in der sonstigen Wollveredlung können nur zwei Drittel derselben Beschäftigung finden. Bedenkt man, wie streng lokalisiert die englischen Industrien sind, so begreift man, daß es für alle diese, in verhältnismäßig wenigen Jahren überflüssig gewordenen Wollarbeiter schwer, wenn nicht unmöglich sein muß, eine Beschäftigung von gleich hohem ökonomischen wie sozialen Werte in einem andern Erwerbszweig zu finden.

Bieten also die englischen Wollveredlungsindustrien mit ihren niedrigen und sinkenden Löhnen für Männer und der zunehmenden Verwendung von Frauen- und Kinderarbeit vom Standpunkt des Arbeiters aus einen keineswegs erfreulichen Anblick, so ist es nicht minder wahr, daß die Konsumenten, die unverfälschte Ware lieben, und die Fabrikanten, welche „reinhaarige“ Produktionsmethoden vorziehen, gar mancherlei gegen die jetzigen Entwicklungstendenzen der englischen Textilindustrien im allgemeinen und der Wollveredlung im besondern einzuwenden haben. Man las unlängst einen in seinen schweren Anklagen gegen die Ehrlichkeit der englischen Fabrikanten geradezu sensationellen Artikel über hierher gehörende Dinge in der ausschließlich der wissenschaftlichen Nationalökonomie gewidmeten *Economic Review*. Die Materialverfälschung wird darin als zu den regelmäßigen Produktionsmethoden gehörend hingestellt. Einmal sind es schlechte Baumwollstoffe und Garne, die durch Leim und Feuchtigkeit, Gips oder Sand betrügerische Textur und falsches Gewicht erhalten; ein andermal sind es

„reine“ Wollenzeuge, die zur Hälfte aus Baumwolle oder einer Art geheimnisvoller „Kunstwolle“ bestehen. Oft sind die „reinen“ Wollwaren zu mehr als fünfzig Prozent aus Shoddy hergestellt, d. h. aus einer Mischung von neuer Wolle mit Abfällen und mit einem Produkt, das in der Weise gewonnen wird, daß man alte Wollartikel durch Wiederauffaserung zum Stadium der Wolle zurückführt.

Die eignen Fachzeitungen der englischen Textilwarenfabrikanten erkennen offen an, daß es bereits dahin gekommen ist, daß sich die ehrlichsten Fabrikanten durch die sinnreich erklügelte Billigkeitskonkurrenz der Shoddywaren vor ihren Ruin gedrängt sehen, mit der natürlichen Folge, daß immer mehr Fabrikanten vom „alten guten Stamme“ Schritt für Schritt auf die abschüssige Bahn der Shoddyfabrikation geraten. Eine von diesen Zeitungen bemerkt bei einer Besprechung der Gesetzgebung gegen Unfug dieser Art, daß „eine allgemeine und strenge Anwendung der bezüglichen Gesetzesparagraphen bei der Beschaffenheit der Produktionsmethoden, wie sie sich nun einmal herausgebildet haben, eine ernstere Unwälzung verursachen müßte, als man nur in Betracht zu ziehen wagt.“ Die große Textilzeitung fährt dann fort: „In dieser Zeit der verschärften Konkurrenz verfallen die Fabrikanten auf alle möglichen Vermengungen, um billigere Waren herstellen zu können, und durch sinnreiche Mischungsmethoden geben sie den Webstoffen das Aussehen einer feineren Qualität, als diese in Wirklichkeit haben.“

Das Wesen und die Wirkungen der Shoddyfabrikation sind wohl gründlicher Beachtung wert. Daß die Moral des Arbeiterstandes dadurch Schaden leidet, erscheint theoretisch möglich, daß sein physisches Wohlergehen dadurch oft ernstlich herabgesetzt wird, ist Thatsache. Die ausnahmsweise hohe Sterblichkeit in den Webereien von Blackburn und andern Baumwollstädten beruht nachweislich auf der heißen, überfeuchten Atmosphäre, in der die Arbeit verrichtet werden muß, damit die Fabrikanten aus ganz schlechtem Garn und unglaublichen Mengen „Leim“ billige Callicos herstellen können, um Neger und Kulis damit zu betrügen. Daß des Fabrikanten eigne Berufsehre — er mag uns, so viel er will, schwätzen

von dem, „was vom geschäftlichen Standpunkte beurteilt werden müsse“ — unter solchen Umständen von erster Qualität nicht sein kann, liegt ja auf der Hand, und die Klagen über die demoralisierende Schundkonkurrenz, denen man in fast allen besseren Etablissements, die nicht zufällig eine Art Monopol genießen, so häufig begegnet, weisen nach derselben Richtung hin. Leider begnügen sich die meisten Fabrikanten mit dem Raisonnement, daß sie mit dem Strome schwimmen müßten und daß es nicht so gar unmoralisch sein könne, so zu handeln wie alle andern. Also: was die meisten thun, ist moralisch . . . eben weil es die meisten thun. Das ist eine Sittenlehre von trefflicher Übereinstimmung mit dem Kopfe, um nicht zu sagen ideallosen Schafherdenrennen, das das Grundprinzip des modernen Kommerzialisismus zu sein scheint.

Sehen wir nun ab von der Frage nach der demoralisierenden Seite, die in dem Massenverbrauch hübscher und billiger, doch durchweg trügender und nicht haltbarer Shoddyartikel liegt, so stellt sich uns noch die sozial-ökonomische Seite der Erscheinung vor Augen. Unhaltbare und verfälschte Waren herzustellen, erfordert weniger Fachgeschick und Gewissenhaftigkeit, als dauerhafte und echte Waren zu produzieren, sodaß dadurch sowohl die „Produzentenehre“ des Arbeiters wie dessen Lohn einer sinkenden Tendenz zuneigt. Hierzu kommt natürlich, daß nicht haltbare Waren oft erneuert, d. h. in weit größeren Mengen erzeugt werden müssen, als dauerhafte Sachen. Die Shoddyproduktion „schafft Arbeit“ und „beschleunigt den Warenumsatz“. Deshalb wird sie vom Privatkapitale — trotz aller moralischen Floskeln — so bevorzugt; denn sobald mehr Arbeit verrichtet und das Kapital schneller umgesetzt werden kann, hat der unternehmende Kapitalist auch Gelegenheit, einen Profit einzustreichen, und gewöhnlich kommen auch mehr unternehmende Kapitalisten in die Lage, dabei ihr Pfeifchen zu schneiden. Die Konsumenten, die um so öfter kaufen müssen, je billiger sie kaufen, bilden sich ein, für Befriedigung ihrer Bedürfnisse weniger auszugeben, weil sie für ihre Röcke nur halb so viel wie früher bezahlen; es ist nämlich nicht so leicht zu kontrollieren, daß die neuen Röcke „anständigerweise“ thatsächlich nur etwa halb so lang getragen werden

können, wie die alten. Es verleiht ja dem Leben aber ein neues Interesse, zum Neueinkauf häufiger Veranlassung zu haben!

Die Konsequenz der Shoddyherzeugung scheint auf dasselbe soziale Arbeitshausideal — mehr Arbeit und niedrigerer Lebensstandard für die breiten Massen — hinauszulaufen, wie das jetzige blinde internationale Wettrennen um die Absatzgebiete. Eine bemerkenswerte Übereinstimmung!

* * *

Über diese und damit verwandte Dinge plauderte ich einen ganzen Tag lang während einer Wanderung zwischen Fabriken in und um Huddersfield mit einem Tuchfabrikanten, der auf eigne Faust gegen das Shoddyregime und das gewöhnliche privatkapitalistische System überhaupt revoltiert hatte. Mein Fabrikant, eine feingebildete und höchst sympathische Persönlichkeit, huldigte John Ruskins industriellem Idealismus, dem gemäß jede industrielle Arbeit — des Handarbeiters wie des Kapitalisten — zu einem höhern Ideal für das industrielle und soziale Leben hinleiten und mit diesem stets in Harmonie bleiben soll. Ein jeder muß Gelegenheit finden, seine höhere Beanlagung und Leistungsfähigkeit zu entwickeln, und soll sein schönstes Glück darin suchen, persönlich und durch sein Vermögen den möglichst veredelnden Einfluß auf die übrigen Mitglieder der Gesellschaft auszuüben.

Wer sich zu dieser Lehre bekennt, muß natürlich darauf verzichten, den größtmöglichen ökonomischen Erfolg zum Lebenszweck zu machen, und mein Wirt und Cicerone in Huddersfield ist einer der wenigen englischen Fabrikanten, die hierin nichts ungereimtes erblicken und es nicht, gleich den amerikanischen Millionären, vorziehen, auf die gewöhnliche, oft recht barbarische Weise so viel Geld wie möglich zusammenzuscharren, um später ihre Reichtümer zu mehr oder weniger gemeinnützigen Zwecken nach Gutdünken zu verschenken. Diese Art despotischer Krösus-Philantropie stellt den kritischen Soziologen allemal vor die verwickelte Frage: Hat dieser Mann durch seine rücksichtslose Profitmacherei der Gesellschaft mehr ge-

schadet, als er ihr durch sein ökonomisches Talent und sein Mäcenatentum vielleicht nützte . . . oder umgekehrt? Wer wagt hier, das Plus oder das Minus abzuwägen? Die Resultate bei Befolgung der Ruskin'schen Vorschriften dürften in der Regel weniger glänzend ausfallen, es ist dafür aber eine minder verwickelte Aufgabe, ihren Nettowert für die Allgemeinheit zu beurteilen.

Mein Ruskinianer in Suddersfield hat durch Einführung der Gewinnbeteiligung in seinem Geschäft und durch gewissenhaftes Festhalten an dem Prinzip, seinen Arbeitern den bestmöglichen Lebensstandard zu sichern, seine Fabrik zu einem kleinen industriellen Idyll umgeschaffen, das man mit Wohlgefallen betrachtet . . . ohne Rücksicht auf die Ansicht, die man etwa von der Möglichkeit haben mag, das ganze ökonomische Gesellschaftsleben durch eine solche halbe Maßregel wie die Gewinnbeteiligung der Arbeiter umzugestalten.

In Woodhouse Mills, das ist die betr. Fabrik, bezieht das Kapital nie mehr als 5%; 10% des Restes werden einem Reservefonds überwiesen und der noch übrige Nettogewinn in zwei Hälften geteilt. Die eine Hälfte erhalten alle Arbeitnehmer im Verhältnis zu ihrem Lohne und die andre Hälfte kommt den Geschäftskunden (ausschließlich cooperativen Konsumvereinen) im Verhältnis zu deren Einkäufen zu gute, wenn letztere über 50 Pfund Sterling (1000 Mark) im Jahre hinausgehen.

Die (etwa 150) Arbeiter sind alle Aktienbesitzer des Unternehmens; ihr Anteil beträgt etwas über ein Fünftel des ganzen Aktientkapitals, das sich auf 120 000 Mark beläuft. Für alle den Arbeitern zufallende Gewinnverteilungen werden Aktien der Firma angekauft und man denkt damit bis zu der im höchsten Fall zulässigen Grenze von 200 Pfund Sterling (4000 Mark) für den Einzelnen fortzufahren. Das Anleihekaptial gehört dem Leiter des Experiments und ursprünglichen Fabrikseigentümer George Thomson. Was die Löhne angeht, so sind diese noch höher als die in den Fachvereinstabellen aufgestellten, d. h. 23 Schillinge Minimal-Wochenlohn für erwachsene Männer. Stücklohn und das damit oft eröffnete Jagen nach einigen Pfennigen Extraverdienst giebt es in dieser

Fabrik nicht — ganz gegen die sonstige Gewohnheit im Bezirke. Die Frauen erhalten als Weberinnen 17 Schilling. Unlängst ist der Achtstunden-Arbeitstag eingeführt worden, und Herr Thomson versichert, daß das bis jetzt recht befriedigende Resultate ergeben habe. Von andern Vorteilen, die die Arbeiter dieser Fabrik genießen, sind zu nennen: eine Woche im Sommer Urlaub bei fortlaufendem Lohne, einige besondere Rafttage zu Weihnachten, zu Ostern und zu Pfingsten, sowie im Krankheitsfalle für die erste Woche volle, und dann halbe Ablöhnung bis zur Wiederaufnahme der Arbeit. Außerdem hat die Fabrik eine Versicherungs- und eine Pensionskasse, so daß der Arbeiter, wenn er im Alter nichts mehr zu leisten vermag, eine sorgenlose Existenz findet. In der Fabrik werden so viele Männer und so wenig Kinder wie möglich, verheiratete Frauen aber gar nicht beschäftigt.

Die Firma wurde 1842 gegründet und 1886 von George Thomson, der das Geschäft von seinem Vater geerbt hatte, zu einer „Industrie-Gesellschaft“ von geschilderter Beschaffenheit umgewandelt. Die Assoziation erhielt für ihre Grundsätze auf der 1889er Pariser Ausstellung die goldne Medaille. Die Firma besitzt außerdem sieben goldne und silberne Medaillen für ihre Tuche, die zu den besten gehören, welche man in ganz Europa bekommen kann. Im Gegensatz zu der aufs äußerste getriebenen Arbeitsspezialisierung im englischen Wollebezirke findet man in Thomsons hellen schönen Fabrikfälen alle verschiedenen Arbeitsprozesse vereinigt. Die Wolle kommt dahin in Ballen und geht nicht eher wieder hinaus, als bis sie zu den feinsten blauen, braunen oder gestreiften Wollstoffen umgewandelt ist, die ganz fertig sind, um zum Schneider oder zur Näherin versendet zu werden.

Wir haben es hier mit einem allseitig erfolgreichen industriellen Unternehmen zu thun, dessen Erzeugnisse nur durch ihre hohe Qualität den Anspruch machen, sich einen Platz auf dem Weltmarke zu sichern, und dessen innere Organisation einfach auf dem Grundsätze beruht, seinen Arbeitern die besten Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu bieten und dafür die bestmögliche Arbeit zu verlangen. Dieses System erfordert natürlich einen gewissen

moralischen Standard sowohl bei dem idealistischen Kapitalisten, als auch bei seinen Arbeitern. In Herrn Thomsons Handelsgesellschaft besteht die Leitung aus acht Personen: drei Arbeitern aus der Fabrik, zwei Vertretern den Fachvereinen gegenüber, und zwei Abgeordneten von den kooperativen Konsumvereinen, sowie Herr Thomson selbst. Es ist nicht schwer zu erraten, daß es nicht wenig auf Herrn Thomsons außergewöhnlichem Charakter beruht, daß das von ihm in dieser Weise geleitete Experiment von gutem Erfolge ist. Er selbst möchte uns freilich den Glauben einflößen, daß „er nun für den Bestand und das Gedeihen des Unternehmens überflüssig geworden sei“ . . . wir können uns eines leisen Zweifels daran aber nicht erwehren.

Schließlich möge als eigentümlich für dieses schöne Experiment auf dem Felde des industriellen Idealismus hervorgehoben werden, daß der Ausdruck „Gewinnanteilsystem“ thatsächlich etwas irreführend ist, wenn er für jenes angewendet wird. Herr Thomson bevorzugt „Industrielle Assoziation“ (zwischen Arbeiter und Arbeitgeber). Es handelt sich, nach Herrn Thomson, dabei in der That nicht um die Erzielung eines möglichst hohen „Gewinns“, sondern es ist ein System zur allmählichen Abschaffung des „Gewinns“, . . . dadurch, daß man ihn von erhöhten Löhnen und einigen mehr und mehr entwickelten Kranken- und Pensionskassen für die Arbeiter aufzehren läßt. Wir wollen die theoretische Haltbarkeit dieser Idee hier nicht erörtern, sondern sie nur als charakteristisch hervorheben für den tief demokratischen und wahrhaften Geist, in dem Herr Thomson sein Experiment durchführt. Er ist völlig willig, persönlich ein geringeres Einkommen zu genießen, als er wohl könnte, nur um die Assoziation seinem Ideale so ähnlich wie möglich zu gestalten.

Für diesen Arbeitgeber ist die Gewinnbeteiligung der Arbeiter keine neue, moralisch verfeinerte Methode, aus der Arbeit seiner Lohnempfänger größere Einkünfte als je zu erzielen. Herrn Thomsons Arbeiter bewahren unzweifelhaft ein größeres Interesse für das Gedeihen der Firma, als gewöhnliche Lohnarbeiter, sie sind durch das hier befolgte System aber von der Fachvereinsbewegung nicht abgefordert (was sonst der Fall zu sein pflegt)

und ihr besondrer Arbeitseifer und ihre Bedachtjamkeit sind für Herrn Thomson nicht ein Mittel, trotz der „Gewinnausteilung“ einen größeren Nettogewinn als sonst für eigne Rechnung zu ernten, sondern er verwendet diesen Vorteil ehrlich dazu, die Arbeitszeit zu kürzen, den Arbeitern eine Altersversorgung zu gewähren u. s. w.

Darum eben wage ich es, dieses Experiment mit dem Gewinnanteilsystem als ein Stück industriellen „Idealismus“ zu bezeichnen.





Elftes Kapitel.

In den Baumwollfabriken von Lancashire.

Beim erstenmale, wo ich mich Manchester näherte, kam ich von Südosten . . . aus dem malerischen Derwentthale im idyllischen Derbyshire.

Der Weg ist anfangs einer der schönsten, die man in England finden kann. Steile, mit dunkeln Laubwald bewachsene Höhen und klare Wasserläufe, die plätschernd dahineilen und nach dem tiefen steinigen Thalgrunde hinunterhüpfen. Allmählich werden die Hügel baumlos und endlich ganz kahl. In der nun öden und unfruchtbaren Landschaft gewahrt man zuerst Steinbrüche und Gruben als einziges Zeichen menschlicher Betriebsamkeit, bald mischt sich aber auch der Fabrikbetrieb hinein.

An den Ufern der in dieser Gegend Englands besonders zahlreichen

Gewässer bemerkt man gelbrote Backsteingebäude, die vier bis fünf Stockwerke hoch sind und einzig aus großen Fenstern zu bestehen scheinen. Auf dem ebenen Boden daneben erheben sich runde Schornsteine bis über zweihundert Fuß (61 Meter) Höhe. Diese Anlagen, die zuerst vereinzelt vorkommen und in der Landschaft hier und da regellos verteilt sind, drängen sich bald zu kleinen Fabrikstädten zusammen, und diese wiederum nehmen allmählig stets an Größe zu, je mehr wir uns Manchester nähern. Gleichzeitig verdichtet sich die Atmosphäre. Sie erscheint mehr und mehr mit Dunst und Rauch gemischt, und wenn unser Zug in Manchester's rauchgeschwärzte Häuserreihen hineinpoltert, haben wir den klaren Himmel Derbyshires definitiv hinter uns zurückgelassen, und tasten uns nun dafür am hellen Sommervormittage durch einen braungrauen Nebel hin, auf den das herbstliche London stolz sein könnte.

Der erste Eindruck von der industriellen Hauptstadt Englands ist Dunkelheit, Schmutz und Getöse. Der Verkehr in den großen Hauptstraßen ist überwältigend. Eine solche Menge Pferdebahnwagen wie hier in der Market-Street, hab ich anderswo noch nie gesehen, aber auch an keinem andern Orte noch gefunden, daß das Bimmeln und Tuten der Spurwagen so energisch von Leierkasten und Straßenpianos unterstützt würde. Man scheint hier gegen nervenzerreißenden Lärm noch unempfindlicher zu sein, als selbst in London, betrachtet es aber ebenso als zum guten Ton gehörig, den Mammon mit derselben Hingebung zu verehren, wie in der Landesmetropole.

Das letztere kann man wohl verstehen, denn Manchester ist der Brennpunkt des Handels für das industrielle England. Unerwarteter ist jedoch der Mangel an ästhetischem Gehör, denn man trifft hier verhältnismäßig mehr Deutsche an, als irgendwo in England. Den Söhnen Germaniens ist es aber doch gelungen, dem sonst so roh zugehauenen englischen Restaurationswesen einen gewissen Schliß zu erteilen . . . und das ist immerhin ein Gewinnst, vorzüglich für den, mehrere Wochen so ungemütlich umhergehetzten Entdeckungsreisenden. Freilich muß er sich daran gewöhnen, daß die Speisewirtschaften des Abends hier einige Stunden früher geschlossen werden, als auf dem Festlande.

Über die öffentlichen Gebäude der Baumwollmetropole läßt sich nichts andres sagen, als daß sie verhältnismäßig zahlreich, groß, klumpig und eingerußt sind. Das neue Rathaus, das das hübsche Stämmchen von $15\frac{3}{4}$ Millionen Mark gekostet hat, ist in trauriger Halbgotik aufgeführt, hat aber schöne Uhren und eine interessante innere Ausschmückung. In der Halbdämmerung unter der geschnitzten Balkendecke des großen Versammlungs-saales können wir die für die moderne englische Malerei epochemachenden „präraphaelitischen“ Freskogemälde Madox Brown's aus der wechselreichen Geschichte der großen Handelsstadt bewundern — von der barbarischen altbritischen Zeit bis zur barbarisch-industriellen Gegenwart — ein langer und doch recht kurzer Schritt. Unten in der zur Vorhalle eingerichteten Krypte finden wir Marmorstatuen wissenschaftlicher Bahnbrecher, wie der Physiker Dalton und Joule. Sie erinnern uns daran, daß Manchester ein großes Universitätskollegium beherbergt und nicht bloß berühmte Industrielle, Politiker und eine ganze Schule empirischer Nationalökonomien, sondern auch Naturforscher und abstrakte Denker hervorgebracht hat. Eigentümlich genug ist die Thatsache, daß es ein Professor von Manchester, der geistvolle nationalökonomische Theoretiker Stanley Jevons war, der den traurig-berühmten Doktrinen der Manchester-school über das ökonomische Leben den Gnadenstoß versetzte und zum Ausgangspunkt einer englischen Nationalökonomie mit weniger fabrikantenmäßig einseitigen psychologischen und ethischen Forderungen wurde.

Um Beispiele von dem Häßlichsten und dem Schönsten zu sehen, was Manchester zu bieten hat, überließ ich mich einem sozial sachkundigen Eingebornen. Er nimmt mich mit nach Slums (Spelunken), die seiner Aussage nach schlechter als die schlimmsten Höhlen des Glends im Londoner Ostend sind, und zeigt mir Villenvorstädte, deren solider Komfort dafür zeugt, daß es nicht ausschließlich Armut, Häßlichkeit und Schmutz ist, was der emsig thätige Bezirk von Manchester erzeugt. Über die normalen textilindustriellen Arbeiterverhältnisse kann ich dabei jedoch nicht so klare Vorstellungen erhalten, als ich gewünscht hätte. Das beruht darauf, daß Manchester, wenn auch eine gewaltige Fabrikstadt, doch als solche nicht für den textilindustriellen Bezirk typisch ist, dessen kommerzielle Metropole es bildet.

Im Verlaufe der oft nahezu unerklärlichen Wanderungen verschiedener Erwerbszweige von einem Landesteil zum andern, wovon man im industriellen England überall Spuren antrifft, haben die Spinnereien und Webereien Manchester immer mehr verlassen, um sich in den Städten des mitteln und nördlichen Lancashire zusammenzudrängen, und unter diesen wieder hat sich die industrielle Spezialisierung zu einer unglaublichen Höhe ausgebildet. Es ist nicht damit genug, daß sich z. B. die Verarbeitung von Baumwolle, Seide oder Wolle nur in großen, scharf getrennten Distrikten vorfindet, nein, sogar die einzelnen Produktionsprozesse in derselben Textilbranche sind wieder auf verschiedene Städte und Gegenden verteilt. So trifft man z. B. in den großen Baumwollstädten des mittleren Lancashire fast allein nur Spinnereien. Eine davon, Bolton, erzeugt hauptsächlich feines Garn, und eine andre, Oldham, beschäftigt die große Mehrzahl ihrer 138000 Bewohner mit der Herstellung mittelfeinen Baumwollgarns. Die 120000 Einwohner Blackburns sind dagegen meist Kaliko- und Muslinweber. Im südwestlichen Wolldistrikt von Yorkshire begegnen wir derselben Tendenz zur Lokalisierung der Arbeitszweige. Die Hauptstadt des Bezirks, Leeds, hat ebenso wie Manchester fast aufgehört, das Fabrikationszentrum zu bilden und ist dafür das kommerzielle Hauptquartier der Wollindustrie, sowie der hervorragendste Platz für Herstellung fertiger Kleidung geworden. In Huddersfield spinnst man Wollgarn und webt man Wollstoffe. Um aber die Herstellung von Kammgarn und Kammgarnstoffen zu sehen, muß man wieder nach Bradford pilgern.

Es war mir unmöglich, bei den Fabrikanten eine klare Einsicht in die letzten Ursachen dieser Lokalisierung, sogar der Produktionsprozesse innerhalb der nämlichen Hauptindustrie, zu entdecken. Sind die eigentlichen Ursachen dieser Erscheinung dunkel, so liegen dagegen deren Folgen für das Erwerbsleben und besonders für die Arbeiter und deren Lebensverhältnisse desto deutlicher zutage. Dadurch, daß Fabrikgegenden mit je Hunderttausenden von Einwohnern die Arbeit zwischen sich in dieser Weise teilten, haben auch die Menschen selbst, sowie ihre Eigenart als Produzenten und Konsumenten und als Mitbürger im ganzen, eine unglaublich spezialisierte und

einseitige Entwicklung erfahren, während die gigantischen lokalen und psychologisch von einander verschiedenen Produzentengruppen damit gleichzeitig in ein mehr und mehr innerlich ökonomisches Abhängigkeitsverhältnis von einander geraten sind.

Man hat es hier in der That mit „Spezialisten“ im großen Maßstabe und in übertriebener Form ebenso zu thun, wie mit allen den Vorteilen und Nachteilen, die solchen Erscheinungen anzuhaften pflegen. In höherem Grade als die meisten andern Menschen, die ihren Lebensunterhalt nur in einer einzigen, eng begrenzten Weise gewinnen können, sind diese Industriearbeiter infolge ihrer Zahl und örtlichen Isolierung von einer mehrseitigen Berührung mit dem Leben abgeschlossen, oder, wenn das nötig würde, an einem Wechsel ihres Erwerbes gehindert. In gleicher Weise sind sie mehr als die meisten andern Gesellschaftsmitglieder dem ausgesetzt, daß sie in ihren ökonomischen Verhältnissen durch allgemeine, vielleicht internationale Preisschwankungen, durch Handelskrisen, Krieg oder Mißwuchs in entfernten, für sie als Absatzgebiete wichtigen Ländern gestört werden, oder unter kommerziellen Krisen oder Arbeitskämpfen in andern einheimischen oder ausländischen Nahrungszweigen dadurch zu leiden haben, daß es ihnen an Material für ihre eigne Arbeit fehlt. Diese ökonomische Stellung in der Gesellschaft bringt auf der einen Seite zu große Einförmigkeit und Isolierung und auf der andern Seite zu große Empfindlichkeit für ökonomische Erschütterungen in andern Erwerbszweigen mit sich.

In die Waagschale fallen dagegen aber auch solche Vorteile, wie eine verhältnismäßig leichte und saubere Thätigkeit, Arbeitsverhältnisse, die sich ganz besonders zur Regulierung durch Fachvereine eignen, sowie, wenn alles glatt geht, ein ziemlich guter Verdienst für beide Geschlechter und fast alle Altersstufen.

Sich über ein so verwickeltes soziales Problem Schlüsselfäße zu bilden, ist natürlich außerordentlich schwer . . . besonders wenn man bedenkt, daß auch die Erleichterung in der physischen Arbeit und ein gutes Familieneinkommen Vorteile sind, die doch gelegentlich zu teuer erkauft werden können. Der Mensch ist nicht einzig und allein zum Arbeitsinstrument ge-

schaffen, und es erscheint gar nicht so sicher, daß seine Lebensverhältnisse im ganzen gesunde sind, wenn auch seine Arbeitsverhältnisse mit dem daraus entspringenden ökonomischen Nutzen sich in der Hauptsache als gute darstellen.

* * *

Um mehr Einsicht in diese Dinge zu gewinnen, folgte ich während meines Aufenthalts in Manchester mehreren Einladungen, in der Spinnereistadt Oldham Fabriken zu besichtigen und die Arbeitsverhältnisse selbst zu beobachten. Es war eines Sonntags nachmittags und ich war schon eine ganze Stunde in den verödeten Straßen Manchesters mit lauter geschlossenen Läden und Restaurants umhergeschleudert und quälte mich mit dem Gedanken, wie man der unheimlichen Sonntagsstimmung des kommerziellen Ungeheuers am besten entgehen könnte. Ich war eben in der kleinen, maleurischen, altgotischen Kathedrale mit ihrer schönen Orgel und den bunten, modernen Glasfenstern gewesen, wo man drei unbändig schreiende Säuglinge, einen nach dem andern getauft hatte; das frischte in mir zwar einige kirchliche Erinnerungen aus meiner Jugend auf, konnte mich aber doch mit der puritanisch sauertöpfigen Sonntagsphysiognomie des schmutzigen Manchester nicht ausföhnen.

Ein Gedanke! Warum nicht wegfahren und gleichzeitig Oldham besichtigen, obwohl meine „Arbeit“ meine Anwesenheit daselbst vor dem Montag nicht erforderte? Unter der Arbeiterklasse ist der englische Sonntag nie so bodenlos verzweifelt langweilig wie unter den allseitig „korrekten“ Mittelklassenmenschen, ich hatte also nur Aussicht zu gewinnen, wenn ich eine gemischte Mittelklassenstadt mit einer der ungemischtesten Arbeiterstädte Englands vertauschte.

Gedacht . . . gethan. Eine halbe Stunde später dampfe ich von der Oldham Road Station hinaus und lasse Manchesters traurige Kirchhofsstille hinter mir. Leider ist die zu durchfahrende Landschaft ebenso schwermütig. Man blickt über ein einziges, zusammenhängendes Fabrikfeld hinaus: Fabriken und Arbeiterhäuser, noch mehr Fabriken und Arbeiterhäuser, regellos über

Hügel und Ebene zerstreut, da und dort eine Kohlengrube, sowie zahllose Minnsale und Teiche mit schwarzem, dampfendem Fabrikswasser. Es fehlt zwischen den dünn verstreuten Häuserzeilen nicht an Platz für eine Vegetation . . . und doch findet sich eine solche nicht. Die Anhöhen sehen schwarz und verbrannt aus, als ob Milliarden orientalischer Heuschrecken erst unlängst darüber hingewandert wären. Sogar an Baumanpflanzungen fehlt es gänzlich. Und das ist früher eine grüne und keineswegs abstoßende Landschaft gewesen!

Warum mußten Menschen in solchen Massen nach dieser feuchten Gegend kommen, alles Grün niederreten und sich gezwungen sehen, gleichsam auf dem fahlen schwarzen Grunde eines Meeres von Steinkohlenqualm zu hausen? „Um ihren Lebensunterhalt mit der leichten, angenehmen und lohnenden Baumwollspinnerei, die feuchte Luft und viel Steinkohle braucht, zu erwerben“ . . . antworten ohne Zweifel gewisse Nationalökonomten. Sie erklären aber nicht, wie es gekommen ist, daß ungeborne Millionen ein solches Bedürfnis haben konnten, diese Arbeitslöhne unter diesen Verhältnissen zu verdienen, ehe noch keines von beiden existierte. Lancashire verdankt seine jetzige Volkszahl weniger der Einwanderung als dem gewaltigen Ansteigen der eignen Volksvermehrung und zwar erst von der Zeit an, wo die unter höchst widerwärtigen Verhältnissen stark vermehrte Bevölkerung von Baumwollarbeitern schon lange für bessere Lohn- und Arbeitsverhältnisse, die diese bis zu der jetzigen Stufe erhob, tüchtig gekämpft hatte.

Das sind dunkle Fragen. Soviel steht indessen fest, daß die englischen Arbeiter vom Beginn des Großindustrialismus an eine erschreckende Gleichgültigkeit für die Beschaffenheit ihrer Umgebung gezeigt haben. Mit der gleichen Bereitwilligkeit, wie sie sich der grenzenlos einförmigen und seelenmordenden Abwartung nahezu automatischer Maschinen angepaßt und der, zwar zu keinen Soldatentugenden erziehenden, dennoch aber mehr als militärisch strengen Disziplin in den großen Fabriken gefügt und auch ihr ganzes Familienleben nach dem eigentümlichen Bedarfe der Fabriken an Arbeitskraft von Frauen und Kindern gestaltet haben . . . mit derselben unbegrenzten Passivität haben sie sich auch mit allen den widrigen äußern

Verhältnissen, die der Fabrikbetrieb rings um sie zu schaffen beliebte, einfach zufrieden gegeben.

Nun müssen sie mit vielen Mühen und Unkosten erst dazu erzogen werden, höhere und mehr natürliche Ansprüche ans Dasein zu stellen. Englands Philantropen und Sozialreformatoren jubeln schon, wenn es ihnen, durch freigebige Herstellung von Parkanlagen und eifriges Predigen über deren richtige Benutzung, geglückt ist, die Arbeiterbevölkerung einer Fabrikstadt dahin zu bringen, daß sie einen Funken Interesse für Blumen und Bäume zeigt und es vorzieht, auf frischen Grasmatten zu Lustwandeln, statt nach geschlossenem Tagewerke vor den Thüren der Schänken in einem stinkenden Gäßchen herumzulungern.

Es macht einen eigentümlichen Eindruck, in verschiedenen Gegenden Englands zu finden, daß diese löblichen Bemühungen um Wiedererweckung des Sinnes für die Schönheit der grünen Natur unter der vom Fabrik- und Großstadtleben verdorbenen Arbeiterbevölkerung im allgemeinen noch nicht auf mehr als zehn bis fünfzehn Jahre zurückreichen. „Wahrlich, ich kann nun begreifen, wie wir ohne unsre öffentlichen Parke und Gartenanlagen verkommen würden!“ ist ein Ausruf, den ich mehrmals hörte, wenn mir die Sehenswürdigkeiten einer englischen Industriegemeinde gezeigt wurden. Und es ist schwer zu verstehen, wie man noch heutigen Tags in diesen vom Industrialismus verheerten und von der Philantropie und dem sozialen Reformeifer noch nicht rehabilitierten Gegenden auskommt, wofür die öde und gleichwohl dicht bevölkerte Landstrecke zwischen Oldham und Manchester typisch ist. Sollte es wahr sein, daß die Menschennatur in neuer Weise zum Durchbruch kommt, wenn ihr eine so wichtige Ableitung für ihre Expansivkräfte, wie der Umgang mit der Natur, erschwert oder unmöglich gemacht wird? Mein erster Abend in Oldham gab mir mit überraschender Deutlichkeit wenigstens eine der Antworten auf diese Frage.

* * *

Nach einer Irrfahrt durch menschenleere Straßen, die von ungeheuern Fabrikbauten und perlschnurähnlichen Reihen von kleinen, viereckigen, aneinander gedrängten Häuschen mit einem Obergeschoß eingefast sind,

gelange ich nach einer schönen Parkanlage, die ein Grundeigentümer aus dem Parlamente der Stadt geschenkt hat. Auch hier ist es trotz des herrlichen Abends recht leer. Man sieht meist ältere, verheiratete Leute von unverkennbarem Arbeitertypus, die in den Gängen umher-spazieren. Da und dort tummeln sich Gruppen von gutgekleideten Knaben und Mädchen herum, die in einer, für Arbeiterkinder recht anständigen Weise mit einander schäkern. Trotz des auffallenden Mangels an Besuchern hat dieser Promenadenplatz doch ein größeres Interesse, denn er liegt etwas erhöht und bietet eine gute Aussicht über einen großen Teil der Stadt.

Ich begreife nun leicht, daß das Gerücht wahr gesprochen hat, wenn es Oldham als das Ideal einer blühenden, modernen Fabrikstadt bezeichnete. Ein für unsern Großindustrialismus in allerbesten Stimmung mehr charakteristisches Stadtbild kann man wohl in ganz Europa nicht zu sehen bekommen. Die Hunderte, durch ihre fensterreichen Fronten und himmelhohen Schornsteine in die Augen fallenden Riesenetablissemments, die uns auf allen Seiten umgeben, sehen ganz neu aus, sind offenbar ohne Knauferei mit den Baukosten errichtet. Vor allem zeugen sie für ein Auge, das sich daran gewöhnt hat, ihre konstruktive Einzelheiten schon im Außern kenntlich zu machen, wonach die Arbeitsäle groß und lustig, und mit allen neuesten Verbesserungen in der Maschinen- und Fabrikonstruktion versehen sein müssen. Sie machen einen ganz stattlichen und ziemlich saubern Eindruck und legen unwillkürlich den Gedanken nahe, in vollendetster Weise ihrem Zwecke als Produktionsmittel auch einer Zeit angepaßt zu sein, die an die massenhafte, schnelle, gleichmäßige und . . . billige Erzeugung jedweder Arbeiten die höchsten Anforderungen stellt.

In voller Übereinstimmung mit diesem Eindrucke steht der Anblick der niedrigen, maschinenmäßig ein- und gleichförmigen, doch saubern und von einem für die Arbeiterwelt recht hohen, allgemeinen Bequemlichkeitsstand zeugenden Wohnhäuschen, deren längere oder kürzere, einander winkelfrecht schneidenden Reihen zwischen den Fabriksriesen ein dichtes Netzwerk bilden. Wohin man sich auch wendet: überall ist das Schauspiel dasselbe: prächtige Fabriken und nette, eine gewisse Bequemlichkeit verratende Arbeiter-

wohnungen . . . aber auch absolut nichts andres, als eben Fabriken und Arbeiterwohnungen. Oldham ist, wie man mir gesagt hat, in ökonomischer, wie in politischer und jeder andern Hinsicht eines der demokratischsten Gemeinwesen Englands. Hier ist es ebenso selten, eine Familie mit weniger als 30 Schillingen (= 30²/₃ Mark) in der Woche, wie mit mehr als 250 Pfund Sterling (5000 Mark) im Jahre zu finden. Hier sind — nota bene, bei einigermaßen normalem Geschäftsgange — solche, die weniger und solche, die mehr haben, als für die Notdurft des Lebens und einiger feiner Luxusbedürfnisse erforderlich ist, gleich wenig zahlreich und gleich wenig von Einfluß auf die soziale Physiognomie des Ortes.

Es ist eine eigentümliche Erfahrung, einmal so dem großindustriellen System in dessen eigentlich typischer Gestalt — doch ohne das gewöhnliche Beiwerk schmutziger Arbeitserniedrigung und prahlender Reichthumsüberhebung — Auge in Auge gegenüberzustehen. Gestattete man sich, einen Augenblick zu vergessen, daß es dieser Dinge im Zusammenhange mit dem Leben in Oldham noch genug giebt, obwohl sie der Abwechslung halber einmal im Hintergrunde des sozialen Bildes verborgen sind, so könnte man auf den Gedanken kommen, es hier mit einem Vorbilde jener demokratischen Gemeinwesen, von denen manche Sozialisten träumen, zu thun zu haben. Oder sollte unser eignes großindustrielles Produktionssystem mit allgemeinem Wohlergehen, ohne seine Armen und seine Reichen, der Gesellschaft schon diesen Charakter bleischwerer Gleichförmigkeit, interesselofer Mittelmäßigkeit, einschläfernder Einförmigkeit und poesielosen moralischen Materialismus, aufprägen, den unser gutes, Baumwolle verspinnendes Oldham in so hohem Grade zur Schau trägt?

Einige englische Sozialisten haben diese Frage thatsächlich aufgeworfen und sind von der augenscheinlichen Möglichkeit, daß die Zukunft, für die sie so tapfer kämpfen, eine bejahende Antwort darauf erteilen könnte, so erschreckt worden, daß sie (gleich dem Dichter William Morris) vom Großindustrie=Sozialismus zum Kunsthandwerks=Sozialismus umgesattelt haben. Hierzu sei beiläufig bemerkt, daß sie damit der Gegenwart das einzige neuere sozialistische System geschenkt haben, worin sich ein allgemein

mensürliches Ideal vorfindet . . . ein höheres, als das reine Proletarierideal einer gesicherten und guten ökonomischen Existenz für all und jeden.

Der sozialistische Agitator, der auf einem Stuhle stehend eine Rede an eine kleine Schar männlicher Arbeiter hält, als ich grade aus dem Parke komme, gehört freilich zu der Sippe, die die grundlegende Magen- und Machtfrage in die erste Linie rückt und mit unerschütterlichem Optimismus die Zukunft für ihre eignen Lebensideale sorgen läßt. Und wer wagte zu behaupten, daß auch nur diese Handvoll praktischer, nordenglischer Industriearbeiter ihm lauschen würde, wenn er sich nicht besleißigte, ein so brutal „praktisches“ Motiv mit seiner Zukunftsmusik zu verweben? Er trichtert seinen Zuhörern ein, daß die in den Textilindustrien noch immer weiter um sich greifende Frauen- und Kinderarbeit eine Gefahr für den Lebensstandard der ganzen Klasse in sich birgt, unter anderm dadurch, daß es den erwachsenen Männern immer schwerer wird, innerhalb des Bezirks überhaupt Arbeit zu finden. Im übrigen solle die, Millionen Seelen zählende Arbeiterbevölkerung ihre nationalökonomischen und politischen Angelegenheiten nicht länger in dummer Unterwürfigkeit den wild spekulierenden und nach den Grundsätzen des Klassenegoismus politisierenden Großkapitalisten anvertrauen. Sowohl durch die Kommunalverwaltung und das Parlament, als auch durch die Fachvereine können die großen Massen dafür sorgen, daß die Weiterentwicklung der Gesellschaft nicht ohne Rücksicht auf ihre Interessen vor sich geht. Als Schlusseffekt hat die vorzüglich stilisierte und vorgetragne Rede die Ermahnung an die Zuhörer, sich für ein höheres Gesellschaftsideal zu erwärmen und sich durch unverdrossenes Streben nach dessen Verwirklichung das Verdienst zu erwerben, daß die kommenden Generationen sie in gutem Andenken behalten.

Der Beifall ist schwach und die geplante Diskussion verläuft im Sande. Die Leute sehen geniert und unsicher aus. Die Einsammlung für die sozialdemokratische Parteikasse hat aber guten Erfolg und der Verkauf von Zeitungen und Flugschriften geht flott von statten.

Beim Schluß der sozialdemokratischen Versammlung fängt es schon an zu dunkeln und ich wende mich nun nach den alten Stadtteilen, um das Rathaus und den großen Marktplatz, und — mangels besserer Beschäftigung — zu sehen, wie die Hotels in Oldham sich ausnehmen.

Noch hatte ich mein Ziel aber nicht erreicht, als mich, an der Kreuzung der Union Street (offenbar der längsten und vornehmsten Straße) ein Anblick fesselt, der mir für die nächsten zwei Stunden nicht nur reichlichen Beobachtungsstoff liefert, sondern mich auch später, wo ich im Hotel mit Tagebuch und Feder vor mir sitze, noch veranlaßt, bis lange nach Mitternacht über eine ganze Reihe dunkler Seiten in der Arbeiterfrage nachzugrübeln.

Die breite, schnurgrade Straße ist nach beiden Seiten, so weit das Auge reicht, vom buntesten, eigentümlichsten Menschengedränge erfüllt, das ich je gesehen habe. Fahrbahn und Trottoirs wimmeln von Tausenden halberwachsender Kinder, Jünglinge und erwachsener Mädchen. Ältere Personen bemerkt man nur vereinzelt hier und da, und dann meist Frauen. Es ist die Fabrikjugend der gewaltigen Industriestadt, die hier den Sonntag Abend lustwandelnd verbringt . . . nicht da draußen im kühlen, duftenden Parke, sondern hier drinnen in der heißen, dunstigen Straße zwischen Fabriken und Kaufläden.

Leise kichernd oder nach Herzenslust lachend und schwatzend ziehen lange Reihen von Mädchen Arm in Arm dahin. Lärmend marschieren dichte Haufen von Jungen auf und ab. Zuweilen kommt es zu freundschaftlichen, halb absichtlichen Kollisionen in dem regellosen Gewimmel, und dann giebt es ein Tollen und Lachen, das neben dem allgemeinen Getrappel von schweren Füßen und dem Geräusch gellender Stimmen über die halbe Straße hin vernehmbar ist.

Im übrigen geht alles mit einem gewissen rough and ready Anstand vor sich; keine Spur von störenden Zwischenfällen. Daß die zahllosen Paare junger Männer und Frauen ihre Verliebtheit nicht sonderlich verbergen, ist offenbar eine Sache, die für so „natürlich“ gehalten wird, daß sie keine weitere Aufmerksamkeit erregt. Dem Fremdling könnte es

scheinen, daß die Leutchen etwas sehr frühreif auftreten. Hier ist es aber Sitte, daß die Jugend, wenn sie kaum die Kinderschuhe ausgetreten hat, schon ans Heiraten denkt, und Ehen sollen hier ebenso oft vor wie nach dem zwanzigsten Lebensjahre geschlossen werden. Das scheint, neben andern Ursachen, eine Folge der merkwürdigen ökonomischen Unabhängigkeit der jungen Leute zu sein. Davon später mehr.

Es giebt auch eine andre Folge dieser Unabhängigkeit, die jetzt zuerst unsre staunenden Blicke fesselt und unsern Denkapparat in lebhaftest Thätigkeit versetzt.

Welch luxuriöser Sonntagsstaat bei diesen Kindern des einförmigen Fabrikarbeits- und grauen Fabrikstadtslebens! Es sieht aus, als ob die ganze vorrätige Menge von Jugendübermut in einer Leidenschaft für kostbare und schöne Kleidung zum Ausbruch gekommen wäre. Der Verfasser gehört nicht zu denen, die die Leute nach ihren Kleidern beurteilen — sein Urtheil für sich selbst müßte da gar zu unvorteilhaft ausfallen — auch versteht er blutwenig von derlei Dingen. Hier konnte er aber doch nicht umhin, die Augen weit aufzusperrern.

Diese Hüte und Kostüme der Fabrikmädchen sind von erschrecklicher Eleganz und Farbenpracht . . . und das ist nicht etwa ironisch gesprochen. Zu Rate gezogene Sachkenner haben mir versichert, daß diese pittoresken weißen, gelben und braunen Strohhüte mit großen Blumen, gefärbten und gekräuselten Schmuckfedern, bunt schillernden Samt- und Seidenbändern und glitzernden Metallspangen, sowie die nach allerneuestem Schnitt gearbeiteten, mit Puffärmeln geschmückten Kleider aus grellfarbigen Woll-, Samt- und Seidenstoffen, die meinen verwunderten und staunenden Blicken begegneten, wirklich sehr oft von bester Qualität und hoch im Preise sind, wenn sie auch nicht grade guten und feinen Geschmack verraten. Manchmal sind diese Trachten so extravagant — z. B. papageiengrüne oder kirschrote Samtkostüme mit großen Baretten von derselben Art — daß man einen Maskenaufzug vor Augen zu haben glaubt.

Jedes erkünstelte Selbstbewußtsein liegt diesen lustigen, hin und zurück brausenden Scharen der Fabrikjugend völlig fern. Sie freuen sich mit

größter Naivität, durch einander gedrängt zu werden und halb unbewußt das bunte, für uns überraschende, für sie aber gewohnte Schauspiel zu betrachten, indem sie selbst mit eine Rolle spielen. Nur dem Fremdling ist es schwer, hierbei nicht außer Fassung zu geraten. In diesem Menschengewühl scheint er der einzige Vertreter des Mittelstands zu sein, und so oft die Vorüberwandelnden ihn bemerken, bleiben ihre Blicke einige Sekunden auf ihn geheftet, gleich als ob alle, trotz der Verkleidungskunst der Reisetracht, sofort erkennen, daß er eine hier zu Lande völlig fremde Erscheinung bildet. Eine Stadt von etwa 150 000 Einwohnern, in der es zu den Ausnahmen gehört, einen Menschen aus der Mittelklasse auf den Straßen zu sehen . . . die muß ja allen auffallend erscheinen, unter denen die Spezialisierung der gesellschaftlichen Befugnisse noch nicht so unheimlich weit vorgeschritten ist.

Hier sehen wir einen „Lurus mit ruhigem Gewissen“, eine naive Unmäßigkeit, die Leidenschaft der Eitelkeit zu befriedigen, eine in ihrer Offenheit fast unschuldige Freude, in einem Überfluß glitzernder, schimmernder Nichtsnutzigkeiten zu schwimmen! Und das bei einer Arbeiterschar, die einem puritanischen und phantasiearmen Stamme angehört und die seit Beginn des Jahrhunderts ein Geschlecht nach dem andern hindurch der strengsten, mechanischsten und individualitätsfeindlichsten Arbeitsdisziplin unterworfen gewesen war. Ist der Verdienst auch gut — solange es einen solchen überhaupt giebt — so sorgen doch Arbeitsmangel und -streitigkeiten dafür, daß diese Leute oft genug die herbe Erfahrung machen müssen, was Entbehrung und Not zu bedeuten haben.

Man hatte mich schon darauf vorbereitet, daß die abgehärtete, in der Arbeit so zähe, zuverlässige und geschickte Fabrikbevölkerung Lancashires in ihren Lebensgewohnheiten die seltsamsten Gegensätze aufweist. Obgleich sie es besser als die meisten englischen Arbeiter verstehen, kooperative Konsumvereine zu organisieren, um den Schwindeleien und den Ausjaugungsgelüsten der Kleinhändler zu entgegen, und recht anständige Beiträge für Versicherungskassen und Fachvereine ohne Murren entrichten, sowie mit militärischer Pünktlichkeit dem leisesten Winke der Leiter der letzteren folgen, wenn es

gilt, gegen die Kapitalisten in geschlossener Reihe aufzutreten, so zeigen diese Baumwollspinner und -weber doch nicht die Fähigkeit, eine hinreichende, erzieherische Kontrolle über ihre eignen Kinder und deren frühreifes Thun und Lassen auszuüben.

Die Frauen sind mittelmäßige oder ganz unterwertige Hausmütter, die lieber unnötige feine und teure Nahrungsmittel von ungeeignetem Nährwerte einkaufen, als sich dazu verstehen, sich nur ein wenig rationelle Kochkunst anzueignen; wird dann das Geld einmal knapp, so ernähren sie ihre Familien weit schlechter, als das notwendig wäre. Die Jünglinge und jungen Mädchen zeigen schon sehr zeitig Sinn für allgemeine Interessen, wenigstens dadurch, daß sie sich nach ihrem ersten Schritte in die Fabrik sofort dem Kommando der Fachvereine ihrer ältern Genossen unterordnen und ruhig die Zeit abwarten, wo sie selbst in jene eintreten können, ohne inzwischen an so etwas wie „private Abmachung“ mit den Arbeitgebern auch nur zu denken. Das hindert sie nicht, sich, sobald ihr eigener Verdienst es ermöglicht, vom Elternhause wegzuwenden oder doch darauf zu sehen, daß ihre Stellung in und zu demselben zur rein kommerziellen wird, damit sie den Überschuß ihres Lohns auf Luxus in Kleidern oder Genußmitteln unbehindert verwenden können. Ich habe nur in den feineren Cigarrenläden Londons einen solchen Vorrat guter orientalischer Cigaretten gesehen, wie in den kleinen Tabaksläden Oldhams, wo diese nur von Fabrikjungen gekauft werden . . . einfach deshalb, weil diese noch nicht alt genug sind, sich ungestraft an die Cigarre oder die Pfeife zu wagen.

Grade da das baumwollveredelnde Lancashire ein so typisch modernes Industrie- und Demokratengemeinwesen ist, erscheint es wohl von höherem Interesse, der rechten Ursache nachzuspüren, daß die schwer erworbenen Arbeitergrotschen hier leichthändiger als anderswo in England für überflüssige Dinge verausgabt werden. (Wir sprechen dabei nicht vom übermäßigen Genuß alkoholischer Getränke, obwohl in Lancashire — der Wiege der Absolutistenbewegung — auch dieser vorkommt.)

Haben wir es hier mit einer in die Tiefe reichenden oder mit einer nur die Oberfläche berührenden Erscheinung zu thun? Verbirgt sich in der

Menschennatur, gleichsam als Erinnerung an ihr hartes und wechselndes Los in der Urzeit, ein tieferes Bedürfnis, sich zu neuer Ausdauer durch ein zeitweises Umhertummeln in irgend einer Art Überfluß oder Unmäßigkeit aufzufrischen, so daß man sagen könnte, daß ein gewisser Luxus zu den Notwendigkeiten des Lebens gehöre? Und deuten nicht auch andre Gewohnheiten bei primitiven wie bei hochzivilisierten Völkern darauf hin, daß das der Fall ist? Dann dürften die Aufwandsgepflogenheiten unter den Fabrikarbeitern von Lancashire unsern in optimistischer Tonart trällernden Zukunftsmusikanten doch recht viel zu denken geben. Natürlich können hier noch andre Erklärungsgründe herangezogen werden, obwohl auch diese Veranlassung zu recht eigentümlichen Gedanken über die Zukunft hervorrufen würden.

Das uninteressante und einförmige Fabrikleben im grauesten und feuchtesten aller grauen und feuchten Klimate, kann natürlich eine psychologische Reaktion sogar bei Engländern — mindestens bei den jüngern davon — hervorrufen und das Bedürfnis nach lebhafter Sinnesreizung in den Mußestunden erwecken. Man merkt es an Lancashires Arbeiterbevölkerung, daß die höchste, d. h. fast ganz automatische und von Seiten der Arbeiter fast nur schnelle Aufmerksamkeit erfordernde Maschinentchnik gewiß von der Plumpheit und Schläfrigkeit des Lasttiers erlöst, die man bei Arbeitern mit allzuschwerer, grobphysischer Anstrengung beobachtet. Die Maschinen machen den Arbeiter behend in seinen Bewegungen und seiner Thätigkeit . . . doch das ist auch alles. Sie vermögen ihn nicht dahin zu bringen, daß er seine Persönlichkeit in der Arbeit aufgehen läßt und so auch durch seine Arbeit weiter entwickelt. Das ist ausgeschlossen durch das höchste, großindustrielle Verdienst der Maschinen, durch ihren Automatismus, und wird noch immer mehr ausgeschlossen sein, je vollkommener diese werden, d. h. soweit man sie nur als Hilfsmittel zur Massenerzeugung billiger und gleichförmiger Waren ansieht. Die Maschine setzt Leib und Seele des Arbeiters in Thätigkeit, macht aber seinen Geist flach, unpersönlich, farblos, unfähig, sich tiefer für sich selbst zu interessieren.

Wer diese einseitige Seelenentwicklung durchmacht, wird grade soweit

erhöht und verfeinert, daß er sein Alltagsleben als recht langweilig empfinden lernt.

Zweite Frage: Wohin treibt ihn dieses Gefühl unbefriedigten Strebens nach Lebensbethätigung? Da er im eignen Innern des Leitsterns entbehrt, dem folgend er sich zur mehr oder weniger selbständigen Persönlichkeit in irgend einem geistigen Arbeitsgebiete aufschwingen könnte, sinkt er dafür zurück auf der Masse primitivere Methoden, „zu fühlen, daß er lebt“, und sucht sich damit aufzufrischen, daß er sich dann und wann als Herr über einen rein materiellen Ueberfluß — statt eines geistigen — zu fühlen strebt. Das führt also zu einem blöden Luxuskonsum, statt zu höherem, geistigem Streben.

Daß es vor allem die Jugend ist, die in naiver Selbstflugheit mit solchem Luxusaufwand experimentiert, findet eine weitere, nahe liegende Erklärung darin, daß die jungen Leute in der Fabriksindustrie von ihren Eltern ungewöhnlich zeitig unabhängig werden und verschiedene Jahre lang über erheblich mehr Geld verfügen, als für ihren eignen, notdürftigen Unterhalt zur Zeit erforderlich ist. — Nach der letzten Revision der Fabriksgesetzgebung, die am 1. Januar 1893 in Kraft trat, darf kein Kind unter elf Jahren in einer Fabrik beschäftigt werden, und nach dem Volksschulgesetz dauert das notwendige Schulalter bis zum vierzehnten Jahre. Zwischen diesen beiden Altersgrenzen dürfen Kinder den halben Tag in der Schule und den andern halben Tag als sog. „half timers“ in der Fabrik arbeiten. Von solchen beschäftigt die englische Baumwollindustrie etwa 15,000, die von 2 Schilling 6 Pence bis 4 Schilling 6 Pence — meist gegen 3 Schilling — in der Woche verdienen. Mit vierzehn Jahren, oder auch früher, wenn es ihnen gelingt, eine gewisse Prüfung ihrer Kenntnisse zu bestehen, fängt der Knabe oder das Mädchen an, „full tid“, 56 $\frac{1}{2}$ Stunde in der Woche, zu arbeiten, wobei der erstere anfangs 10, später 14 Schillinge verdient, während das Mädchen zuerst 10 Schillinge oder, sobald sie sich zur einigermaßen guten Weberin ausgebildet hat, bis etwa 16 Schillinge erhält. Diese und die im folgenden angeführten Lohnsätze werden in dem, nach allen Seiten industriell vorgeschrittenen Oldham bezahlt. Die Durchschnittslöhne für die gesamte englische Baumwollindustrie dürften allerdings ein gut Teil niedriger ausfallen.

Schon beim Alter von 17 oder 18 Jahren haben wir es dann mit „Männern“ und „Frauen“ zu thun, die in ihrem Fache volle Geschicklichkeit erlangt haben und schon jetzt oder nach wenigen Jahren imstande sind, die höchsten, ihnen überhaupt erreichbaren Löhne zu verdienen. Beim Kar-dätschen (Kämmen) verdienen die Männer 20 Schillinge wöchentlich, als Weber 17 bis 21 und als „Mule“-Spinner etwa 30 Schillinge, letzteres der höchste Satz, zu dem es die große Mehrzahl vollreifer Männer bringen kann. Als „Trostel“-Spinnerinnen oder Winderinnen verdienen erwachsene Frauen wöchentlich 12 bis 13 Schillinge, als Weberinnen 16 Schillinge, wenn sie gleichzeitig drei Webstühle bedienen, oder allerhöchstens 20, wenn sie vier Webstühle genügend zu beaufsichtigen und zu besorgen vermögen. Außer den hier genannten werden natürlich eine Menge verschiedener Löhne bezahlt, diese sind aber die bezeichnendsten für die große Mehrzahl in den angeführten Arbeitsfächern . . . soweit ich das aus der offiziellen Statistik für den 1. Oktober 1886 ersehen konnte.

Höchst auffällig erscheint die hohe Verdienstgelegenheit der ganz jugendlichen Personen (zwischen 14 und 18 Jahren) im Vergleich mit der ältrer Männer und Frauen. Junge Leute erreichen oft mehr als die Hälfte des Lohnes der Männer, und das junge Mädchen erhält nicht selten zwei Drittel bis drei Viertel des höchsten Betrags, den eine ihres Geschlechts überhaupt erzielen kann. Eine Familie mit halb- und ganz erwachsenen Kindern kann also ein recht gutes Wocheneinkommen haben, der Familienvater allein aber meist nie über 30, ja sehr oft nicht über 25 Schilling hinauskommen. Besteht eine Familie aus Mann, Frau und drei erwachsenen Kindern, so kann sich ihr Gesamteinkommen wöchentlich auf 60, sogar auf 70 Schilling (71½ Mark) belaufen, ohne daß die Hausfrau in die Fabrik geht. Selbst solange die Kinder klein sind, unterbricht die Frau ihre Fabrikthätigkeit in vielen Fällen gar nicht . . . ausgenommen während der gesetzlich vorgeschriebenen vier Wochen nach jeder Niederkunft.

Von der ganzen Arbeiterschar in der englischen Baumwollindustrie sind 44 Prozent erwachsene Frauen, 16 Prozent Mädchen, 17 Prozent junge und 23 Prozent erwachsene Männer. Fast die Hälfte der erwachsenen

(d. h. verheirateten) Männer der baumwollindustriellen Bevölkerung muß sich also am Orte Beschäftigung in andern Fächern beschaffen . . . wenn sie das können. Die Baumwollindustrie des Vereinigten Königreichs beschäftigte 1835 noch 101000 männliche gegen 119000 weibliche Individuen, dagegen 1885: 172000 Männer, 282000 Frauen und 50000 Kinder. Vor sechzig Jahren also erst um 18 Prozent zahlreicher als die Männer, waren die Frauen fünfzig Jahre später um 64 Prozent zahlreicher als jene vertreten.

Der sozialistische Redner vor dem Parke in Oldham konnte also die Ausbreitung der Frauenarbeit über eine immer zunehmende Fläche des Arbeitsgebiets mit Recht als einen bedeutungsvollen Umstand hinstellen.

Zu der Lebensgeschichte eines Volks bedingt es eine tiefgreifende Veränderung, wenn der Mann im Vergleich mit Frauen und Kindern an volkswirtschaftlicher Bedeutung verliert. Zu einer solchen ökonomischen Herabstufung führt nämlich zuletzt der angedeutete Entwicklungsprozeß in Zeiten wie den unfrigen hin, wo der Arbeitsmangel ein Übel ist, das in allen Industrien zunimmt, und die Tendenz, billigere Arbeitskräfte und immer noch mehr automatische Maschinen zu verwenden, im steten Wachsen begriffen ist.

* * *

Grade jetzt durch englische Baumwollfabriken zu wandern, bereichert einen mit ganz eigentümlichen Erfahrungen. Während man sich einerseits Auge in Auge gegenüber den allerneusten Verbesserungen der höchsten, modernsten Maschinentchnik sieht und erkennt, wie deren Produktionsvermögen aufs äußerste angespannt ist, hört man andererseits von jedem Fabrikanten oder Fabrikdirektor, mit dem man spricht, daß die Geschäftslage eine entsetzlich gedrückte ist und die ganze Industrie sich in einer Krise befindet, die — bezüglich Englands — zuletzt kaum zu etwas andern führen kann, als zu einem Herabsteigen von der jetzigen Weltstellung dieses Landes als Hauptsitzes der Baumwollveredelung. Dieser Gegensatz zwischen dem betäubenden Produktionsleben, das man mit den äußern Sinnen wahrnimmt, und dem „Verfall“ oder der „Stagnation“, woran man durch Vorzeigung

der Kurslisten über Fabrikaktien, Handelskammerberichte über Export und Import, sowie der offiziellen Statistik über die Preisschwankungen des letzten Jahrzehnts zu glauben ermahnt wird, kann freilich leicht auch den verblüffen, der sich schon mehr daran gewöhnt hat, auch in den dunkeln Labyrinth der Nationalökonomie die Fassung nicht zu verlieren.

„Sehen Sie das Triebrad dort . . .?“

Natürlich; es wäre ja unmöglich, vor diesem Riesenwerke der Mechanik nicht in Verwunderung zu versinken. Es ist eines der gewaltigsten Fabriktriebräder der ganzen Welt, und ebenso wie die Maschine von 1200 Pferdekraft die es in schnelle Bewegung setzt, von völlig neuer Konstruktion. Bei sehr großer Breite hat es nämlich fünf tiefe Rinnen, in welche dicke, geschmeidige Taue aus Baumwolle eingelegt sind. Folgt man diesen Treibtauen mit dem Blicke, so bemerkt man, daß sie sich in einem engen, himmelhohen Schachte bewegen, den der Zwischenraum zwischen den zwei, fünf Stockwerke hohen Gebäudeblöcken bildet, aus denen die von uns eben besuchte Spinnerei besteht. Nach diesem Schacht hinaus ragen die großen Treibachsen, eine für jedes Stockwerk, deren jede von einem der fünf Taue in Bewegung gesetzt wird. Das ist das neueste, kraftsparendste und im Falle einer teilweisen Arbeitsunterbrechung bequemste System, die Triebkraft vom Maschinenhause nach den Arbeitsjalen zu übertragen.

„Ja, das ist eine wunderbare Verbess . . .“

„Bah, versteht sich, wir haben hier in Lancashire alle Produktionsvorrichtungen nur von bester Art . . .“, doch der Gesichtspunkt war es nicht, auf den mich mein Fabrikdirektor bezüglich des Schwungrades hinweisen wollte.

„Mein lieber Herr,“ fährt er mit einer wie von Nüßrung zitternden Stimme fort, „jede Umdrehung dieses Triebrades bedeutet für unsre Aktiengesellschaft einen Verlust. So ist es schon die letzten zwei oder drei Jahre gewesen, und noch weiß kein Mensch, wann das besser werden soll.“

Das ist natürlich hinreichend, auch einen nordenglischen Fabrikanten sentimental zu stimmen. Meine, durch langjähriges Studium der englischen Nationalökonomie verhärtete Seele wollte doch in diese Stimmung nicht

mit einfallen. Soweit ich es übersehen kann — und bezüglich der Gründlichkeit der Aufklärung, die man über die innere Ökonomie eines großindustriellen Unternehmens erhält, darf man sich wahrlich keinen überschwenglichen Hoffnungen hingeben — befinde ich mich zur Zeit in einer kaum ein Duzend Jahre alten Fabrik mit über 150 000 Spindeln. Sie soll, als sie vor vier Jahren von einer Aktiengesellschaft übernommen wurde, einen Kapitalwert von nahezu 200 000 Pfd. Sterl. (4 Millionen Mark) gehabt haben. Jetzt sollte dieser, mit Maschinen und allem Drum und Dran, nicht mehr 120 000 Pfd. (2 400 000 Mark) erreichen . . . wenigstens ging das aus dem Kurzzettel für die Oldhamer Fabriken hervor, den man mir sehr bereitwillig zeigte.

Die Sache liegt aber so, daß Oldham, wie die meisten großen Baumwollstädte Lancashires, vorzüglich des südöstlichen Teiles der Grafschaft, eine lange und lebhafte Gründerperiode hinter sich hat. Jetzt leidet man hier an moralischem und ökonomischem (vorwiegend ökonomischem) Kagenjammer. Von 101 Baumwollfabriken auf Aktien in Oldham sind 32 nach dem Jahre 1880 und nur drei oder vier vor 1870 als Companies limited „konstituiert“. Nicht weniger als 58 wurden zwischen 1870 und 1875 begründet. Wie es allgemein geschieht, wenn solche Sturmwoogen ökonomischen Unternehmungseifers auf Aktien ihre goldschimmernden Kämme zum Himmel erheben — daß nämlich die Organisation von goldhungrigen Spekulanten in die Hand genommen wird, denen es an den moralischen und intellektuellen Voraussetzungen, große Geschäftsunternehmungen auf die Dauer mit Erfolg zu leiten, völlig gebricht — so war es und ist es noch jetzt der Fall in der, für riesige Spekulationen so geeigneten englischen Baumwollindustrie. Jene Spekulanten, die im Grunde nur danach streben, von der schwellenden ökonomischen Flutwelle so schnell wie möglich zu unverdientem Reichtum und zur Macht emporgehoben zu werden, haben eine merkwürdige Fähigkeit, das Kapitalkonto in den unter ihre Manipulation geratenen Geschäften zusammenzuschwindeln. Vor allem verstehen sie sich darauf, die Kapitalziffern über alle ökonomisch zulässige Grenzen in die Höhe zu schrauben, was dann zur Folge hat, daß nach einigen Jahren un-

geheure Einnahmen erforderlich werden, damit für die gewöhnlichen Aktionäre eine einigermaßen normal aussehende Dividende herauspringt . . . während große Teile des Nettoertrags an privilegierte Teilnehmer und Direktoren fließen, und das in einer Weise, die man im allgemeinen durch ein Studium der Kurszettel der Mäkler und der öffentlichen Bilanzabrechnungen nicht zu kontrollieren vermag. Man muß es sich deshalb angelegen sein lassen, seine Sympathie (resp. Antipathie) den rechten Parteien zuzuwenden, wenn man von der „Depression“ in einem Erwerbszweige liest, der einige Jahrzehnte hindurch wegen seiner unverfrorenen Gründermanipulationen allbekannt war und überhaupt stets stark spekulative Neigungen an den Tag gelegt hat.

Als ich die Oldhamer Zeitungen vom Ende der Jahre 1892 und 1893 durchstudierte, ergab sich, daß in den zwei letzten Geschäftsjahren (1892 und 1893) sechzig von allen Baumwollfabriken des Places auf ihre Aktien überhaupt keine Dividende verteilt hatten. Die zusammengelegten Verluste erreichten, nach Abzug der zusammengelegten Gewinne der 40 übrigen Gesellschaften, 94770 Pfd. Sterl. im Jahre 1892 und 60790 Pfd. Sterl. im Jahre 1893. Im Jahre 1890 konnten 12 Gesellschaften zwar auch keine Gewinnverteilung vornehmen, die Baumwollfabrikation ganz Oldhams erzielte aber doch einen Nettogewinn von mehr als 384000 Pfd. Sterl. Die Jahre 1877—79 waren schlechte, 1880—84 gute, 1885—86 schlechte und 1887—91 wieder gute gewesen. In der Baumwollindustrie Oldhams hat also im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte eine mächtige Schwankung zwischen Blüte und Bedrückung geherrscht, und es ist charakteristisch für die dortige Lage, daß es noch 1893 — in gewisser Hinsicht vielleicht dem schlechtesten Jahre seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre — in Oldham Fabriken gab, die ihre Aktien mit 7, 10 und 12 Prozent Dividende verzinsten. Die, die überhaupt keinen Gewinn verteilten, hatten im allgemeinen 5 und noch mehr Prozente verdient.

Daß „Etwas faul ist“ in der englischen Baumwollindustrie und sie in nicht zu ferner Zukunft sehr ernsten Erschütterungen ausgesetzt sein kann, scheint klar vor Augen zu liegen. Die Krankheitserscheinungen sind aber keineswegs so einfacher Art, daß ein nachdenkender Beobachter sich ohne

weitere hinzugehen und mit dem ersten besten Baumwollfabrikanten unisono Klagelieder singen müßte, wenn dieser seine „Verlust“ und „No profit“=Jeremiaden anstimmt. Die spekulierenden Direktoren von Aktienfabriken oder die von Spekulanten umgarnten Fabriken gehen natürlich alle von dem Postulate aus, „daß sie existieren“, d. h. in ihrer derzeitigen ökonomischen Stellung und sozialen Würde verbleiben müßten. But that I cannot see . . . wie ich mich in aller Bescheidenheit einem Oldhamer Fabrikanten gegenüber zu bemerken veranlaßt fand, nachdem ich mit sokratischer Klugheit durch wohlberechnete Fragstellung die innersten Voraussetzungen für die verworrenen ökonomischen Argumente meines Spinnereidirektors herausgelockt hatte.

Befindet sich ein Geschäftszweig in wachsender Ausbreitung, so kann es „geschickten“ Finanzmännern leicht glücken, die Allgemeinheit zu bewegen, Geld darzuleihen und Kapital für mehr Fabriken zu zeichnen, als zur Zeit an solchen Bedarf vorhanden ist. Diese überflüssigen Geschäftsleute mögen nun „neue Märkte erobern, vielleicht im dunkelsten Afrika, in Kamtschatka oder wo es ihnen sonst beliebt . . . wenn sie das können. Wenn sie's aber nicht können, wenn sie für diese mehr oder weniger unmögliche Situation — die sie selbst, ihre eigene Geldpapier- und Großmannsucht geschaffen haben — nicht genügende Geschäftstalente und Arbeitsstüchtigkeit besitzen, dann ist es für die Gesellschaft ein wahrer Segen, wenn diesen Leuten der Kampf ums Dasein recht schwer gemacht wird und wenn ihnen gegenüber die Arbeiterfachvereine die Freiheiten und Rechte des Fabriksproletariats organisieren und in Schutz nehmen, denn grade jene überflüssigen und inkompetenten Arbeitsgeber sind es, die — wenn sie alle andern Auswege geschlossen sehen — den widerwärtigen Ruf nach verlängerter Arbeitszeit und verkürztem Arbeitslohn erheben und wenn möglich schlaffere Fabriksgesetze und eine nachsichtigere Fabriksinspektion anstreben. (Nota bene: das ist kein Phantasiegebilde, sondern ich habe diesen Marodeurruf mit eignen Ohren in . . . Lancashire vernommen.)

Hier haben wir unsre modernsten Industrievandalen, willige Verbrecher gegen den Lebensstand des ganzen Arbeiterstandes, weil sie „existieren müßten“; industrielle Chefs, deren Intelligenz nicht hinreicht zu sehen, daß eine

unvernünftige Steigerung der Massenproduktion über die vorhandene Kaufkraft hinaus, nicht durch weitere Vermehrung der Massenproduktion mit gleichzeitiger Herabsetzung der vorhandenen Kaufkraft unschädlich gemacht werden kann. Vermöchten diese ökonomischen Genies die industriellen Verhältnisse ungestört zu regeln und sich auf der Landstraße des Welthandels nach ihrer Methode zu Millionären zu machen, so würde die Folge davon sein, daß Europa seiner innern Auflösung entgegen ginge, weil dessen industrielle Bevölkerung, der lieben freien, weltfreien Konkurrenz zu Gefallen, ihren Lebensstandard bis zum Niveau des niedrigsten, auf der Erdoberfläche vorkommenden, jagen wir, bis zu dem der ostindischen Kulis zurückgeschraubt haben müßte. Da stelle sich nur Einer vor, welche großartige Menge billiger Waren — Menschenschweiß und -blut kosten in einem zivilisierten Lande ja gar nichts — dann erzeugt werden würde; wir hätten auf der ganzen Erde vielleicht kaum für die Shoddyartikel Platz; und mit welchem Stolz, welcher Freude würde diese Shoddymenschheit ihre Existenzberechtigung verteidigen können!

Es ist die größte Ehre der englischen Textilsachvereine, daß sie mit unerschütterlicher Entschlossenheit Krieg — zuweilen einen Krieg auf Tod und Leben — gegen solche Industrielle führen, deren Geschäftsgebaren und Verhalten gegen ihre Arbeiter darauf hindeuten, daß sie zu denen gehören, die bewußt oder unbewußt jenem schönen Kulturziele entgegenstreben. Vielleicht ist es eine der wichtigsten Aufgaben der Fachvereinsbewegung in allen Berufen und in allen Ländern, der unseligen Sorte von Arbeitsgebern, die Arbeit (viel Arbeit) unter Bedingungen geben, welche ein Sinken statt eines Steigens der Zivilisation mit sich führen, das Dasein recht schwer, wenn nicht unmöglich zu machen. Der als konservativer und vorsichtiger Tradesunionist bekannte James Mawdsley hat in seinem 1893er Jahresbericht an die 20,000 Mitglieder des Fachvereins englischer Baumwollspinner diesen in völlig unzweideutigen Worten erklärt, daß ihre beste Zukunftshoffnung darin liegt, trotz der Krisis an den bestmöglichen Lohnskalen und Arbeitsbedingungen festzuhalten, damit durch die Krisis die Industrie von spiel lustigen und einsichtslosen Arbeitsgebern (sie werden mit mehreren andern, weniger schmeichelhaften Beiwörtern beehrt) einmal gereinigt werde.

Ganz abgesehen davon, was wir von der Bedeutung der gegenwärtigen Krisis für das zukünftige Schicksal der englischen Baumwollindustrie halten — wovon später mehr — dürfen wir übrigens nicht vergessen, daß dieser Erwerbszweig, trotz des mehr oder weniger unverschuldeten Drucks, der auf den Fabrikanten lastet, doch die Fähigkeit besitzt, die zahlreiche, darauf angewiesene Arbeiterbevölkerung zu ernähren. Die Arbeiter in den Baumwollfabriken verdienen jährlich ungefähr 600 Millionen Mark . . . eine unbedeutende Thatsache, die die Kapitalisten gänzlich zu vergessen lieben in der Sorge darum, daß sie ein paar Jahre ohne den gewohnten Ertrag der Aktien hinbringen oder auch etwas von dem reichlichen Profit der fetten Jahre zusetzen müssen. Ungewöhnlicher Weise haben wir es hier mit einer Sachlage zu thun, die vom allgemeinen sozialpolitischen Standpunkte aus betrachtet nicht so betrübend ist, wie von dem der einzelnen Kapitalisten. Hätten einzelne von diesen ihre Fabrik ein oder zwei Jahre nach ihrer Anschauung mit „Verlust“ betrieben, so können sie nur noch zwischen zwei Dingen wählen: entweder unter Fortführung des Betriebs weitere Verluste zu erleiden oder dasselbe zu erfahren, wenn sie den Betrieb aufgeben. Im zweiten Falle ist der Verlust indes in der Regel unvergleichlich größer und für sie verderblicher, weshalb auch die Kapitalisten, obwohl sie für den Augenblick keinen positiven Gewinn zu erzielen vermögen, schon aus reinem Egoismus gezwungen sind, den Arbeitern zur Erwerbung ihres Lebensunterhalts Gelegenheit zu geben. Hierdurch werden in schlechten Zeiten wenigstens die Fabriken, Geschäftslokale und Geschäftsverbindungen im vorigen Stand erhalten, und der Ertrag des Betriebes ist oft noch groß genug zur Bezahlung der Rente für das Ursprungskapital, des Gehalts der Direktoren u. s. w., wenn auch die gewöhnlichen Aktiinhaber dabei leer ausgehen.

So ungefähr liegt es bezüglich der Ursachen des merkwürdigen Stimmungunterschieds zwischen dem Kontor und den Arbeitsjalen einer englischen Baumwollfabrik. In ersterem wird man, als Einleitung zu einem Besuche der Anlage, vielleicht über eine Stunde lang mit trübseligen Auseinandersetzungen über das unheimliche Gespenst aufgehalten, das die auswärtige Konkurrenz in den ausländischen Absatzgebieten Englands heißt, und niemals

hört man auch nur soviel wie die Andeutung eines Gedankens, in welcher Weise dieses Gespenst endgiltig und in einer vom zivilisatorischen Gesichtspunkte erfreulichen Art zu beseitigen wäre. Man liebt im Gegenteil fast noch zu prahlen mit dieser Gedankenlosigkeit, diesem Unvermögen, auf etwas andres als auf Abwehrmittel zu verfallen, die nach wenigen Jahren oder allerhöchstens Jahrzehnten das Unheil in siebenmal schlimmerer Gestalt mit Sicherheit hereinbrechen lassen. Das nennt man in englischen Kapitalistenkreisen „praktisch“ sein!

* *

In den großen, hellen Fabrikälen ist man auch „praktisch“, doch in weniger niederdrückender Weise. Man arbeitet methodisch, rasch und mit ziemlich heitrer Miene in diesen Räumen, wo der des Maschinenurrens und Lärmens ungewohnte Besucher fast betäubt wird.

Die Wanderung durch eine große Fabrik, die gleichzeitig Kardiererei, Spinnerei und Weberei ist, beginnt mit dem Anfang des langen Produktionsprozesses, d. h. im Kellergeschoß des Gebäudes, wo die Baumwollballen aufbewahrt und nach Bedarf geöffnet und aufgebrochen werden. Man zeigt uns den Farbenunterschied zwischen der rein weißen (amerikanischen) und der gelblichen (ägyptischen) Baumwolle. Gleich daneben sind die Reinigungsmaschinen in voller Thätigkeit. Die Baumwolle kommt in große Cylinder, worin sie von schnell rotierenden, gabelförmigen Apparaten aufgerissen, geschüttelt und umhergeschleudert wird. Dadurch werden alle Verunreinigungen, wie Samenhüllen und dergleichen entfernt und daneben erzielt man die für die Gleichförmigkeit des Garns so ungemein wichtige innige Vermischung des Rohmaterials. Von hier aus wird das Rohmaterial durch Aufzüge nach den Kardier- (Kardätsch-)räumen im nächst höheren Stockwerke befördert. Die großen verbesserten Kardätschen ähneln auf den ersten Blick den Rotationspressen, die man jetzt in jeder größeren Zeitungsdruckerei findet. Sie bestehen nämlich aus einer Reihe dicker rotierender Cylinder, deren Außenseiten mit gröbern oder feinern Stahlhaken besetzt sind, die etwa denen der gewöhnlichen Handkardätschen gleichen. Aus diesen Maschinen tritt die Baumwolle als

dünnere, aus schmalen Flechten oder Strähnen bestehender Schleier, in dem die Fasern gerade gestreckt und parallel liegen. Dadurch, daß er zwischen einander reibenden Guttaperchacylindern hindurchgeht, wird dieser „Schleier“, sagen wir: verdichtet, sodaß er die Kardiermaschine schließlich in Form eines dicken, etwa zollbreiten, seidenweichen Bandes von ganz lockerer Konsistenz verläßt. Durch Überdeckung der Reinigungs-, Mischungs- und Kardiermaschinen mit Trommeln, die mit Ventilationsapparaten in Verbindung stehen, wird es jetzt fast gänzlich vermieden, daß die Luft des Arbeitsraumes sich mit dem feinen, vegetabilischen Staube, der früher die Gesundheit der Arbeiter so arg schädigte, füllen kann.

Die im Kardierstraume schon bedeutend veredelte Baumwolle gelangt in hohen Blechgefäßen nach den Sälen, wo das Spinnen derselben erfolgt. Durch diesen Prozeß, der auf ungeheuern, höchst geräuschvollen Maschinen vor sich geht, wird das durch die Kardierung gewonnene lose Band grade gerichteter Baumwollfasern in seiner Dicke immer mehr „reduziert“ und dabei leicht um sich selbst gewunden. Erst in diesem Zustand, wenn das Rohmaterial bereits durch fast ein Duzend Maschinen gegangen und zu groben, lockern Strähnen verwandelt ist, ist es fertig, von den eigentlichen Spinnmaschinen, the mule jennies zu Baumwollgarn, einem der wichtigsten Ausführartikel Englands, verarbeitet zu werden. In den bisher genannten Abteilungen wurde die Arbeit von Frauen verrichtet, nun kommen wir zu dem einzigen Gebiet in dieser Industrie, auf dem die männliche Arbeitskraft noch „Hahn im Korbe“ ist.

Eine Mulespinnmaschine ist unleugbar das prächtigste Beispiel eines zusammengesetzten, automatischen Mechanismus mit der Eigenschaft, die „Produktivität“ der menschlichen Arbeitskraft stark zu vermehren. Die Einzelheiten einer Mulejenny sind ziemlich einfacher Natur, da sie nur aus zwei Hauptteilen besteht: der in unbeweglichem Eisenrahmen befestigten Rolle mit dem vorgespinnenen Materiale, und grade vor diesem der schnurrenden Spindel, die auf einem Wagen sitzt, der von genanntem Eisenrahmen aus auf dem Fußboden zwei bis drei Meter weit wegrollen kann. Vor dem Beginn des Spinnens befinden sich Rolle und Spindel dicht beiein-

ander. Das erste Tempo des Spinnprozesses besteht nun darin, daß die Spindel auf ihrem Wagen davon fährt und dadurch zwei bis drei Meter des vorgeponnenen Materials von der Rolle abzieht. Sobald der Wagen in vollem Abstände von der Rolle anhält, fängt die Spindel an, mit 9 bis 11 Tausend Rotationen in der Minute um sich selbst zu surren, und wenn das eine halbe Minute — meiner Schätzung nach — angedauert hat, steht die Spindel von selbst still und beginnt sich langsam in entgegengesetzter Richtung so zu drehen, daß sich das fertig gesponnene Garnstück selbst auf sie aufwickeln muß, und gleichzeitig bewegt sich der Wagen mit angepaßter Geschwindigkeit zurück nach der Rolle, auf der das „Vorgespinns“ aufgewickelt ist. Nach Beendigung dieses dritten Tempos, fängt die Maschine wieder mit dem ersten an. Alles das geht automatisch vor sich, und der Arbeiter mit seinen Lehrlingen (Piecers) hat nur gerissene Fäden zusammenzuknüpfen und die Maschine anzuhalten, wenn die Rollen leer oder die Spindeln voll sind, sowie auf erstere wieder Material zu geben und das fertige Produkt abzunehmen, welches letzteres nun aus Garn in spulenförmigen Knäueln besteht, die in die Schützen der Webstühle ohne weiteres eingesetzt werden können.

Vergegenwärtigt sich der Leser nun, daß 1200 Rollen mit vorgeponnenem Garn in einem einzigen gewaltigen Eisenrahmen sitzen und mitten davor 1200 Spindeln auf einem einzigen, gewaltigen Wagen angebracht sind (dessen Räder auf Eisenschienen laufen), so erhält er eine Vorstellung davon, was eine Mulemaschine ist. Grade vor dieser Mulemaschine und ihr zugewendet steht wieder eine ganz gleiche zweite, und zwischen den beiden „Mules“ wandern nun der Arbeiter und seine zwei oder drei jugendlichen Helfer barfuß — denn der Fußboden ist von der Maschine her ölig — hin und her und beobachten die Thätigkeit der mächtigen Automaten. Die Maschine nimmt die ganze Breite des Gebäudes ein und in ein und demselben Saale findet man oft sechs und noch mehr Pairs of mules in voller Thätigkeit. Mit einem Mulepaar kann ein erwachsener Arbeiter in der Minute gegen 6000 Meter Baumwollgarn spinnen . . . gewiß ein erklecklicher Fortschritt gegen Kunkel und Spinnrocken!

Es versteht sich von selbst, daß es etwas geräuschvoll in einem Saale zugeht, worin 12000 Spindeln vielleicht 10000 mal in der Minute um sich herumschnurren . . . und doch ist das eine sanfte Musik im Vergleich mit 80 Webstühlen, die in der Minute 140 bis 160 „Thicks“ machen. In den Websälen hantieren wieder weibliche Arbeitskräfte. Zum großen Teil sind es junge Frauen von hoher, ziemlich stark gebauter Gestalt, die gegen die oft kleinen und schwächtigen Männer nicht wenig abstechen. Die nette äußere Erscheinung und das selbständige Auftreten dieser Weberinnen zeugt dafür, daß sie in ökonomischer und sozialer Hinsicht zur „Aristokratie“ der englischen Fabrikarbeiterinnen gehören. Der Fachverein der mechanischen Webereiarbeiter zählt 6000 Mitglieder und bildet in Verbindung mit den Fachvereinen der Spinnerei- und Kardierereiarbeiter vielleicht die stärkste Unterstützungs- und Kampforganisation in der englischen Arbeiterwelt.

Obwohl die derzeitige gedrückte Lage der Gewerbe für die Macht und den Einfluß der Fachvereine kein günstiger Umstand ist, haben diese dennoch wenigstens die Wirkung, ihren Mitgliedern eine rücksichtsvollere Behandlung, als man sie in den meisten andern Industrien findet, seitens der Arbeitgeber zu sichern. Die über ihren Verlusten brütenden Baumwollfabrikanten klagen hierüber, als wäre das eine Heimsuchung, um deren willen sie unser Mitleid besonders verdienen. Die erfolgreichen Kapitalisten in diesem wie in andern Erwerbszweigen erkennen jedoch an, daß die großen, von verantwortlichen Männern geleiteten und mit großen Fonds ausgerüsteten Fachvereine dem Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter eine hochwillkommene Stabilität verleihen, sowie überhaupt nicht nur die Selbständigkeit der letzteren erhöhen, sondern sie auch zu allseitig brauchbareren Arbeitsinstrumenten machen.

Einen seltsamen Eindruck macht es, es in den geräumigen Sälen der englischen Textilfabriken, vor allem der Spinnereien, so menschenleer zu finden . . . ein halbes Duzend Männer nebst deren kleinen Gehilfen in einem Saale mit über 12000 Spindeln, und etwa zwanzig Frauen in einem solchen mit über 60 Webstühlen. Lange Zeit kann man in der Ecke eines Spinnsaales stehen und die Maschinen betrachten, ohne ein mensch-

liches Wesen zu Gesicht zu bekommen. Hört man dann, gleich darauf, den Fabrikdirektor von dem nächsten, schon vorbereiteten Schritte sprechen, die Maschinen noch mehr selfacting und von menschlicher Aufsicht unabhängiger zu machen, und bedenkt man, daß hinter diesem „Schritte“ wahrscheinlich in der Zukunft noch mehr ähnliche lauern, so kann es leicht geschehen, daß man sein, vom Fabrikgetöse betäubtes Gehirn bei ganz sonderbaren Phantasien über Maschinen ertappt, die nur einmal am Tage oder gar in der Woche mit Rohmaterial gefüttert zu werden brauchen, um dann, so lange der Motor seine Schuldigkeit thut, Garn und Webstoffe ganz auf eigne Hand zu erzeugen.

Wenn diese Zeit einmal kommt, werden die großen Volksmassen entweder sich sehr wohl befinden oder in ökonomischer Hinsicht äußerst elend sein, je nach der Art der nationalökonomischen Führer, die das letzte Wort behalten. Mit diesen Geistern der Maschinentchnik, die die Menschheit zur Erhöhung ihrer mechanischen Leistungsfähigkeit heraufbeschworen hat, kann sie sich nämlich, allen Zeichen nach zu urteilen, genau ebensogut grenzenlos elend und verächtlich, wie einigermassen glücklich und achtbar machen. Alles beruht nur darauf, wie diese Kulturhilfsmittel angewendet werden. Sollen sie sich nicht zu Umsturzmitteln auswachsen, so müssen wir gewiß eiligst den kommerziellen Zufall und die Macht der allzu „freien“ Konkurrenz über uns durch intelligente und edel menschliche Kulturpläne ersetzen lassen. Wir müssen uns abgewöhnen, das erste System ein „praktisches“ und das zweite ein „utopistisches“ zu nennen, denn es scheint bei näherer Betrachtung, als ob die Verbesserung der Kulturhilfsmittel ohne Kulturplan eine Barbarei . . . eine „praktische“ Barbarei wäre. Und was den unumgänglichen Utopismus jedes Kulturplans betrifft, sind es doch nur Barbaren, die sich vor ihm fürchten. Der wahre Kulturmensch ängstigt sich vor seinem Schatten nicht . . . am wenigsten, wenn die Morgensonne strahlt und der Schatten nach Mittag hin weist.

Zwölftes Kapitel.

Die Börse in Manchester.

„Morgen, Dienstag, zwischen ein und zwei Uhr, ist Baumwollmarkt auf der Börse, und das ist ein Schauspiel, das Sie sehen müssen“, bemerkte mein Freund, der Spinnereibesitzer, als wir in seinem Kontor in Manchester saßen und über die Zukunftsaussichten für den englischen Garn- und Calicoexport plauderten. Da er sich freundlich erbot, mir Zutritt zu vermitteln und mich im Allerheiligsten der Baumwollmetropole persönlich herumzuführen, ging ich dankend darauf ein, mit ihm zu diesem Zwecke am folgenden Tage zusammenzutreffen.

Die Börse in Manchester ist ein großes, ursprünglich schmuckes, jetzt arg geschwärztes Renaissancebauwerk mit schwerem, klassischem Säulenportal und hohem, etwas plumpem Glockenturm. Grade an der Kreuzung von zwei der verkehrsreichsten Geschäftsstraßen der fleißigen Handels- und Fabrikstadt — Market Street und Groß Street — gelegen, steht es da wie eine düstre Felseninsel, umwogt von dem den ganzen Tag über grauig lärmenden Handels- und Fabrikleben. Genau in diesem Stile würde man sich einen zu Ehren des Gottes Mammon errichteten Tempelbau denken können.

Das Innere ist nur wenig gemütlicher. Im Kellergechoß befindet sich ein großes Restaurant, das wegen Mangels an Fenstern auch am sonnenhellen Sommervormittag elektrisch beleuchtet werden muß. Hier herrscht nun zwischen halbein und ein Uhr ein großes Gedränge von Fabrikanten und Maklern, die es eilig haben, einen Bissen warmes Fleisch zu verzehren, ehe sie sich nach dem großen Saale hinausbegeben, um eine Stunde lang geschäftlich angestrengt thätig zu sein, wobei Einer schon ordentlich munter

und rührig sein muß. Man hat schon hier unten, im Summen der eifrigen Gespräche an den kleinen runden Marmortischen, ein Vorgefühl von der Konkurrenzschlacht, die nach wenigen Minuten da oben geliefert werden soll. Der englische Geschäftsmann findet nicht eher Muße, ordentlich zu essen, als des Abends, wenn er zum Diner nach Hause gekommen ist.

Der „Große Saal“, wohin wir uns, nach dem vorschriftsmäßigen Lunch, bestehend aus einem gerösteten Lammkotelett und einem Glase bitterm Bieres, begeben, kann mit seiner rauchgeschwärzten Ausschmückung kaum schön genannt werden, er erscheint aber ziemlich zweckentsprechend und ist sehr geräumig: etwa 60 Meter im Quadrat und bis zu der von Steinkohlenrauch verdunkelten Glaskuppel wohl 25 Meter hoch. Die Säulen darin sind numeriert, so daß jede Stelle im Saale ungefähr so bezeichnet werden kann, wie man in Zeitungen und Büchern die Felder des Schachbretts bezeichnet, und thatsächlich ist jeder Quadratmeter des Fußbodens durch Sitte und Übereinkommen zwischen Geschäftsfreunden als der Ort bekannt, wo gewisse Firmen, gewisse Industriebezirke und gewisse Geschäftszweige stets vertreten sind. Eine große Menge Tafeln an Wänden und Säulen tragen die letzten telegraphischen Mitteilungen aus Liverpool und den amerikanischen nebst andern transatlantischen Ausfuhrhäfen von den derzeitigen Exportziffern und den augenblicklichen Preisnotierungen für Baumwolle. Post-, Telegraphen- und Telephontontore giebt es in jeder Ecke des Saales, so daß den ständigen Besuchern der gewaltigen Börseneinrichtung das vollkommenste System zum Verkehr mit der übrigen Handelswelt zur Verfügung steht. Man achtet sehr streng darauf, nur eigentliche Subskribenten (ständige Börsenleute) einzulassen. Andre Sterbliche können nur einmal im Jahre Zutritt erhalten, und auch das nur unter ihrer ausdrücklichen Versicherung . . . keine Geschäfte zu machen!

Blickt man gegen halb zwei Uhr von einer der breiten, als Les- und private Sprechzimmer eingerichteten Galerien hinunter auf die durch einander wimmelnde Menge schwarzröckiger, cylinderbedeckter Geschäftsleute, die jetzt jeden Quadratfuß des Fußbodens vor Einem verdecken, und vernimmt man das, nur mit dem Rauschen eines mächtigen Wasserfalls ver-

gleichbare Brausen der allgemeinen Geschäftskonversation, so begreift man, daß das Widerstreben gegen die Zulassung fremder Personen doch noch einen andern Grund, als die Furcht vor etwaiger Konkurrenz, haben mag.

Die Börse in Manchester reicht nämlich, obwohl sie erst vor $\frac{1}{4}$ Jahrhundert eingeweiht wurde, schon jetzt nicht mehr zu für das fabelhaft wachsende Geschäftstreiben, für das sie den Mittelpunkt bildet. Industrielle und Makler aus der ganzen Umgegend — der in der Welt an geschulter Arbeitskraft, an Maschinen, Steinkohlen und Kapitalien reichsten — Fabrikanten bis von Preston, Blackburn, Bradford, Leeds, Sheffield, Macclesfield und Liverpool, ohne von den unzähligen großen Fabrikorten zu reden, die innerhalb dieses Kreises liegen, kommen regelmäßig zweimal in der Woche nach Manchester, um auf dessen Börse eine möglichst unmittelbare Verbindung mit dem Geschäftsleben im allgemeinen zu unterhalten, d. h. natürlich so weit, wie die spezielle Branche des Einzelnen davon berührt wird.

Hierzulande ist das Geschäftsleben thatsächlich von so unübersehbarem Umfang und so verwickelt, daß es für den einzelnen, in einem streng gesonderten Fache thätigen Industriellen in seiner Ganzheit nahezu unfaßbar sein muß, und die Engländer sind keineswegs dazu angethan, sich einen allgemeinen Überblick über den Zusammenhang der Dinge zu verschaffen, wenn sie dieser intellektuellen Anstrengung nur ohne Nachteil für ihre ökonomischen Interessen aus dem Wege gehen können. Grade hier ist es aber, wo der Schuh zu drücken anfängt, wie man deutlich genug an den innern Verhältnissen des für die Wohlfahrt des industriellen Englands so wichtigen Baumwollmarktes merken kann.

Die kritische Lage, in der sich Englands Baumwollfabrikanten wie alle übrigen, am Baumwollhandel interessierten Geschäftsleute zur Zeit befinden, hat ja ihre Ursache in ökonomischen Entwicklungserscheinungen von größtem Umfange und größter Tragweite, und deshalb sehen wir die tiefer denkenden der von der Krise betroffenen Geschäftsleute ihre Aufmerksamkeit solchen Problemen zuwenden, wie der „Silberfrage“ (mit besondrer Rücksicht auf die Frage wegen eines möglichst stabilen Münzfußes für das gesammte baumwollindustrielle Handelsgebiet), der zukünftigen gleichmäßigen

Verteilung der wichtigsten Manufakturbranchen (besonders der Baumwollspinnerei und -weberei) über die ganze kommerzielle Welt, ferner der vom Staate mehr oder weniger direkt geförderten Hebung und Beschützung des Lebensstandards der Industriearbeiter in den miteinander konkurrierenden Industrieländern (z. B. durch internationale Abmachungen über eine Fabrikgesetzgebung à la Berliner Konferenz) . . . und andern ähnlichen Fragen, die für alle Gewerbetreibende, die mit dem großen Weltmarkte direkt zu thun haben, gemeinsam sind.

In voller Harmonie hiermit steht die, von den englischen Industriearbeitern ausgehende Bewegung für internationale Regelung der Arbeitszeit (vorschlagsweise auf acht Stunden für den Tag), die schon zu bemerkenswerten „internationalen Konferenzen der Textilarbeiter“ unter Leitung der hervorragendsten und geachtetsten englischen Tradesunionisten geführt hat.

* *

Auf der Börse in Manchester traf ich mit einem der leitenden Männer in der englischen Cooperativbewegung zusammen, die ihr Hauptquartier in der Cooperation Street, zehn Minuten von dem großen, schwerfälligen Mamonstempel entfernt, aufgeschlagen hat. Nichts natürlicher, als daß es zwischen uns zu einem Gedankenaustausch kam über den Unterschied der Handelssysteme, die einerseits auf der Börse, dem großen Schlachtfelde des ökonomischen Individualismus, und andererseits im Zentralkontor der englischen Konsum(enten)vereine angewendet werden, wo die Konkurrenz durch eine tiefgreifende Organisation auf Seiten der Konsumenten beschränkt ist. Es währte nicht lange, bis wir — zu meiner großen Befriedigung — aus dem betäubenden Lärm des Börsensaals nach den kooperativen Kontor- und Lagergebäuden in der Cooperation Street flüchteten, deren fünf Stockwerke hohe Fronten in einer der lebhaftesten Gegenden Manchesters ein ganzes Straßenquadrat einnehmen.

Obwohl ich unter sachkundiger und wohlwollender Leitung in diesem ungeheuern, von allerlei Waren vollgepfropften Gebäudekomplex bis weit in den Nachmittag hinein umhergeführt wurde, ist es mir doch unmöglich,

eine Darstellung der großartigen Geschäftsthätigkeit und vortrefflichen Organisation zu liefern, die hier in jedem der Duzende von geräumigen Abteilungen zutage traten. Londons größte Stores enthalten vielleicht eine größere Mannigfaltigkeit von Artikeln und solche von höherer Qualität, da sie für gutsituiertes Mittellassenpublikum berechnet sind, während die Co-operative Wholesale Society ihren Warenreichtum nur mit Rücksicht auf den Bedarf von Fabrik- und Grubenarbeitern, Handwerkern und Kleinbürgern aufstapelt; dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß der Vorrat in gewissen Warenfächern in den kooperativen Magazinen Manchesters größer ist, als irgendwo anders. Das gilt vorzüglich von solchen Waren, die die englischen Konsumentenvereine selbst erzeugen, z. B. von Möbeln, Schuhwerk und Wollstoffen. Die unlängst eingerichteten Hauptkontore und Banklokale im Erdgeschoß stehen, was Raumverhältnisse und solide, zweckmäßige Ausstattung betrifft, kaum hinter den vornehmsten in der City Londons zurück. Hier in ihrem Zentraldepot in Manchester beschäftigt die Co-operative Wholesale Society über 500 Personen, sowie in den neunzehn Zweiganstalten in andern Gegenden des Landes und auf dem Kontinente, in ihren acht Fabriken und auf ihren fünf Dampfschiffen weiter über 2700 Personen. Der Umsatz im Jahre 1894 belief sich auf 10 Millionen Pfund (200 Millionen Mark), d. h. auf fast viermal so viel, wie zwölf Jahre vorher.

Wenn man bei der Wanderung durch das große Gebäude bedenkt, daß diese großartige kommerzielle und industrielle Organisation das Resultat einer reinen Arbeiterbewegung ist und daß sie einen erfolgreichen Bruch mit einem Teile der individualistischen Prinzipien bezeichnet, die sonst das ökonomische Gesellschaftsleben Englands despotisch beherrschen, so kann man nicht umhin, dieser Erscheinung eine höhere soziale Bedeutung als einem gewöhnlichen aufblühenden Handelsgeschäfte — wenn auch in noch so großem Maßstabe — zuzuschreiben.

Die Co-operative Wholesale Society ist eine Vereinigung von Konsumentenvereinen. Sie verkauft nur an ihre Aktien besitzende Konsumvereine, wie diese wiederum nur an ihre Aktionäre, so daß das Verhältnis zwischen

der großen Co-operative Wholesale in Manchester und den übrigen Konsumvereinen in England dasselbe ist, wie das zwischen diesen und ihren Einzelmitgliedern. Thatsächlich entstand die erstere dadurch, daß die letzteren die Notwendigkeit einer zentralen Organisation empfanden, durch die sie ihre Einkäufe draußen auf dem Weltmarkte unter so günstigen Umständen machen konnten, wie es ihre zusammengefaßte Kaufkraft ermöglichte. Ganz wie in den übrigen englischen Konsumvereinen beziehen die Mitglieder für ihre Aktien jährlich fünf Prozent Zinsen und außerdem, nach Abzug aller Verwaltungs- und Kapitalunkosten vom Bruttoertrage, je nach dem Betrage ihrer Einkäufe im Laufe des Jahres, einen entsprechenden Anteil am Nettogewinn.

Dieses System, dem Konsumenten den Überschuß von dem, was er nach gewöhnlichem Marktpreise für seine Einkäufe bezahlt hat, zurückerstatten, nachdem davon natürlich alle Unkosten für den Betrieb des kooperativen Handelsgeschäfts abgezogen waren, bildet den Kern der englischen Konsumvereinsbewegung. Auf diese Weise gestaltet sich das ganze, zwischen Produzent und Konsument vermittelnde Handelssystem für den letzteren so billig wie möglich. Er bezahlt dafür, was er nach den landläufigen Produktionskosten für Waren und nach dem gewöhnlichen Preise für Kontor- und Direktionsarbeit bezahlen muß . . . doch auch nicht mehr. Den überschießenden Gewinn, der sonst in die Tasche des einzelnen Geschäftsspekulanten fließt, erhält der Konsument in der vorher angegebenen Weise zurück.

Hierzu kommen noch die sozialen Vorteile. Die als Aktieninhaber eines Konsumvereins organisierten Konsumenten üben, durch einen aus ihrer eignen Mitte gewählten Direktionsausschuß, Kontrolle über die Geschäftsleitung des Vereins. Hierdurch wird es den handarbeitenden Klassen möglich, einen für sie so besonders wünschenswerten Einblick in die Psychologie und Moral des Geschäftslebens zu gewinnen. Daß es auf diese Weise dem Konsumenten ferner ermöglicht wird, eine strenge Aufsicht darüber zu führen, daß die von ihm gekauften Waren die richtige Beschaffenheit haben und unter sozial befriedigenden Lohn- und Arbeitsverhältnissen erzeugt werden, ist für die gesunde Gesellschaftsentwicklung ein weiterer Vorteil von größter Bedeutung.

Von solchen, meist im nördlichen und mittleren England bestehenden, zu einer sog. Co-operative Union verbundenen Konsumvereinen gab es 1894 eine Anzahl von 1674 mit 1 343 518 Mitgliedern. Sie besaßen 18 500 000 Pfund Sterling Betriebskapital und 826 872 Pfund Sterling Reservefonds. Ihr Jahresumsatz erreichte 50 000 000 Pfund Sterling und der an die Mitglieder ausgezahlte Gewinn belief sich auf 5 000 000 Pfund Sterling, abgesehen von 55 503 Pfund, die für gemeinnützige Zwecke (Unterricht und Wohlthätigkeit) verausgabt wurden. Das sind Zahlen, die der freundliche Leser nicht „trocken“, sondern höchst anregend finden würde, wenn ihm der von den englischen Kooperativvereinen vor 70 Jahren heldenmütig begonnene und mit zäher Ausdauer durchgeführte Kampf ums Dasein im einzelnen bekannt wäre. Dieser Kampf steht nämlich in innigstem Zusammenhange mit der stürmischen Geschichte des englischen Fabrikproletariats unfres Jahrhunderts. Die Kooperativbewegung setzte in den traurigen Zeiten ein — so sagt deren erster Geschichtsschreiber, G. J. Holyoake — als die englischen Arbeiter in dunkelster Unkenntnis dahinlebten und für unzulänglichen Lohn arbeiteten, als die Krone ihre Leiber für die kontinentalen Schlachtfelder beanspruchte, die Kirche um ihre Seelen warb und sich die Steuern an Staat und Kommune wie hungrige Wölfe in ihr knappes Einkommen und schwaches Kaufvermögen einfraßen. Das war in den ersten Jahrzehnten unfres Jahrhunderts . . . in der Zeit, wo die lange Märtyrergeschichte des englischen Proletariats noch um einige, wirklich entsetzliche Blätter vermehrt wurde. In die große Textilindustrie brach die Maschinen- und Dampfära wie eine Sündflut ein, die mit dem „Menschenmateriale“ über alle Maßen brutal umging.

Das letztere war „unpraktisch“ genug, von Mißmut ergriffen zu werden . . . obwohl die ideal-praktischen Nationalökonomien klar und deutlich nachwiesen, daß die herrlichsten Harmonien — *harmonies économiques, s'il vous plaît!* — die großartige industriell-kommerzielle Jubelzeit der freien Kapitalistenkonkurrenz auszeichnen müßten. Der Unmut der englischen Arbeiter trat in verschiedner Gestalt zu Tage: als Chartisten-Mißmut, unchristlich sozialistischer Mißmut, Tradesunionisten-Mißmut, Radikalisten-Miß-

mut, religiös-philantropischer Mißmut à la Shaftesbury, sozial-philosophischer Mißmut à la Robert Owen, sozial-ethischer Mißmut à la Thomas Carlyle, sozial-ästhetischer Mißmut à la Byron und Shelley . . . u. s. w. Unter diesen verschiedenen, sozialen Ur-Mißmuten war es der sozial-philosophische Mißmut des herzenguten, phantasievollen, genialen Robert Owen, der seiner Zeit den Kooperativ-Mißmut gebar. Wir sagen „seiner Zeit“, denn ehe sich die moderne Konsumvereinsbewegung aus den chaotischen Ideenverhältnissen der Jahre 1810—20 herauschälte, hatte man noch mit einer langen Reihe von Übergangsformen zu rechnen . . . darunter mit recht abenteuerlichen, wie mit Owen's eigenem patriarchalischen Utopismus und mit dem revolutionären Kommunismus seiner späteren Anhänger. Soziale Reformprogramme haben oft damit geschlossen, ein Gegensatz von dem zu sein, was sie zu Anfang waren. Derjenige, der da aussprach, man dürfe keine Feigen von der Distel verlangen, war kein rechter Historiker und wendete dem umgekehrten Sage: daß gewöhnlich Kletten auf dem alten Feigenbaume der Geschichte wachsen, nicht die gebührende Aufmerksamkeit zu.

Auch als die englische Kooperativbewegung, nach ihrer schüchternen Neugeburt in Rochdale 1844, unzweideutig ihren jetzigen, ebenso unbestreitbar nützlichen, wie für den öffentlichen Frieden gefahrlosen Charakter angenommen hatte, ist sie — ganz wie alle sozialen Bestrebungen der Arbeiter — der Gegenstand sehr abweichender Deutungen und Beurteilungen gewesen. Oft schildert man sie als ein besonders „nüchternes“ Zwischending zwischen Liberalismus und Sozialismus in der Sozialökonomie, zuweilen als einen friedlich, praktisch, Schritt für Schritt vorgehenden Arbeitersozialismus, vereinzelt wohl auch als eine langsame, von heimlichen Sozialrevolutionären befolgte Taktik, am häufigsten aber als eine Modifikation des Gesellschaftswesens, die zur Folge gehabt habe, daß die eine Arbeitergruppe zum Kapitalisten an der andern geworden sei. Hieraus soll zuweilen eine besonders widerliche Form von kapitalistischer Ausplünderung entstanden sein, die dahin geführt habe, daß die lohnerhaltende Arbeitergruppe gegen die arbeitgebende streifte. Etwas Wahres liegt wohl in allen diesen Anschauungen, die wichtigste, hierher gehörige Wahrheit ist jedoch die, daß die Kooperativ-

vereine vernünftige und erfolgreiche Versuche bilden, die Konsumenten als Warenkäufer betrachtet zu organisieren. Hierin liegt ein großer Gedanke, der in ferner Zukunft Früchte tragen wird, denn es liegt auf der Hand, daß mehrere der schlimmsten Heimtuchungen unsrer Zeit (z. B. die Handels- und Produktionskrisen) nie völlig ausgeschlossen werden können, ehe nicht das Warenangebot einer organisierten, in ihren Hauptzügen voranzusehenden Warennachfrage entsprechend geregelt werden kann. Die höhere soziale Organisationsarbeit muß auf der Konsumentenseite einsetzen . . . denn der Konsum ist das Korrektiv, der wichtigste Kulturfaktor.



Zwischendecksfahrgäste auf einem Auswanderer-Dampfer.

Dreizehntes Kapitel.

Der Kanalweg zwischen Liverpool und Manchester.

Unter den Großstädten Englands zeichnet sich Liverpool durch eine teilweise frische und sozusagen großartige Stimmung vorteilhaft aus. Hierzu trägt schon der Umstand bei, daß die innern Teile mit ihren stattlichen öffentlichen Gebäuden auf hügeligem Terrain liegen und nicht auf so eintönig ebenem Boden wie die Londons oder Manchester's. Außerdem bietet der majestätische Meeresarm, längs dessen Ufern sich die gewaltigen Hafenanlagen Liverpools und Birkenheads ausdehnen, ein großartiges Bild

unverdorbnen Naturfrische, neben der die chaotische Themseriviera in betrübender Weise davon zeugt, daß es keineswegs immer gut ist, wenn es dem Menschen völlig gelingt, der Naturumgebung seinen eignen Stempel aufzudrücken. Was die Wasserarme angeht, die Manchester in verschiedenen Richtungen durchkreuzen, so erscheinen diese durch den örtlichen Industrialismus so unheimlich entwürdigt, daß man nur den Tag herbeisehnen kann, wo der schwarze, stinkende Greuel ohne Vorbehalt als Teil des städtischen Kloakensystems anerkannt und als solcher durch darüber angelegte Straßen und Plätze anständig verdeckt wird.

Da nun das mehr handels- als industrietreibende Liverpool nicht ganz so schlimm wie man erwarten möchte, — wenn es sich um andre Städte in Albions ruhigem Gebiete handelt — von ruhigen Rebellen heimgesucht ist, hat die Anwendung des plastischen Stils für verschiedene öffentliche Gebäude nicht zu dem in England gewöhnlichen Fiasko geführt. St. Georgs mächtiger Monumentalbau in griechisch-römischen Tempelstile, Liverpools Stolz, ist in England zweifelsohne eine der am besten geglückten Arbeiten ihrer Art. Die imposanten Verhältnisse dieses Bauwerks, seine hohe, freie Lage mitten im Herzen der großen Stadt, und seine, trotz vierzig englischer Winter noch saubere Sandsteinaußenseite sind Vorzüge, die es zu einem Schmucke jeder beliebigen europäischen Hauptstadt machen würden. Dieser kostbare, hauptsächlich für Konzerte und öffentliche Versammlungen bestimmte Prachtbau genießt außerdem den unschätzbaren Vorteil, auf drei Seiten von palastähnlichen Gebäuden in harmonisierendem Stil umgeben zu sein. Die Municipalität Liverpools scheint einsichtig genug gewesen zu sein, ein Prinzip anzuwenden, das die guten Londoner unbedingt nicht begreifen wollen, nämlich, daß ein bedeutendes architektonisches Werk ebenso eines passenden Rahmens oder Aufstellungsplatzes bedarf, wie jedes Bild und jede Statue. Es verdient auch noch hervorgehoben zu werden, daß das Innere der St. Georges Hall mit vielem Geschmack und in gediegenster Weise ausgeschmückt ist . . . in scharfem Gegensatz zu der Geschmacklosigkeit und Billigkeitsucht, denen man bei einem Teile der jenem etwa entsprechenden Bauwerke Londons begegnet.

Eine andre, mit diesem öffentlichen Bauwerk in Verbindung stehende

Sache, die den Beweis liefert, daß man in Liverpool mehr soziales Verständnis hat, als in London, ist die, daß man die große Orgel in der St. Georges Hall dreimal wöchentlich zu guten und billigen Konzerten verwendet (des Sonnabends Abends kostet die Eintrittskarte zu allen Plätzen nur einen Penny = 8 $\frac{1}{2}$ Pfennig). Von den großen Konzertsälen Londons wird nur — doch nicht so oft — die Albert Hall zu ähnlichem Zwecke benutzt. Die übrigen stehen monatelang leer, wenn die vornehme Welt nicht in der Stadt ist, und für den allerniedrigsten Platz darin muß man noch 1 Schilling (1 Mark) Eintrittsgeld, oft noch mehr, bezahlen.

Dieser Umstand, daß die reichen Bildungsmittel des riesigen Gemeinwesens trotz kräftiger Reformversuche kaum für jemand anders als für die begüterteren Klassen vorhanden sind, ist es, der Londons geistige Physiognomie so brutal erscheinen läßt. Die Stimmen, die sich in den letzten Jahrzehnten für die „Humanisierung“ und Verschönerung Londons erhoben, scheinen wie die des Rufers in der Wüste bestimmt, noch lange zu verklingen.

Für englische Verhältnisse ist der Straßenverkehr Liverpools recht zwanglos, munter und farbreich zu nennen. Die Seefahrt und der beständige Strom von Auswandern und andern transatlantischen Passagieren tragen dazu natürlich nicht wenig bei. Obgleich Liverpool nicht ein Fünftel so viel Einwohner wie London hat, ist der registrierte Laderaum seiner Handelsflotte (935 Dampf- und 1387 Segelschiffe mit zusammen 1881862 Tonnen, nach der Statistik von 1890) doch größer als der der Londoner, woraus natürlicherweise folgt, daß die Stadt ein weit stärkeres Gepräge des Seelebens trägt, als die Themsemetropole, die alle Funktionen des Gesellschaftslebens in riesigem Maßstabe wieder spiegelt.

Wandert man von den innern Stadtteilen Liverpools nach dessen Hafen hinab, so wird man hundertfältig daran erinnert, daß man sich in einer der gewaltigsten Hafenstädte der modernen Welt befindet. Schließlich sieht man sich auf allen Seiten umgeben von ganzen Straßenvierecken mit Rhederei-, Schiffsmäkler- und Versicherungskontoren, sowie mit Hotels, Herbergen und Restaurants aller Klassen und Nationalitäten. Dazwischen

gewahrt man ganze Straßen voller Ausrüstungsmagazine für Seeleute und Vorratslager für kleinere Schiffer. Ganz zuletzt hat man zu beiden Seiten die hohen Magazingebäude und ausgedehnten Warenschuppen der unübersehbaren Dockanlagen, und auf breitem, abwärts führendem Fahrwege zwischen diesen gelangt man hinaus auf die für die Dampferpassagiere hergestellte schwimmende Landungsbrücke, die über 600 Meter lang ist und durch acht bewegliche Brücken bei jeder Gezeitenhöhe mit dem eigentlichen Kai in Verbindung steht. Besonders prächtig ist die Aussicht über die majestätische Merseybucht, die sich nach der einen Richtung hin zu einer über fünf Kilometer breiten Fährde ausweitet und nach der andern gradeaus ins Meer mündet. In der Mitte des Stromes liegt beständig eine ganze Reihe jener großen, berühmten transatlantischen Dampfer, von deren wunderbar schnellen Fahrten nach und von New-York die englischen Blätter so häufig berichten.

Die guten Liverpooler nehmen, wie das ja natürlich ist, ein großes Interesse an diesen Riesen ihrer stolzen Handelsflotte, und unten auf der Landungsbrücke oder draußen auf der Dampffähre nach Birkenhead kann man stets Gruppen von Männern, Frauen und Kindern sich über Fassungsraum, Maschinenstärke, Schnelligkeit, Abgangszeiten und Record passages der Ozeandampfer quer über das „große Wasser“ unterhalten hören. Ein Reisender, der in Liverpool einen Tag übrig hat, kann in der That stets, wenn es die Witterung irgend zuläßt, diesen in der angenehmsten und anregendsten Weise damit zubringen, daß er immer von der einen Dampffähre auf die andre übergeht und sich in dem herrlichen, durch seine internationale Handelsbewegung und das Emigrantenleben so interessanten Hafengebiet hin und her befördern läßt. Von salzgeschwängertem Meereswind aus Nordwesten umweht, erblickt er hier aus passender Entfernung die reiche Handelsstadt, wie sie hinter dem, den ganzen Strand einnehmenden Mastenwalde der Docks ihr imposantes Straßenetz ausbreitet.

Nachdem ich mich an Liverpool sattgesehen, auch ein wenig Baderleben in der Merseygegend genossen und mich von meinem Hotelfenster in Birkenhead aus philosophisch ergötzt hatte an dem Anblick quer über den

Strom und auf das nächtliche, im Gaslicht schimmernde Liverpool nebst seinen, von zahllosen roten und grünen Hafenschildern bezeichneten Dockkais und Landungsbrücken, begab ich mich an Bord eines Dampfbootes, das mich auf dem neuen „Seeschiffskanale“ nach Manchester zurückführen sollte. Der Dampfer — der mich dadurch überraschte, daß er, obwohl nur für den Kanalverkehr bestimmt, mit Radkasten versehen war — stieß um elf Uhr Vormittags von der Landungsbrücke Liverpools ab, und nach fünf Stunden sollten wir in dem großen, künstlichen und tief im Binnenlande gelegenen, für Dzeandampfer und Segelschiffe zugänglichen Hafen der rührigen Fabrikstadt eintreffen.

Rasch dampften wir die Mersey hinauf und hatten Liverpool kaum aus dem Gesicht verloren, als das Boot eine scharfe Wendung nach dem südlichen Strande machte und bei dem kleinen Orte Eastham in das Kanalthor hineinsteuerte. Hier bekamen wir plötzlich eine Vorstellung von den außerordentlichen Größenverhältnissen der gewaltigsten kommerziellen Anlage, zu der sich die energischen Engländer in den letzten Jahrzehnten aufgeschwungen haben.

Das Kanalthor besteht aus drei, nebeneinander erbauten Schleusen, deren größte 600 englische Fuß (182,9 Meter) lang und 80 Fuß (24,3 Meter) breit ist. Der Kanal selbst hat an der Oberfläche eine Breite von 170 Fuß (51,8 Meter), an der Sohle von 120 Fuß (36,6 Meter) und ist durchgängig mindestens 26 Fuß (fast 8 Meter) tief. . . Verhältnisse, die die aller früheren großen Kanalanlagen übertreffen. Die ganze Länge beträgt 35,5 englische Meilen (57 $\frac{1}{8}$ Kilometer), und durch die vier, bei Eastham, Latchford, Irlam und Barton gelegenen Schleusen erhält das Wasser in den Docks von Manchester ein um 60,5 Fuß (18,4 Meter) höheres Niveau als das des höchsten Wasserstandes in Liverpool. Die ersten 12 Meilen (20 Kilometer) verläuft der Kanal längs des südlichen Uferstreifens der hier sehr breiten, doch nicht besonders tiefen Mersey; dann schneidet derselbe 9 oder 10 Meilen (15 bis 16 $\frac{1}{2}$ Kilometer) durch das trockne Land, bis er, oberhalb der Schleusen von Latchford, in der Hauptsache wieder dem Laufe der Mersey und zuletzt deren durch Manchester verlaufenden Nebenflusse, dem Irwell, folgt.

Um diese gewaltige Rinne auszufschneiden und die vielen großartigen Eisen- und Steinbauten herzustellen, die sich erforderlich machten, weil die Bahn des Kanals an vielen Stellen von Landwegen und Bahnlinien, an einer sogar von einem andern Kanale gekreuzt wird, wurden sieben Jahre lang durchschnittlich 10000, sowie bei einer besondern Gelegenheit einmal nicht weniger als 16361 Mann beschäftigt. Deren Muskelkraft wäre aber noch unzureichend gewesen, die Ausschachtungsarbeit in der zwanzigmal längeren Zeit zu vollenden, wäre daneben nicht Dampfkraft in solcher Ausdehnung verwendet worden, daß man den Kanal mit Recht eine Maschinen-, nicht aber eine Handarbeit nennen kann. Hundert Exkavatoren oder „Dampfgräber“ mit einer Leistungsfähigkeit von je 2000 Menschenkräften waren alle sieben Jahre beständig thätig, und diesen halfen als „Handlanger“ 176 Lokomotiven, 194 Dampftrahne, 209 Dampfpumpen und über 200 Dampfmaschinen zum Pfahlrammen und zu andern Zwecken. Zur Fortschaffung der ausgeschachteten Erde wurden 6300 Lastwagen benutzt und 223 englische Meilen (368 Kilometer) zeitweilige Bahngleise angelegt. Zur Hebung und Wegschaffung der ganzen Masse von 70 Millionen Tonnen (1400 Millionen Zentnern) Erde und Stein wurden 720000 Tonnen (14 Millionen Zentner) Steinkohle verbraucht. Mit dem ausgeschachteten Material hätte man eine Pyramide, sechzehnmal höher als die von Gizeh, auftürmen können.

Die Unkosten für dieses riesenhafte, spekulative Geschäftsunternehmen waren enorm . . . „natürlicherweise, denn es ist in solchen Fällen nicht damit abgethan, die reinen Herstellungskosten zu bezahlen, sondern es heißt dabei auch noch „schwer bluten“ für all die „ökonomische Friktion“, die dadurch entsteht, daß das betreffende Unternehmen in tausendfacher Weise mit schon bestehenden Interessen in Kollision gerät. „Sich Kredit und allgemeines Vertrauen zu erkaufen“, gestaltete sich hier jedoch nicht so ruinös teuer, wie z. B. die Finanzierung des unglückseligen Panamaprojektes. Die Kanalgesellschaft wendete aber immerhin vier Millionen Mark einzig daran, im Parlamente die Zustimmung zur gesetzlichen Sanktion des Planes zu „befördern“. Die Stadt Liverpool aber, deren Transithandel in Baum-

wolle und andern Kolonialwaren der Kanal nach Manchester überzuleiten bestimmt war, ließ es sich eine noch größere Summe kosten, diese Sanktion im Parlamente zu hintertreiben. Um 2000 Acres (800 Hektar) zu erwerben, die für die Kanalanlage nötig waren, mußte die Gesellschaft 4500 Acres (1800 Hektar) kaufen, wofür die Eigentümer zusammen 2 195 519 Pfund Sterling (genau: 44 788 404 Mark) forderten, wenn ihre Ansprüche durch gerichtliche Entscheidung auch auf ungefähr die Hälfte dieser Summe herabgesetzt wurden.

Nicht minder charakteristisch für die eigentümlichen ökonomischen Verhältnisse, unter denen ein solches Unternehmen zustandekommt, ist es, daß der ursprüngliche Kostenanschlag der Gründer sich auf 6 Millionen Pfund Sterling (120 Millionen Mark) belief, während es sich später ergab, daß der Kanal kaum für 15 Millionen Pfund Sterling (300 Millionen Mark) fertig herzustellen war.

Während des Baues wurde das ganze Unternehmen einmal nur dadurch gerettet, daß der Stadtrat von Manchester der Gesellschaft 5 Millionen Pfund Sterling Darlehn gewährte, für welchen Liebesdienst die Stadt Manchester nun als Ersatz durch eine Majorität in der Direktion der Kanalgesellschaft vertreten ist . . . vielleicht der erste Schritt dahin, daß das großartige Produktionsinstrument gänzlich in städtische Verwaltung übergeht.

Die kommerziellen Vorteile, die man sich von dem Kanale verspricht, stehen freilich auch im Verhältnis zu dem Kostenaufwande. Da die Schwellen der Docks in Liverpool etwas zu hoch liegen, um große Schiffe zu anderer Zeit, als ungefähr beim höchsten Flutstande, einzulassen, während es zu jeder Stunde möglich ist, in den Kanal ein- oder daraus auszulaufen, tritt oft der Fall ein, daß Fahrzeuge die ganze Strecke zwischen der Merseymündung und Manchester — und umgekehrt — in kürzerer Zeit, d. h. etwa binnen sechs Stunden, zurücklegen können, als ein für die Docks in Liverpool bestimmtes Schiff gebraucht, um in diese hinein oder daraus herauszukommen. Die Kanalabgaben sind außerdem so niedrig bemessen, daß die Unkosten für die Benutzung des Kanals und seiner Dockanlagen sich nicht auf viel mehr, als die gewöhnlichen Kosten in jedem andern großen

Hafen belaufen. Für weite Fahrten nach dem Hafen von Manchester dürften die Frachtbeträge sich also kaum höher stellen, als nach dem von Liverpool. Da nun bisher für überseeische Waren, die nach Manchester gehen sollten, eine Umladung und Weiterverfrachtung derselben mittels Eisenbahn notwendig war, ergeben sich aus der Benutzung des Hafens von Manchester beträchtliche Ersparnisse für den ganzen, großen, um diese Stadt gelegenen industriellen Bezirk. So beträgt z. B. die Fracht von der Merseymündung über Liverpool für die Tonne Baumwolle 13 Schilling 8 Pence gegen nur 7 Schilling auf dem Kanalwege, für Weizen 9 Schilling 11 Pence gegen 4 Schilling 10 Pence, sowie für Holz 9 Schilling 5 Pence gegen 4 Schilling 9 Pence, in letzterem Falle also nur oder doch nur wenig über die Hälfte.

Was insbesondere den Holzhandel angeht, so kommt für diesen jedoch in Betracht, daß er sich meist der Segelschiffe, zuweilen sehr großer Schiffe bedient, und daß solche nach Manchester nicht ohne eine ansehnliche Zahlung für Niederholung ihrer Topmasten (alles in allem vielleicht 6 bis 7 Schilling für die Flagge) hinaufgelangen können, da die den Kanal oberhalb Runcorn kreuzenden Eisenbahnbrücken nicht mehr als 70 Fuß ($21\frac{1}{3}$ Meter) Masthöhe von der Wasseroberfläche an zulassen. Die Hafensplätze Ellesmore und Saltport, die noch vor der ersten Bahnbrücke liegen, eignen sich aber ganz besonders für die Löschung — vorzüglich von „schwimmenden“ — Holzlasten und stehen durch Kanäle und Eisenbahnen mit vielen wichtigen Industrieplätzen im Innern der gewerthätigsten Bezirke Englands in bequemer Verbindung.

Für Engländer ist die wichtigste Frage natürlich, wieweit die Baumwolleneinfuhr nach dem Bezirk von Manchester aus dem Kanale Nutzen ziehen könne. Nicht weniger als 342 Baumwollspinnereien, die zusammen 18 Millionen Spindeln (mehr als ein Drittel von denen in ganz Großbritannien) besitzen und jährlich 320 000 Tonnen Rohbaumwolle verarbeiten, haben die förmliche Erklärung abgegeben, daß der größte Teil ihrer Einfuhr über den Kanal gehen soll. Alle hier einschlägigen Fragen sind in der Wirklichkeit jedoch weit mehr verwickelter Natur, als sie von spekulativen

Geschäftsleuten auf dem Papiere hingestellt zu werden pflegen. Nach dem, was man von Kaufleuten und Industriellen im Bezirke von Manchester hören kann, hegt man keineswegs im allgemeinen die Überzeugung, daß die kostspielige Anlage im Handumdrehen in dem gewaltigen, zwischen den Handelsriesen Manchester und Liverpool tobenden Konkurrenzkampfe, worin sie als ein außerordentlich gewagter Schachzug des ersteren zu betrachten ist, den Sieg erringen dürfte.

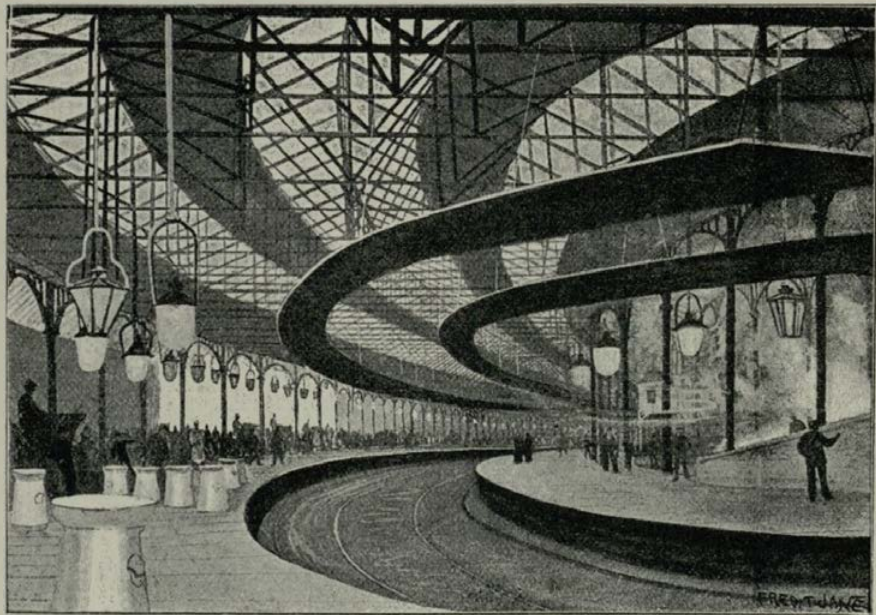
Weit weniger romantisch als diese technischen und kommerziellen Details bezüglich des Manchesterkanals, sind die Bilder, die sich bei einer Fahrt zwischen dem Kanalthore in der Mersey und den Docks Manchesters vor den Augen des Reisenden entrollen.

Die Landschaft, durch die der Kanal hinführt, ist so trostlos, wie man nur eine sehen kann: eine flache Haidegegend, die da und dort nur durch einige Gruppen von Fabrikschornsteinen belebt wird. Man bewundert natürlich pflichtschuldigst die große Anzahl schöner Drehbrücken und himmelhoher Bahnüberführungen . . . doch für solche Raritäten ist man in England ja schon verdorben. Das einzige, sensationelle Neue auf dem ganzen Wege ist der drehbare Aquädukt bei Barton. Der schon seit 1716 bestehende Bridgewaterkanal kreuzt hier nämlich die neue Kanalanlage, und da der Niveauunterschied zwischen beiden nicht groß genug war, um einen gewöhnlichen Aquädukt herzustellen, hat man für den älteren Kanal einen auf einer Drehbrücke ruhenden „Trog“ hergestellt, der von dem übrigen Kanale mittels doppelter wasserdichter Thore abgesperrt werden kann. Wenn das geschehen ist, dreht sich der „Trog“ um sich selbst, sodaß der Weg für die Schiffe aus dem Manchesterkanale frei wird.

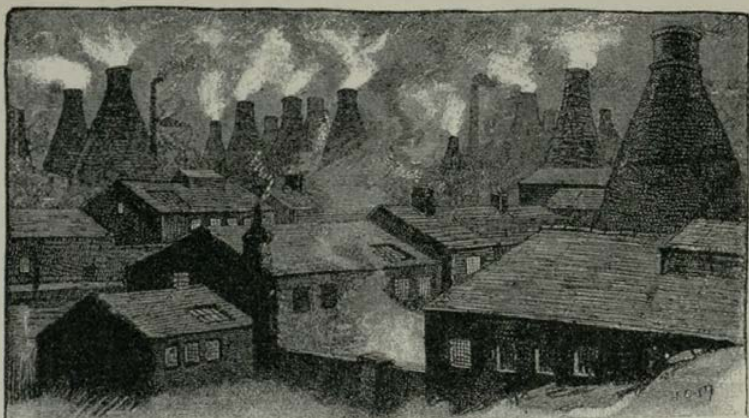
Bei der Ankunft im Hafen von Manchester macht es einen eigentümlichen Eindruck, in der Binnenstadt mitten zwischen Fabriken und dichtbevölkerten Arbeiterquartieren eine Menge, über 1000 Tonnen große Dampfschiffe vertaut liegen zu sehen. Ein ansprechendes Bild bietet das aber nicht, denn der Hafen von Manchester hat das schwärzeste, dickfließende, übelriechendste Wasser und die rußigsten, mindest malerischen Kais von allen Häfen der Erde.

IV.

„Auf schwarzer Erde.“



Englischer Bahnhof.



Nachtbild der Porzellanfabriken in Stoke-upon-Trent.

Vierzehntes Kapitel.

Der allgemeine Charakter des industriellen Englands.

Großbritanniens industrielle Geographie zeigt mehrere merkwürdige Züge, an die man kaum denken wird, wenn man eine politische Karte des meerumflossenen und vom dichtesten Eisenbahnnetz überzogenen Landes betrachtet.

Das südliche und das ganze östliche England bis nördlich von York besteht fast ausschließlich aus Ackerbandistrikten mit verhältnismäßig dünner Bevölkerung, aus ungeheuern, zu großen Farmen zerlegten Besitzungen, die mit einem Minimum von menschlicher Arbeitskraft bewirtschaftet werden. Die letztere fristet ihr wenig beneidenswertes Leben in jämmerlichen, kleinen Dörfern, die hier und da zwischen endlosem Acker- und Wiesenland zerstreut sind. London liegt also — worauf ein geistvoller Engländer (Grant Allen) unlängst hinwies — mit seiner ungeheuern Einwohnerschaft und seinem wichtigen politischen, sozialen und intellektuellen Leben völlig abgeschieden von den Teilen Großbritanniens, wo es von der industriellen Bevölkerung wimmelt, die mit der Arbeit ihrer Muskeln und Gehirne die imponierende ökonomische Weltmachtstellung des Inselreiches einst geschaffen hat und noch jetzt aufrecht erhält.

Leicester liegt wenig südlicher als der geographische Mittelpunkt Englands, und das industrielle England erstreckt sich nicht viel weiter nach Süden als bis zu dieser Stadt und den in gleicher Breite gelegnen Birmingham und Wolverhampton. Hier haben wir die ausgedehnten, um größere und kleinere Städte merkwürdig gut lokalisierten Manufakturbezirke für Schuhwerk, Spitzen, Trikotagen, Metallfabrikate und Porzellane. Die letztgenannten finden sich um Stoke-upon-Trent, und die Stahlverarbeitung verschiedenster Art in Sheffield.

Weiter nördlich liegt dann die gewaltigste und kompakteste aller Fabriksggenden Englands . . . das Mutterland der modernen Textilindustrie, deren Metropolen, wie wir sahen, die Baumwollstadt Manchester und die Wollstadt Leeds sind. Noch weiter nach Norden ziehen sich die Bergwerks- und Hüttengegenden Yorkshires, Durhams und Northumberlands hin. Jenseit der Cheviot Hills, im Tieflande zwischen dem Forth und dem Clyde, sowie um den Tay ist das energisch-industrielle Schottland auf einer unglaublich kleinen Fläche zusammengedrängt.

Gegenüber diesen Gebieten (und gewissen Grubenbezirken in Südwales und Cornwall), die zu den gewerbtätigsten und dichtest bevölkerten von ganz Europa gehören, spielt das von rein agrarischen Provinzen und ländlich stillen Kleinstädten umgebne London kaum eine andre ökonomische Rolle, als die eines Hauptquartiers für den Auslandhandel, die Finanz und für den Luxuskonsum der reichen Leute. Ja, wenn man bedenkt, daß der Hafen von Glasgow mit dem Londons um den Vorrang streitet, und daß der von Liverpool diesen bereits überflügelt, so findet man, daß London eigentlich nur durch seine Organisation des politischen und finanziellen, sowie des intellektuellen und luxuriösen Lebens den Anspruch erheben kann, eine alleinstehende nationalökonomische Bedeutung für das in den mittleren, westlichen und nördlichen Grafschaften lokalisierte industrielle England zu besitzen.

Läßt man die hierherbezüglichen Verhältnisse — die vornehmlich auf der geographischen Verteilung der Kohlenlager und der Erzgänge beruhen — außer Betracht, so wird man es gewiß recht sonderbar finden, daß die kraft-

volle und in politischen wie in religiösen Dingen selbständige Demokratie, die Englands politische, ökonomische und geistige Zukunft thatsächlich in der Hand hat, in London, wo doch Parlament und Regierungsmaschinerie ihren Sitz haben, nicht zu entdecken ist. Bei näherem Zusehen bemerkt man nämlich leicht, daß der berühmte ökonomische Unternehmungsgeist der Briten im Londoner Lokalcharakter keineswegs sehr stark ausgeprägt erscheint und daß London politisch unorganisiert und schläfrig, sowie religiös gleichgiltig ist.

Den wahren britischen Charakter findet man in Manchester und Glasgow besser vertreten, als in London, und man darf ihn südlich von der Linie zwischen Severn und Wash überhaupt nicht suchen. Am typischsten begegnet man ihm in den Manufakturstädten, wie in Birmingham oder, noch besser, in Manchester und Leeds. Die Gegend zwischen den genannten Städten und rings um diese, d. h. fast das ganze Lancashire und das südöstliche Yorkshire, bildet ja nahezu ein einziges, zusammenhängendes Fabriks- und Grubengemeinwesen, wofür das großartige Liverpool eine würdige Hafenstadt darstellt.

Hier schlägt das mächtige Herz des industriellen Englands, hier, auf einer Landschaft, die nicht viel größer als etwa Württemberg ist, arbeitet unter permanentem Hochdruck eine Volksmenge von über 10 Millionen Menschen, die die höchste ökonomische Ausbildung und Organisation haben, sowie von den besten natürlichen und mechanischen Hilfsmitteln Europas unterstützt werden. Hier, wo Millionen Maschinenspindeln furren und Zehntausende von Webstühlen rasseln, wo die Landschaft mit Kohlengruben und Eisenhütten wie gepfeffert und von Bahndämmen wie ein Waffeleisen gestreift ist . . . hier scheint selbst die dunstige, rauchgeschwängerte Atmosphäre geladen zu sein mit jenem merkwürdigen nationalökonomischen Produkt, das die Sozialisten „Mehr-
Wert“ nennen und wovon sie so viele seltsame Dinge zu erzählen haben.

Man begreift leicht, daß die Leute — wenigstens als Volk betrachtet — reich werden müssen, wo so fabelhafte Mengen natürlicher Rohprodukte mit so brennendem Eifer und unter der Kontrolle einer so eisenharten ökonomischen Disziplin veredelt werden. Ebenso versteht man ohne Schwierigkeit, daß es in diesem übermäßig intensiven Fabriksgeräffel, Hochofengetöse

und Eisenbahnbrausen ist, wo der moderne englische Charakter gehämmert und gehärtet wird.

Zieht man alles das in Betracht, so findet man es wohl nicht länger so erstaunlich, daß der Vergleich zwischen dem industriellen England und der Hauptstadt in gewisser Hinsicht zum Vorteil der letzteren nicht ausfällt. Bedenkt man, daß London ein Billenquartier für die geschäftsmüden „Rentiers“ des ganzen britischen Weltreichs ist und daß die traurigen Arbeiterviertel Themsebabels durch die Einwanderung aus den Ackerbaugegenden der Umgebung krampfhaft aufgeschwellt sind, so wird es Einen nicht länger überraschen, die rastlos thätigen, in hitziger Konkurrenz mit einander lebenden und arbeitenden Industriemenschen „da oben im Norden“ stets mit einer gewissen Geringschätzung von den Gewerbetreibenden und Arbeitern Londons reden zu hören. „Da unten im Süden ist man ja zwanzig Jahr hinter seiner Zeit zurück“, ist ein Ausspruch, der mir in den Fabriken der mittleren und nördlichen Grafschaften wiederholt zu Ohren kam, wenn über die neuesten Verbesserungen von Maschinen- und Produktionsmethoden gesprochen wurde, und es ist nicht zu leugnen, daß hinter dieser Phrase etwas mehr steckt, als einzig und allein das hochgeschraubte Selbstgefühl der biedern „nördlichen“ Fabrikanten.

Daß wir Ausländer im allgemeinen nicht von Entzücken überwältigt werden, wenn wir für längere oder kürzere Zeit das bunte Leben in der Weltmetropole an der Themse hinter uns lassen, um die mehr typisch britischen Verhältnisse da oben im Lancashire und Yorkshire kennen zu lernen . . . das erklärt sich ja von selbst. Wir können es nicht über uns gewinnen, von Industrialismus, Politik und Sport allein zu leben; und um andre weltliche Interessen ist es da oben unter den Textil- und Eisenfabriken schlecht bestellt. Für uns hat London doch das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst, der Mittelpunkt, ja die einzige Heimstätte für das litterarische, künstlerische und wissenschaftliche England zu sein. Oxford und Cambridge sind ja kaum etwas andres, als Londons ziemlich abgelegne „lateinische Viertel“, und es ist eben so leicht, deren Professoren in ihren Londoner Klubs, wie in den Universitätsstädten selbst anzutreffen.

Hatte man dagegen niemals in London gelebt und kennt man nur das, was die große Mehrzahl der Engländer mit tiefinnerlicher Überzeugung das eigentliche, das typische England nennen — nämlich die nördlichen Industriebezirke — so bekommt man jedenfalls die Vorstellung, hier eine Klasse mit außerordentlicher ökonomischer und politischer Veranlagung, sowie mit ausgeprägtem Bedürfnis nach strenger religiöser und moralischer Zucht vor sich zu haben, eine Klasse, der es freilich an ästhetischen und höheren intellektuellen Seelengaben gebricht.

Da könnte man sich vielleicht versucht fühlen, seine Eindrücke vom englischen Nationalcharakter in folgender Weise zusammenzufassen: Es ist ein Volk mit großer Kraft zum Handeln, doch mit geringer zum Denken, mit großer Selbstbeherrschung, doch mit geringer Seelentiefe, mit großer Klugheit, doch mit geringer Weisheit, mit einer Zähigkeit im Erdulden von Ungemach, die für kürzere Zeiträume wertvoll ist, auf die Länge aber zu einem stetigen und stumpfen Hinabsinken in erniedrigende Lebensverhältnisse führt, sowie mit einer Beständigkeit, die eine gewisse Verlässlichkeit, doch auch einen sinnlosen Konservatismus erzeugt.

Das industrielle England zu bereisen und aufmerksam zu besichtigen, ist gleichzeitig nervenstärkend und entnervend, Mut einflößend und auch Mut raubend.

Man bemerkt bei diesen Leuten ein außerordentliches Vermögen, in ökonomischen Dingen auszurichten, was sie sich vorgenommen hatten, ohne von industrieller Selbstständigkeit mehr als nötig zu opfern, sich selbst ohne militärische Umwege zu befehligen und zu disziplinieren, ihre gemeinsamen Interessen ohne bureaukratische Übertreibungen mittels großer Assoziationen zu sichern und überhaupt das großartigste und verwickeltste ökonomische Gesellschaftsleben ohne kraftvergeudenden Formelkram, kleinliche Polizeikontrolle oder lähmenden Druck von außen her aufzurichten und zu erhalten. Es liegt ohne Zweifel etwas Erfrischendes, ja Begeisterndes in der Beobachtung dieser Tendenz, sich auf individuelle Unternehmungsfreude und Arbeitslust, auf individuelles Rechtsgefühl und Selbstkontrolle, auf individuellen Freiheitsdrang und Gesellschaftsinstinkt zu verlassen, damit die gewaltige Gesell-

schaftsmaschinerie im Gang erhalten bleibt. Alles das zeugt davon, daß in der Nation im allgemeinen eine gesunde, für das Detail scharfsichtige Auffassung der materiellen Lebensbedingungen vorhanden ist, neben einer wirklichen Neigung, mit diesen zu hantieren und sich ihnen anzubequemen. Man arbeitet mit Lust und erweist sich ökonomischen Dingen gegenüber als Realist. Man hat wirkliche Leidenschaft für jede „praktische“ Thätigkeit und meint, daß ein Fortschritt in jedem beliebigen ehrbaren Berufe gleich ehrenhaft ist . . .

Hier muß indes der warm, doch nicht kritiklos bewundernde Ausländer Halt machen. Was ihn hier aufhält, ist nicht der Gedanke daran, daß das großindustrielle System Englands besonders vom sozialen Gesichtspunkte aus betrachtet eine wahrwitzige Verschwendung von Produktivkräften verursacht, für die schwachen und unselbständigen Volksklassen lebensgefährlich ist, sowie daß es scharfe Interessenkämpfe zwischen den ökonomischen Gesellschaftsklassen gebiert — dergleichen kommt in allen Industrieländern vor und hat mit unsrer psychologischen Erörterung nichts unmittelbar zu thun — was uns bedrückt, ist nur die unausweichliche Frage: cui bono? Was ist das Ziel all dieser „praktischen“ Thätigkeit, welcher der Zweck bei all diesem „ehrenden“ kommerziellen und industriellen Fortschritte und Gedeihen?

Wer im industriellen England mit dieser Frage auf den Lippen umherwandert, hat ungefähr ebensoviel Aussicht, eine befriedigende Antwort von den Maschinen selbst, wie von deren Eigentümern oder Dienern zu erhalten.

„Mehr Wirksamkeit“, knarren und knirschen die Maschinen mit der ihren Maschinenseelen eignen Begrenzung für geistige Anschauungen. „Mehr Wirksamkeit und mehr Erfolg“, scheint auch die einzige Antwort zu sein, die uns aus dem Gebraus der ewig hastenden Menschenmassen der Fabrikstädte entgegenklingt.

Sie hasten . . . wohin denn?

Darüber fehlt den industriellen Engländern jede Vorstellung so vollständig, daß ihnen schon die Frage selbst albern erscheint. Sie sind ja so äußerst praktisch, und diese Frage ist so äußerst unpraktisch. Sie sind so fest überzeugt, daß es klug ist, ausschließlich praktische Gesichtspunkte gelten zu lassen, stets nur kurze Entfernungen ins Auge zu fassen, Dinge

und Verhältnisse von Einzelheit zu Einzelheit, Schritt für Schritt zu beurteilen, nur nach den allernächsten praktischen Folgen zu fragen und die Zukunft für sich selbst sorgen zu lassen . . . um gänzlich zu vergessen, daß es weise sein kann, sich einmal auf allgemeine Gesichtspunkte zu stellen, die Dinge aus der Vogelperspektive zu betrachten und die Verhältnisse Antwort geben zu lassen auf die Frage: Wes Geistes Kind bist du und wohin strebst du?

Betrachtet man das industrielle England und lauscht man den einseitig industriellen Gedanken, die sich in den Köpfen der Bevölkerung regen, so könnte man zu dem Schlusse kommen, daß die innerste Bedeutung der westeuropäischen Zivilisation nur die wäre, immer mehr und mehr Menschen und immer bessere und bessere Maschinen zu erzeugen.

Die Bevölkerungszahlen wachsen bis ins Unerhörte . . . in gleichem Maße, wie die Maschinenverbesserungen den Lebensunterhalt immer größerer Massen gewährleisten. Das heißt also: In dem Maße wie die verbesserte Technik uns die Erzeugung größerer Warenmengen auf gleicher Erdoberfläche ermöglicht, erzeugen wir auch neue Menschenmengen, um . . . wieder desto größere Warenmengen zu erzeugen. Das ergäbe uns also ein rein quantitatives „Ideal“ für das Vorhandensein der Menschheit auf unserm Planeten . . . und das bedeutet selbst wieder, daß es überhaupt kein Ideal ist, sondern die ödeste Sinnlosigkeit, ein erschreckend seelenloses Hazardspiel mit Millionen von Menschenschicksalen.

Betrachtet man die Mischung von Individualismus und Nationalismus in der ökonomischen und sozialen Lebensauffassung der Engländer, so könnte man von ihnen vielleicht die Antwort erwarten, daß das letzte Ziel ihres außerordentlichen Kampfens und Abmühens das wäre, höhere Typen von menschlichen Individuen hervorzubringen. Das Endziel der Menschheit liegt nicht über oder außerhalb der Menschheit, sondern, gleich einer evolutionistischen Zukunftsahnung, in der Brust der höchsten Individuen.

Diese in der Luft schwebenden Bezeichnungen „höhere“ und „höchste“ enthalten jedoch zuviel Ausschau nach der Ferne, um nach dem Geschmacke unsrer, bis zum Aberglauben praktischen Industriellen zu sein, und selbst die idealistischsten unter ihnen — opferbereite Sozialreformatoren und selbst-

lose Eiferer für Volksaufklärung — ziehen es vor von „nützlicheren Menschen“, statt von „höheren Menschen“ zu sprechen.

Ja, gewiß! Unter den industriellen Millionen Englands finden sich erschreckende Mengen von unnützen, in jeder Hinsicht unnützen Existenzen. Wozu sollen sie aber zu nützlicheren verwandelt werden? Etwa für den sinnlos anschwellenden und „vorwärts“ marschierenden Produktionsprozeß? Sieh, das ist die Antwort, die man bei aufmerksamem Lauschen von den sozialen Kanzeln und Agitationstribünen Englands zu hören bekommt.

„Nützlicher“ für die blinde Profitmacherei mit ihrer stupiden, weltkommerziellen Billigkeitskonkurrenz — werden die Sozialisten mit einem Gefühle des Triumphs für ihre Gesellschaftskritik ironisch ausrufen. Weder das Entwicklungsprogramm „mehr Menschen und bessere Maschinen“, noch das: „mehr Maschinen und nützlichere Menschen“, dürfte uns vor dem unheimlich deprimierenden Glauben retten, daß das industrielle England ein ungeheurer Ameisenhaufen ist, dessen einziger origineller, seinem innersten Wesen entstammender Versuch zu einem existenzberechtigenden Gedanken in dem fieberhaften Eifer besteht, ein . . . noch ungeheurerer Ameisenhaufen zu werden.

Man hofft, daß der neue große Schiffskanal zwischen Manchester und der Merseymündung nach einigen Jahrzehnten die Volksmenge und die Gewerthätigkeit in gewissen Teilen der schon jetzt außerordentlich dicht bevölkerten Umgebung von Manchester noch vervierfachen werde.

Warum „hofft“ man auf so etwas?

Ist es denn etwas so ideales, das sich bereits drängende Fabrikproletariat Lancashires um vier bis fünf Millionen Seelen zu vermehren, oder die grüne Natur noch weiter von den unerträglichen Backstein- und Mörtelwüsten verschlingen zu lassen, in denen eine reine und stille Luft und ein rauchfreier Himmel zu denjenigen Grundelementen des Menschenglücks gehören, nach denen man hier vergebens seufzt?

Nein, als praktische Engländer „hofft“ man ganz einfach auf ein erweitertes Feld (wozu vermehrtes Maschinen- und Menschenmaterial gehört) für einträgliche Geschäftsspekulationen. Um mit einigen weiteren Tausenden erfolgreicher Profitmacher beglückt zu werden, ist es ja nur recht und

billig, daß die Menschheit der Zahl ihres gesunden und hoffnungsvollen Industrieproletariats noch ein paar Millionen Seelen hinzufügt.

Ohne es zu wissen, ist unser industrielles England ein bißchen niederschonisch . . . doch mit dem bedenklichen Unterschiede, daß die kapitalistischen Parvenüs stillschweigend als die „Obermenschen“ anerkannt werden, deren bloße Existenz die Sklaverei der breiten Massen rechtfertigt, ein Gedanke, den Nietzsche mit Entrüstung zurückweist. Er fordert vielmehr von seinem Obermenschen, daß dieser das Kulturleben im Großen sehen und leben könne und die Menschen mit allgemeinen Ideen und hohen Beispielen zu leiten vermöge.

Die industriellen Engländer dagegen setzen ihre größte Ehre darein, das Kulturleben in ganz kleinen, von persönlichen oder beruflichen Interessen begrenzten Stücken zu sehen — das nennen sie eben „praktisch“ sein — und sich nur von Detail zu Detail nach alter guter Rule of thumb fortzutasteten.

Wünscht man ein kleines, alltägliches Beispiel dafür, wie vollständig den gewöhnlichen Engländer Mut, Unternehmungsgeist und Denkvermögen im Stiche lassen, wenn es gilt, die Dinge im großen zu sehen und allgemeine Ideen dem Alltagschlendrian überzuordnen, so braucht man sich nur des unintelligenten und unzeitgemäßen Zustandes zu erinnern, in dem sich Englands Münzrechnung und sein Maß- und Gewichtssystem noch heute befinden. Lieber jährlich Millionen in den Geschäftskontoren und Verkaufsläden für thöricht verwickelte arithmetische Operationen zum Fenster hinauswerfen, als kräftig einen generellen Gedanken zu fassen und das Dezimalsystem einzuführen — das doch selbst nur eine notwendige Folge davon ist, daß wir in unserer Zahlenbezeichnung das Zehner- (und nicht das Zwölfer- oder Achter-)system haben.

Die meisten englischen Industrien, die, gleich wie die chemische, theoretische Einsicht und das Vermögen voraussetzen, vom allgemeinen auf das einzelne — statt nach englischer Art vom einzelnen aufs einzelne — zu schließen, zeigen uns den Engländer in einem neuen Lichte, nämlich als beschränkt und träge. Als mir einer der größten Sodafabrikanten Nordenglands seine Anlagen zeigte, kam ich gelegentlich zu der Frage, warum ein sehr stauberzeugender und für die Arbeiter gesundheitschädlicher Kal-

zinierungsprozeß nicht, wie allgemein auf dem Kontinente, verlassen werde, da ihm jede chemische oder technische Bedeutung mangle. Der Fabrikant antwortete, daß er in dieser Beziehung schon große Anstrengungen gemacht habe, doch auf einen fanatischen Widerstand seiner wichtigsten Abnehmer, der Glasfabrikanten, gestoßen sei, die seit Generationen gewöhnt gewesen wären, Sand und Soda in gewissen Verhältnissen zu mischen, und jetzt zur Abnahme einer Soda von anderm spezifischen Gewicht nicht zu bestimmen seien . . . denn sonst wären sie gezwungen, die Ziffern ihrer altererbten Glasbereitungszrepte zu ändern, und dazu wären sie zu bequem oder wagten es nicht zu thun. Viele, noch groteskere Beispiele eines „praktischen Konservatismus“, der nichts anders als eine fabelhafte Denkfaulheit ist, ließen sich aus dem innern Leben des industriellen Englands ohne Schwierigkeit anführen.

Der industrielle Engländer ist par excellence der Schlag von einem Menschen, der mit unerschütterlicher Selbstzufriedenheit Jahrhunderte hindurch auf der Stelle stehen bleibt und technische, medizinische und soziale Mixturen nach „alter, guter“ Art zusammenrührt, ohne sich je die Frage vorzulegen: Warum gerade so und nicht auf andre Weise? Er weiß aus Erfahrung, daß es möglich ist, nach seiner Weise eine Art „praktisches“ Resultat zu erzielen, und damit ist für ihn die Unnötigkeit einer Reform bewiesen! Das industrielle England ist sehr reich an Unternehmungslust, diese aber ist „streng praktisch“, bleibt meist der Sklave der Überlieferung, wiederholt gedankenlos das Längstverjährte und hat nur die allernächst liegenden, gewöhnlich rein materiellen Forderungen für die Entwicklung im Auge. Es ist ein englischer — doch keineswegs nur auf Engländer beschränkter — Aberglaube, diese kurze, tastende Methode für den Fortschritt als die wirklich „sichre“ und „gesunde“ zu betrachten. Vom psychologischen Standpunkte aus gesehen, erscheint das als ein echtes Plebejermißtrauen gegen den Wert des eigentlichen Götterfunken im Menschengenüß: gegen die Weitsichtigkeit, das Vermögen, für ein Ideal zu entbrennen, das noch späteren Jahrhunderten leuchtet, und gegen das freudige Streben, groß und dauernd zu bauen, damit dieses Ideal einst eine Heimstätte auf Erden habe. Das Risiko einer solchen weitblickenden Behandlung des Kulturproblems, die

unumgängliche Anspannung der Seelenkräfte entsprechend der Bedeutung des Problems und der gute Wille, zum Frommen geträumter Herrlichkeit einer fernen Zukunft einen Teil der leicht erkaufte Behaglichkeit und der materiellen Bereicherung des Augenblicks aufzuopfern . . . alles das sind für die anglolebensische Kulturanschauung — nb. des industriellen Englands! — rein unwiderlegliche Einwendungen.

Ja, das industrielle England ist Englands starkes, mit allen und für alle praktischen Dinge klopfendes Herz, nicht aber dessen Kopf. Der Kopf des englischen Gesellschaftskörpers wird nur in London zu finden sein, in der ungeheuerlich angeschwollenen und chaotisch vermischten Stadt unten in den Ackerbaudistrikten um die Themse.

Manche Männer der Gegenwart lieben unsre Millionenstädte nicht. Einer der hervorragendsten realistischen Staatsmänner hat sie sogar die „Wasserköpfe“ der modernen Kulturstaaten zu nennen gewagt. Allerdings — gesunde und ungesunde Instinkte sind daselbst unentwirrbar vermengt, und es ist sicherlich wahr, daß es für Organismen, denen die Erfüllung einer Mission obliegt, nicht gut ist, innerlich unklar gemischt zu sein.



In der Volksbibliothek.



Messerschmiede in Sheffield.

fünfzehntes Kapitel.

Die Metropolen der Metallveredlung.

(Birmingham, Wolverhampton, Stoke-upon-Trent und Sheffield.)

Ⓔigentlich belegen die Engländer mit dem ominösen Namen Black Country (Die schwarze Erde) Staffordshire, das nördliche Worcesterhire und das nordwestliche Warwickshire, Gebiete, welche das Unglück hatten, gleich unter der Erdoberfläche ein zehn Meter mächtiges Kohlenflöz zu besitzen und infolgedessen von Tausenden für sich bestehender Grubenschächte übersät zu werden, die wieder von Eisenhütten, Porzellanfabriken, Glashütten, chemischen Fabriken und ähnlichen hübschen industriellen Anlagen umgeben sind.

Jetzt ist das berühmte dicke Kohlenflöz erschöpft, und auf ungeheure Strecken hin, wo sich ein abbauwürdiges, tiefer gelegnes Kohlenflöz nicht

sand, hat sowohl der Gruben- als auch der Fabrikbetrieb aufgehört . . . mit dem wenig erfreulichen Resultate, daß das einst mit bewaldeten Stellen geschmückte Wiesen- und Ackerland nun wie eine holprige, abgebrannte Wiese erscheint, die dem Auge keine andern Ruhepunkte bietet, als die abstoßenden Überreste des hier noch vor kurzem so üppig „blühenden“ Industrialismus: ungeheure Aschen- und Schlackenhaufen und verlassene, halb zusammengebrochne Förderwerke und Fabrikshuppen. Gegen den Anblick des Greuels dieser Verwüstung empfindet man es sogar als eine Erlösung, nach den nicht minder abgebrannten und eingerußten, doch noch von Menschen wimmelnden und noch vom Getöse ihres wunderbaren Gewerbefleißes wiederhallenden Gegenden der eigentlichen Black Country zu kommen.

Fährt man mit der Bahn des Nachts hier hindurch, so kamt man von dem Anblicke sogar sagen, daß ihm ein gewisses brutal pittoreskes Moment eigen sei. Aus den Öfen der Eisenhütten und Porzellanmanufakturen lodern rötliche Flammen empor und werfen ihren unruhigen Schein auf die wirbelnden Rauchsäulen der hohen, schlanken Fabrikshornsteine oder auf die langen Reihen weißer Dampfwolken, die aus den Rohren der Walzwerke rhythmisch herauspaffen. Das durchdringende, kaltweise Licht elektrischer Bogenlampen zerreißt hier und da den geheimnisvollen Schleier, den die Nacht über diese „reiche“ Landschaft gebreitet hatte, und zeigt uns in seinem kritischen Scheine das groteske Schauspiel eines Volkes, das so „reich“ ist, daß es sich nicht einmal Nachtruhe gönnen kann.

Vielleicht, daß das einförmige Schaukeln der Bahnwagen im Gehirn des schlaftrunknen Reisenden eine unklare Erinnerung an seine grüne Jugendzeit erweckt, wo er zwischen Vater und Mutter im Kirchentuhle saß und der eintönige Wogenschwall der Litanei an sein jugendliches Ohr hämmerte . . . „Vor dem unheimlichen Ap des Industrialismus behüte uns . . .“ Doch nein, damals war gewiß von Industrialismus und auch von einem nächtlichen Ap nicht die Rede. Es kann aber noch einmal der Fall sein — wenn nämlich die europäische Menschheit soweit zur Besinnung kommt — daß sie eine neue, zeitgemäße Auflage ihres alten Klagegesanges veranstaltet.

Was ich sagen wollte, obgleich ich schon vom „Start“ aus auf Ab-

wege geriet, ist einfach das, daß ich bei meinem Streifzuge durch das industrielle England einen Ort namens Sheffield entdeckte, der zwar geographisch nicht in the Black Country liegt, es aber verdiente, zur Metropole dieses interessanten und anziehenden Landes gestempelt zu werden. Das Eigentümliche an Sheffield und der Grund, warum ich jenen hohen Rang — selbst mit Uebergehung von Newcastle und mit Ausschluß eines wahren Prachtstückchens von Kohlenhölle wie Middlesborough — für dasselbe beanspruche, ist der absolute Mangel jedes, für eine nicht englisch konstruierte Seele tröstlichen Zuges in der Physiognomie des messerschmiedenden und stahlgießenden Sheffield. In Newcastle findet das Auge wenigstens noch ein malerisch gestaltetes, wenn auch übel mitgenommenes Flußthal und ein paar große, mit eleganten Läden ausgestattete Straßen, und in Middlesborough kann man ja allenfalls auf der die Teemündung nach Port Clarence zu kreuzenden Dampffähre hin und her fahren und sich vom Nordseewinde anwehen lassen. In Sheffield dagegen vermag man den stets gleichschmutzigen, stets gleichwiderlich einförmigen Fabriksstraßen und der unverändert rauchdüstern, die Sonne verfinsternenden Atmosphäre nicht anders zu entgehen, als daß man über die Hügel der Umgebung klettert und sich nach den naturschönen Nachbarlandschaften hinausbegiebt. Sheffield ist das vollendetste Stück Black Country in Gestalt einer Stadt, das man sich überhaupt nur denken kann.

Der Charakter der Arbeiterklasse in Sheffield ist ein ganz eigenartiger . . . er ist weit unabhängiger und gewaltthätiger, sowie für allerlei Unregelmäßigkeiten in der Lebensweise mehr disponiert, als irgendwo anders in England. In welchem Abhängigkeitsverhältnisse diese, in der Geschichte des Tradesunionismus hervortretende Thatsache zu dem Umstande steht, daß hier die Messererzeugung schon seit dem Mittelalter her heimisch war, ist nicht so leicht klarzulegen. Durchwandert man in Sheffield oder dessen Umgebungen die zahlreichen kleinen Schleifereien oder die der großen Stahlwarenfabrikanten, so erhält man den Eindruck, daß das Schleifen von scharfem Eisen, wie es hier in außerordentlich großem Maßstabe betrieben wird, eine gleichzeitig gesundheitschädliche, gefährliche und anstrengende

Beschäftigung ist, die vorzüglich in ihren gröbereren Zweigen eine Art gewaltfamer Muskelarbeit erfordert, welche mit der Länge der Zeit die Tendenz zu haben scheint, die mehr brutalen Seiten des Charakters hervortreten zu lassen.

Der Schleifer sitzt rittlings, gebeugt über seinen Trog, worin der von Wasser- oder Dampfkraft getriebene Schleifstein mit zischender Hast rundum wirbelt. Hat er ein größeres Stück, z. B. ein Vorlege- oder ein Fleischermesser zu schleifen, so legt er das Blatt in eine Holzlatte ein, deren Enden er mit beiden Enden umfaßt, und drückt auf diese Weise den Stahl mit aller Macht gegen den schweren, unablässig rotierenden Sandsteinblock. Obwohl dieser natürlich naß erhalten wird, sprüht doch beständig eine Funkengarbe von der Berührungsstelle zwischen Stahl und Stein gradlinig hinaus.

Bedenkt man, daß der Schleifstein eine verhältnismäßige lockere Konsistenz haben muß und daß sich eine ungleiche Abnutzung desselben selten umgehen läßt, so begreift man, daß die aus leichterkklärlichen ökonomischen Gründen bis zum äußersten getriebene Umdrehungsgeschwindigkeit stets die schwere Gefahr einer „Explosion“ dadurch mitbringt, daß die Centrifugalkraft die Festigkeit des Steins überwindet. Daß Schleifsteine und Schmirgelscheiben zerspringen und die darüber gebeugten Arbeiter in gräßlicher Weise verstümmeln, „kommt hier und da vor“, wie mir ein alter Werkmeister mit bedenklichem Kopfschütteln mitteilte, als er mich in einer der größten, mechanischen Schleifereien Sheffield's umherführte.

Einen weit gemüthlicheren Zweig der Herstellung schneidenden Stahls bildet der Schmiedeprozess. In den feinern Zweigen erscheint er fast als Kunsthandwerk und wird — auch innerhalb der größten Fabriken — in kleinen, hübschen, von einander getrennten Schmiederäumen ausgeführt, wo zwei oder drei hochausgebildete Arbeiter — man weiß nicht recht, ob man sie Gesellen oder Meister nennen soll — kleine glühende Stückchen einer Stahlstange zur Gestalt von Federmesserklingen, Scherenschenkeln und dergleichen zusammenhämmern.

Diese selbstständige, künstlerisch verantwortliche Stellung des Arbeiters

gegenüber seinem Arbeitsprodukt fand ich in noch höherem Grade in einer weltberühmten Schloß- und Geldschrankfabrik in Wolverhampton, einer ausschließlich aus Metallfabriken bestehenden und von rein metallindustriellen Gemeinwesen umgebenen Stadt. In der betreffenden Fabrik wird die Herstellung der feinsten und sinnreichsten Schlösser für Kassenschränke, Bankgewölbe, Geldkasten u. s. w. gänzlich ohne Arbeitsteilung betrieben. Die Arbeit geht in hellen, geräumigen Sälen vor sich, wo es an guter Kameradschaftlichkeit trotzdem nicht zu fehlen scheint; jeder Arbeiter hat aber auf seinem Tische den ganzen Satz aller für den Beruf notwendiger Werkzeuge, und sein einziges Material besteht aus Platten oder Stangen von Stahl, Eisen oder Messing, woraus er die bestellten Schlösser, meist ein halbes Duzend zusammen, von Anfang bis zu Ende herstellt, indem er gleichzeitig die volle Verantwortlichkeit für deren Qualität übernimmt. Zu dieser Verantwortlichkeit gehört auch, daß jedes Schloß von dem andern so verschieden sein muß, daß es unbedingt nur mit seinem eignen Schlüssel geöffnet werden kann. Ginge dieser verloren, so bliebe nur übrig, das Schloß zu sprengen, denn der Arbeiter, der es gefertigt hat, wäre ebensowenig wie irgend jemand anders imstande, es etwa mittels Dietrichs aufzusperrn oder ohne das alte Muster einen neuen Schlüssel anzufertigen. Das System, wonach das Schloß hergestellt wird — ein System, das die peinlichste Genauigkeit in der Ausführung fordert und daneben die Möglichkeit bietet, jeden Versuch einer Öffnung des Schloßes mit einem, nur im geringsten abweichenden Schlüssel sofort zu entdecken — bildet natürlich das patentierte Eigentum der Fabrik; es erlaubt aber die Ausführung einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Modifikationen, und die Aufgabe des Arbeiters ist es eben, diese Modifikationen zu erfinden und auszuführen. Hier bietet sich also Gelegenheit zur Bethätigung der Erfindungsgabe des Arbeiters, zu vernünftig, von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag fortschreitender Abwechslung in der Arbeit, sowie für die Empfindung des Befriedigtseins oder der Verantwortlichkeit bezüglich der Qualität des Arbeitsprodukts.

Diese „altmodische“, im Vergleich mit gewissen seelenmörderischen Formen der Maschinentchnik aber besonders anziehende und gesunde Arbeits-

weise hat indes einen bösen Feind in der Billigkeitskonkurrenz. In Wolverhampton giebt es Fabriken, die Schlösser unglaublich billig und in ungeheuern Mengen herstellen . . . die Stadt soll jeden Monat ungefähr eine halbe Million derselben liefern. Eine bis zum äußersten reichende Arbeitsteilung und sehr dürftige Qualität der Produkte soll diesen Geschäftszweig kennzeichnen, und man versicherte mir, daß Leute, die darin gearbeitet hätten, sich völlig unbrauchbar erwiesen, wenn man sie in einer Schlosserwerkstätte ohne Arbeitsteilung anstellte.

Gelegentlich sind ja unaussperrebare Schlösser mit Detektivmechanismus eine Ware, wofür die Konsumenten gern einen hohen Preis anlegen, wenn sie nur sicher sind, daß das Fabrikat auch hält, was es verspricht. Anders liegt die Sache dagegen bei andern Metallwaren. Vorzüglich in der Messer- und Scherenfabrikation Sheffields hörte ich von alten, weltberühmten Firmen mit großartigen Geschäftsanlagen bittere Klage darüber, daß es deren Leitern mit jedem Tag schwerer werde, ihren alten, gewissenhaften, nur die bestmögliche Qualität ins Auge fassenden Arbeitsgrundsätzen treu zu bleiben. Der Grund davon liegt in dem mit jedem Jahre zunehmenden Wettbewerb einer billigen Massenerzeugung, und dieser findet eine Förderung in der Schlassheit oder dem Unvermögen der Allgemeinheit, auf wirklich reeller Arbeit zu bestehen, sowie durch das Verlangen des Publikums nach billigen, nur äußerlich hübschen, doch nicht dauerhaften sondern vielmehr betrügerischen Waren.

Gewissenlose Produzenten und thörichte Konsumenten tragen vereint dazu bei, die Produktions- und Preisverhältnisse so zu verschlechtern, daß jedes Jahr ein beschränkterer Raum bleibt für Produzenten, die mit wirklichem Ernste, mit tief sittlichem Ernste die Ehre ihres Berufs im Auge behalten. Mehrfach, besonders in der Tuchfabrikation von Leeds, bin ich auf ähnliche Verhältnisse gestoßen, so daß mir jenes Klagelied nichts neues war. In Leeds bildete die Wollverfälschung die Waffe der Billigkeitskonkurrenz, in Sheffield die Verwendung von minderwertigem Stahl — „Bruchstücken von Eisenbahnschienen an Stelle des Stahls aus schwedischem Eisenerz“, wie ein Messerschmied mit dem Ausdruck von Abscheu in seinem ehrlichen Gesicht bemerkte.

Wenn nicht eine Anzahl reicher Leute aus Gewohnheit oder eine Anzahl ideal veranlagter, mit Geldmitteln mehr oder weniger gut versehener Personen noch fortführen, mit Rücksicht auf bestmögliche Qualität und ohne zu genaue Frage nach dem Preise zu kaufen, so würden viele der besten und berühmtesten Fabrikanten Englands genötigt sein, vom Wahlplatze zu verschwinden, und das moderne England würde einen Schritt weiter nach dem ästhetischen Verarmungsprozesse thun, der Seite an Seite mit dem Siegeszuge der Großindustrie gegen das alte Kunsthandwerk vordringt. Der geistvollste und von ästhetischem Gesichtspunkte ohne Widerrede produktivste Kunsthandwerker des modernen England, der Dichter William Morris, ist sozialdemokratischer Eiferer radikalsten Schlates, die herrlichen Erzeugnisse seiner kunstindustriellen Werkstätten aber werden ausschließlich von den Reichsten im Lande gekauft. Welch wunderlicher Widerspruch! Der Preisunterschied zwischen den gewöhnlichen Fabrikwaren und den entsprechenden Erzeugnissen einer, nur auf vollkommenste Qualität abzielenden Kunstindustrie ist jedoch — obwohl der Preis für beide sich nur nach den Herstellungskosten richtet — so enorm, daß sich nur sehr wenige gestatten können, letztere in gleicher Weise zu konsumieren, wie die große Menge der Mittelklasse die ersteren zu konsumieren imstande ist.

Eine andre betrübende Erfahrung in dieser Hinsicht machte ich in der wegen ihrer Porzellanmanufaktur bekannten Stadt Stoke-upon-Trent, wo ich zu meiner Überraschung fand, daß das weltberühmte, von Josiah Wedgwood gegründete Porzellanwerk sich keineswegs in so blühendem Zustande befand, wie man das nach dem hohen künstlerischen Werte der Waren, die seine Spezialität bilden, erwarten sollte. Wohl kann hiergegen eingewendet werden, daß Wedgwood's berühmte „Jasper ware“ noch immer stark gekauft wird, und daß die Besitzer des alten Etablissements gar zu konservativ an dem Geschmack festhalten, der am Schlusse des vorigen Jahrhunderts herrschte. Was ich bei meiner Wanderung durch das alte malerische Fabrikdorf Etruria sehen konnte, sind doch auch die billigeren Waren in altem Stil, die daselbst erzeugt werden, weit schöner, wenn auch minder hübsch, als das Porzellan von entsprechender Qualität, das man sonst in

England sieht. Das beste moderne englische Porzellan ist sicherlich oft sehr schön und sozusagen verdienstvoll, es gehört aber — ebenso wie die ausgezeichnet feinen, geschliffenen Kristallwaren, die ich in Birmingham herstellen sah — zu den, den reichen Leuten vorbehaltenen „Luxus“artikeln. Künstlerisch und mit großer Sorgfalt bezüglich des besten Materials gearbeitete Gegenstände für den häuslichen Gebrauch sind in England heute vielleicht ein seltenerer „Luxus“ als im Mittelalter. Im Zusammenhange hiermit könnte man sagen, daß die Großindustrie die Konsumtion des gewöhnlichen Mannes quantitativ reicher, qualitativ aber ärmer gemacht hat.

Birmingham ist überhaupt in England eines der bezeichnendsten Beispiele eines Fabrikortes, der sich in allem auszeichnet, was der quantitativen Seite der Warenerzeugung angehört, der sich aber so wenig wie möglich um das bekümmert, was man im höheren Sinne des Wortes Qualität nennt.

Es ist gewiß nicht meine Absicht, einen Makel auf die Qualität der Stahlfedern, Nadeln und Knöpfe Birmingham's zu werfen, über deren interessante Herstellungsweise wißbegierige — besonders durch ihre trefflichen Reisehandbücher darauf hingewiesene — Touristen in Entzücken zu geraten pflegen. Auf diese Artikel wie auf Hunderte verschiedener Arten von Blechdosen und Messingrollen und Tausende Arten von Hausgeräten und von Teilen solcher, die mehr oder weniger nahe mit Blechdosen und Messingrollen verwandt sind und die in fabelhafter Menge über die ganze Erdkugel zu versenden, Birmingham's Stolz ist, singen wir nur das aus den Schulbüchern bekannte Loblied, daß sie kolossal nützlich und ungeheuer billig sind. Wir wollen ein neues Wort bilden und sagen, daß sie wunderbare „Billigkeitsnützlichkeiten“ sind . . . da kommt man nicht in Gefahr zu vergessen, daß sie oft betrügerisch unhaltbare und brutal häßliche Dinge sind. Man vergleiche nur ein modernes Blechkasserol mit einer alten Kupferpfanne von gleichem Rauminhalt!

Very well. Man gehe nun noch einen Schritt höher und richte seine Aufmerksamkeit auf die zahllosen feineren und teureren kleinen Hausgeräte aus echtem oder nachgeahmtem Silber, die in verschiedenen un-

geheuern Metallfabriken Sheffield's und Birmingham's mittels galvanoplastischen oder mechanischen Verfahrens hergestellt werden. Hier, wo man massenweise alle Arten Tafelsilber, Thee- und Kaffeekannen, Toilettekasten, feinere Servierbretter, sowie Vasen, Rahmen, Schilde, Statuetten und ähnliche Dinge erzeugt, die man nach den Forderungen englischen Komforts in großer und bunter Mannigfaltigkeit besitzen muß, werden wir finden, daß die Großindustrie offen mit dem Anspruche hervortritt, nicht nur eine Billigkeits- und Nützlichkeit-, sondern auch eine Kostbarkeits- und Schönheitsproduktion zu sein.

Machen wir aber bei einer Wanderung durch die zahlreichen Werkstätten und prachtvollen Ausstellungssäle dieser Riesenetablissemments die Augen weiter auf, so erkennen wir, daß der Stil der betr. Gegenstände, soweit er für Zeit und Ort ursprünglich ist, nicht künstlerisch, und daß er, soweit er künstlerisch ist, nicht originell erscheint. Die wirklich schönen Sachen, die man zu sehen bekommt, sind geglückte Nachahmungen der Formen älterer Kunsthandwerkerei, z. B. silberne Thee- und Kaffeesevice in Queen Anne's Stil. Die Muster und Formen, die vom großproduktiven System sozusagen ausgebrütet werden, sind dagegen entsetzlich banal.

Man betrachte eine Gruppe moderner englischer, in Birmingham oder Sheffield gezeichneter und ausgeführter „Racing cups“ (Wettrenn-Preisbecher)! Sie sind aus gediegnem Silber und oft von sehr beträchtlichem Gewicht, man kann sich aber kaum etwas mehr Unkünstlerisches denken, als ihre Form und die Behandlung ihrer Außenseite. Sie gleichen mit ihren glatten, eiförmigen Seiten jenen „verfilberten“ Glasbechern, die man im nördlichen England für 1 Penny (8 $\frac{1}{2}$ Pf.) an Jahrmärktsständen kauft. Getriebene und zifilierte Originalarbeiten aus Kupfer oder Silber werden so sorgfältig abgefeilt und poliert, daß man sie von galvanoplastischen Abdrücken nur mit Mühe unterscheiden kann. Alle Silberflächen glänzen wie Glas und es scheint nur der Glanz und das Gewicht („gediegenes Silber, mein Herr!“) zu sein, worauf man Gewicht legt.

Die fabrikmäßige Politur, die einem in den Ausstellungsräumen der fashionablen Goldschmiede Birmingham's entgegenblinzt, scheint dieselbe Auf-

gabe zu haben, wie die glänzende Glaskugel des Hypnotiseurs. Man soll das Bewußtsein — hier besonders allen Kunstsin — dadurch verlieren, daß man all das fabelhaft Blanke anstarrt. Es wird Einem „blinkerig“, will sagen: oberflächlich, leer zu Mute von all dem vielen Blanken. Leute, deren Kunstinstinkte sehr schwacher Natur sind, lassen sich leicht einreden, daß sie Kunstliebhaber sind, wenn sie solche hübsch blitzende Gegenstände kaufen, deren Gehalt an reinem Gold oder Silber garantiert ist. Ihre Absicht geht dabei natürlich nur dahin, einen Teil ihres Vermögens in Hausgeräten und Kunstgegenständen anzulegen, die durch ihr Material einen gewissen bleibenden Wert haben und gleichzeitig für Freunde und Bekannte als zarter Hinweis auf die feine soziale Stellung, die sich der Besitzer durch eigne Anstrengung erkämpft hat, dienen sollen.

Die Massenerzeugung der Fabriken Birmingham an Kostbarkeiten und „Kunstfachen“ ist nämlich hauptsächlich nur für die *selfmade men* Englands und seiner Kolonien vorhanden.



Porzellanmalerei.



Zuschneider in einer Schuhfabrik.

Sechzehntes Kapitel.

Die Wunderwerke der Maschinenteknik.

(Nottingham und Leicester.)

Die nicht weit von einander gelegenen Fabrikstädte Nottingham und Leicester weisen zusammen nur drei Hauptnahrungszweige auf. Einer derselben, die Trikotfabrikation, ist beiden gemeinsam. Nottingham betreibt außerdem Spitzen- und Gardinenweberei im größten Maßstabe, und Leicester ist ein Mittelpunkt für die neue mechanische Schuhwarenerzeugung.

Meine ersten Besuche in Nottingham galten den Spitzenfabriken, von deren wunderbaren Maschinen ich so viel reden gehört hatte. In der That boten beide genannten Städte die interessantesten Beispiele verschiedener Formen der vorgeschrittensten Maschinenteknik. Daß Spitzen und Gardinen mit ihrem lustigen, netzförmlichen Grundgewebe und verwickelten, stücke-riartig eingelegten Mustern von Blumen, Guirlanden und Phantasieformen

darüber, durch dampfgetriebene, automatische Maschinen hergestellt werden können, dürfte für die Meisten eine Überraschung sein. Diese Empfindung steigert sich noch in den Fabriken Nottingham's, wenn man sieht, daß die Spitzen- und Gardinenwebstühle zu den schwersten und massivsten Arbeitsmaschinen gehören, die man nur finden kann, und daß sie ebensoviel Geräusch machen, wie die Webstühle in den Baumwollfabriken Lancashire's . . . und das will etwas sagen!

An sich sind die neuesten Spitzen- und Gardinenmaschinen, auf denen man Muster ausführt, die für die Maschinentechnik bisher für unerreichbar galten, so kompliziert, daß man bezüglich derselben nicht um einen Deut flüger wird, wenn man sie auch arbeiten sieht. Aus einem Wirrwarr von Eisenstangen, Walzen, Fäden und Haken, die in raschem Tempo um einander hin und zurück fliegen, wachsen die spinnenwebsdünnen Spitzen — oft bis zu zwei Duzend Streifen auf einmal — hervor und wickeln sich um einen breiten Weberbaum auf. Die Dampfmaschine unten im Keller treibt den schweren Webstuhl, und dieser führt alle seine komplizierten, fast an menschliche Intelligenz erinnernden Bewegungen ohne das geringste Hinzuthun seitens des daneben stehenden Arbeiters aus. Letzterer hat keine andre Aufgabe, als nachzusehen, daß der gewaltige Automat nicht in sich in Unordnung gerät, was nur selten vorkommt, sowie, daß von den Tausenden dünner Fäden keiner zerrissen wird, was desto häufiger der Fall ist.

Wenn man, wie der Verfasser, Gelegenheit hat, unter kundiger Führung die verschiedenen Abteilungen einer solchen Fabrik in richtiger Ordnung zu durchwandern, kann man von dem Wesen des eigentümlichen Produktionsprozesses doch eine schwache Ahnung bekommen. Man beginnt da mit den Zeichensälen, wo die neuen Muster, wenn nötig in vergrößertem Maßstabe, auf rautenförmig liniertes Papier übertragen werden. Nun folgt der in intellektueller Hinsicht schwierigste und wichtigste Teil der ganzen Arbeit, nämlich die Übertragung der Relation des Musters zu dem gerauteten Papiere in ein Ziffernsystem, das mit dem mustererzeugenden Apparate des Webstuhles in Übereinstimmung steht. Nach Vollendung dieser heiklen Arbeit hat man ein rautenförmig gestreiftes Papier vor sich, auf

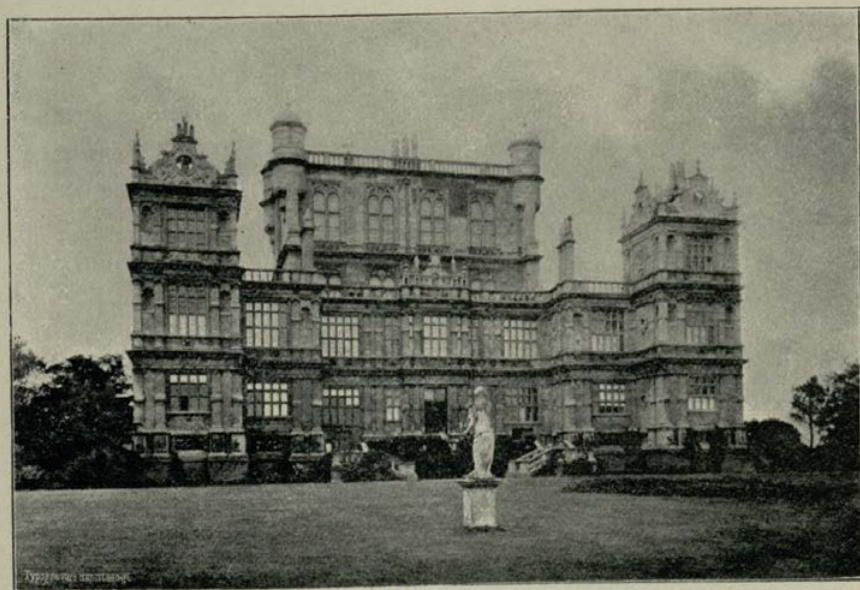
dem das Muster durch ein System von Ziffern statt mittels Punkten und Linien wiedergegeben ist, und nun wird dieses Papier nach einem Zimmer gesendet, wo man übereinstimmend mit jenen Ziffern runde Löcher in eine Reihe langer Papptafeln einschlägt. Diese Arbeit wird von besondern, sehr hübsch konstruierten Maschinen ausgeführt, und wenn die Papptafeln endlich zu einem langen Streifen verbunden sind, hat man den Apparat fertig, der dann, auf dem Spizentuhle befestigt, das neue Muster hervorbringt.

Die „Kette“ hängt lotrecht herab, und jeder der Hunderte von Fäden des „Einschlags“ ist auf eine besondere, gleich einer Geldmünze runde und flache Spule gewickelt. Bei jedem Schlag der Maschine schlingt jede Spule ihren Faden um einen oder mehrere Fäden der Kette, je nach den Bewegungen der Kettenfäden von rechts nach links. Die letzteren werden durch die vorhererwähnten Papptafeln dirigiert, die mittels ihrer undurchlöcherten Stellen es zulassen oder durch ihre Löcher es verhindern, daß die mit den Kettenfäden in Verbindung stehenden Eisenstangen sich vor- und rückwärts bewegen. — Das ist ohne Zweifel eine sehr abstrakte und schwerverständliche Beschreibung, doch damit gleicht sie den in Rede stehenden Maschinen nur um so mehr. Die mechanische Spizenfabrikation zeichnet sich noch weiter aus durch die Menge sinnreicher kleiner Hilfsapparate und durch die feine Handarbeit (zwecks Ausschneidens überflüssiger Fäden u. dergl.), die dazu erforderlichlich ist.

Von weit leichterem und einfacherem Art sind die Maschinen in den Trikotfabriken, sie sind aber auch beiweitem nicht so automatisch wie die Spizentühle, wenigstens bis jetzt noch nicht. Man zeigte mir jedoch bei einem, 6000 Arbeiter beschäftigenden Trikotfabrikanten in Nottingham einige neue aus Deutschland eingeführte Maschinen, die ohne Mithilfe eines Arbeiters Strümpfe und andre Bekleidungsstücke, die eine geschwungene Form haben sollen, allein fertig herstellen. Hiermit wird die Arbeit freilich noch um ein gutes Teil einförmiger und unqualifizierter werden, als sie schon jetzt ist, und die Frauen werden die männlichen Arbeiter jedenfalls in noch höherem Grade verdrängen.



Universität in Nottingham.



Herrensitz in der Nähe von Nottingham.

Nach der offiziellen Statistik sind im Vereinigten Königreiche bei der Trikotwarenfabrikation gegen 20 000 Individuen beschäftigt, und hiervon sind 60 Prozent Frauen und über 5 Prozent Mädchen, sowie 4 Prozent Knaben . . . also nur 31 Prozent Männer. Von den in der Spitzenfabrikation beschäftigten (etwa 16 000) Individuen sind fast die Hälfte Männer und der siebente Teil Knaben. Die meisten Männer im letztgenannten Erwerbszweige verdienen im Stücklohn wöchentlich 25 bis 30, bei der Trikotfabrikation dagegen höchstens 20 bis 25 Schilling. Die Mehrzahl der Frauen beiden Industrien bringt es nur auf 10—15 Schilling in der Woche. Diese Tendenz der Frauenlöhne nach einem gleichförmig niedrigen Niveau, sowie die der männlichen Löhne nach einem höheren Niveau in derjenigen Industrie, worin verhältnismäßig mehr Männer beschäftigt sind, bilden eine Thatsache, die für den allgemeinen Einfluß der Frauenarbeit auf die Arbeitslöhne höchst charakteristisch erscheint. Die „Lohnverdienstfähigkeit“ — wenn wir uns in dieser häßlichen, aber bequemen Verdeutschung der englischen „Wage-earningpower“ bedienen dürfen — in der weiblichen Arbeiterwelt ist nicht nur weit geringer, sondern auch weit weniger differenziert als in der männlichen, so daß das Überhandnehmen der Frauenarbeit gleichbedeutend damit ist, daß die Löhne im allgemeinen sich einem dead level zuneigen. In gleicher Richtung wirkt zweifellos auch der zunehmende Automatismus der Maschinen, ja die Entwicklung der Maschinenteknik überhaupt, soweit sie in den großen, d. h. nationalökonomisch bedeutungsvollen Industriezweigen dahin abzielt, die Maschinen zu selbstthätigen, sich selbst regulierenden Präzisionsinstrumenten zu machen, die die Arbeiter nur zu „bedienen“ haben.

Eine Industrie, in der sich grade jetzt der Übergang von der Handarbeit zur typisch modernen, d. h. mehr und mehr automatischen Maschinenproduktion vollzieht, ist die Schuhwarenfabrikation, und nichts könnte für den, der sich von den ökonomischen und psychologischen Wirkungen der höchsten Maschinenteknik auf die Arbeiter einen Begriff zu machen sucht, interessanter sein, als ein Besuch der großartigen, mechanischen Schuhfabriken Leicesters. Das Glück wollte es, daß ich eine Empfehlung an den Direktor

der größten davon — überhaupt der größten in England — besaß, und die Stunden, die ich in diesem merkwürdigen Etablissement zubachte, gehörten keineswegs zu den mindest lehrreichen auf meiner Rundfahrt durch das industrielle England.

Die betreffende, in ländlicher Umgebung auf einer Anhöhe vor Leicester gelegne Fabrik besteht in der Hauptsache aus einer ungeheuern, glasbedachten Halle mit über 1000 Leuten, die an etwa hundert verschiedenen Arten von Arbeitsmaschinen beschäftigt sind. Alle Maschinen erhalten ihre Triebkraft von dem danebenliegenden Maschinenhause, dessen turmhohen Schornstein man auf mehrere englische Meilen im Umkreise sehen kann. Die genannte Halle liegt von einem prächtigen, zwei Stockwerke hohen Backsteinbauwerke mit großen Fenstern eingefast, das die riesigen Lagermagazine, Leisten- und Mustervorräte, Materialräume, Säle für den Teil der Arbeit, der auf Nähmaschinen ausgeführt wird, die hellen und luftigen Kontorräumlichkeiten, sowie Garderobe und Speisesaal für die Arbeiter enthält. Bei meinem Besuche waren in dem Etablissement 1009 Männer, 352 Frauen und 365 Minderjährige beiderlei Geschlechts beschäftigt . . . eine Arbeitsarmee, die zur Zeit in der Woche etwa 30 000 Paar Schuhe aller Art anfertigte, im Bedarfsfalle aber durch noch einige hundert „Hände“ vermehrt werden könnte, so daß die Wochenproduktion auf ein Maximum von nahezu 50 000 Paaren getrieben würde. Das ist die moderne und für die Zukunft giltige Auflage der kleinen, idyllischen Schuhmacherwerkstätte unsrer Vorfahren.

Es ist jedoch keineswegs allein in äußerer und quantitativer Hinsicht, daß sich diese neue Schuhwarenfabrik von den alten, wohlbekanntem Schuhmacherwerkstätten so ungeheuer unterscheidet. Die Umwandlung in innerer und qualitativer Hinsicht ist womöglich noch radikalere Art.

Diese Fabrik ist keineswegs eine Zusammenhäufung und einheitliche Kooperation vieler kleiner Werkstätten oder einfach eine in kolossalem Stile durchgeführte Organisation von Arbeitern der Kleinbetriebe. Nein, hier ist das ganze Arbeitssystem der kleinen Werkstätten gesprengt und durch etwas gänzlich Neues ersetzt. Nur teilweise finden wir hier noch Spuren der

alten Arbeiterkategorien des Berufes und haben es dafür hauptsächlich mit sechzig oder siebzig neuer Arten von Arbeitern zu thun. Natürlich handelt es sich auch nicht um Arbeiter, die jeder für sich fast die ganze Arbeit ausführten, doch ebensowenig könnte man behaupten, hier Arbeiter vor sich zu haben, die die alten, wohlbekannten Operationen unter einander geteilt hät-



In einer mechanischen Schuhfabrik Leicesters.

ten. Gerade die letzteren sind es, die durch die Maschinen zum großen Teil umgestürzt und aus wenigen Gruppen komplizierter Handoperationen zu einer großen Mannigfaltigkeit reiner Maschinenversorgungsprozesse verwandelt wurden, welche fast alle einfach automatischer Natur sind. Das ist ein Sprung — in der Hauptsache herrührend von amerikanischen Maschinen-erfindern in den letzten 20 bis 25 Jahren — der uns von dem, in seinen speziellen psychologischen Wirkungen so wohlbekannten Arbeitertypus der Schusterwerkstätten zu einer Arbeitsweise geführt hat, die notwendigerweise

ganz andre Wirkungen auf die intellektuelle und moralische Natur der Arbeiter hervorbringen wird.

Beginnen wir nun einige Beobachtungen in der von betäubendem Maschinengeräusch erfüllten Halle. Das können freilich nicht besonders detailreiche Beobachtungen werden, denn dem Verfasser fehlt es leider an jeder Spezialkenntnis bezüglich der nützlichen Fußbekleidungskunst. Hier sehen wir zahlreiche, Kleiderhaltern ähnliche Gestelle auf Rädern, die von einer Schar kleiner Jungen geschoben werden. Auf vielen hervorstehenden Pflocken der Gestelle sitzen hunderte von Schuhen und Zeugstiefeln in verschiedenen, für das des Anblicks ungewohnte Auge oft fast unmerklich verschiedenen Stadien der Vollendung. Ist das Gestell bei dem oder jenem Arbeiter angelangt, so nimmt dieser einen Schuh von dem ersten Pflocke, hält ihn einige Sekunden oder eine halbe Minute in seine surrende Arbeitsmaschine, die z. B. den Absatz darauf befestigt oder diesen abdrehselt, seine Außenseite einschwärzt, die schon geglättete und eingeschwärzte Außenseite des Absatzes poliert oder den obern Rand des schon befestigten, gedrehselten, geschwärzten und polierten Absatzes mit einer eleganten Einfassung verziert u. s. w. u. s. w. Ist der erste Schuh in dieser oder anderer Weise gleichminütös behandelt, wird er sofort auf seinen Pflock zurückgebracht, mit derselben Handbewegung der Schuh Nr. 2 abgenommen und ebenso behandelt . . . u. s. w., bis der letzte Schuh des letzten Pflockes in gleicher Art behandelt war, wonach das Gestell zu dem meist dicht daneben stehenden Arbeiter weiter rollt, der das nächste Detail ausführt. Gleichzeitig erhält der Arbeiter, dem wir zusehen, ein neues Gestell mit Schuhen, die so weit fertig sind, daß sie nun von ihm bearbeitet werden können.

Es ist nicht ein Schuhmacher, den wir beobachten, sondern nur ein vierundsechzigstel, ein achtundsiebzigstel oder nur ein dreiundneunzigstel Schuhmacher, um den Ausdruck eines gelehrten englischen Nationalökonomien zu gebrauchen. Ohne Zweifel besteht ein gewaltiger psychologischer Unterschied zwischen einem viertel und einem vierundsechzigstel, oder zwischen einem achtel und einem achtundsiebzigstel Schuhmacher. Die ersteren kennen wir . . . das sind die Schuhmacher im gewöhnlichen Sinne, wenn auch handwerks-

mäßige Teilarbeiter. Die letzteren aber kannten wir bisher noch nicht. Das sind eine Art „Fabrikhände“, „Maschinenhände“ oder „Maschinenaufwärter“, wie man sie nun nennen mag. Sie gehören zu dem vielen Neuen, was von der, nach ihren eignen, innern Gesetzen vorwärtsstürmenden Maschinentechmit ins Leben gerufen wurde . . . dem unergründlichen und unausweichlichen „Schickal“ des modernen Gesellschaftsindividuums, wie ein antiker Denker gesagt haben würde.

Die Arbeit dieser Schuhfabrikshände ist ebenso intensiv, wie — in den meisten Fällen einförmig und einfältig simpel. Sie führen ihre einfachen Handgriffe mit fieberhafter Schnelligkeit aus, und auf dieser Schnelligkeit beruht der Verdienst, denn hier herrscht das Stücklohnsystem. Es überkommt Einen eine schwindelartige, drückend schwüle Empfindung, wenn man bedenkt, daß diese jungen und alten Männer tagaus tagein, jahraus jahrein an ihren wie unsinnig schnurrenden Maschinen stehen und in Ewigkeit denselben, aus zwei oder drei Tempos bestehenden Handgriff wiederholen.

Daß diese Maschineninvasion ins Schuhmachergewerbe die Last des Arbeitstags nicht erleichtert hat, liegt klar vor Augen, ebenso daß sie die Arbeit nicht seelenveredelnder gemacht hat . . . sondern ganz im Gegenteil. Ein Jakob Böhme oder ein Hans Sachs wäre unter den Schuhmachern des zwanzigsten Jahrhunderts gewiß undenkbar, was man ja als einen Vorzug ansehen könnte, wenn der moderne Philister damit recht hätte, daß die Schuhmacher ausschließlich der Schuhmacherei wegen auf Erden sind.

Zu den Vorteilen des neuen Systems gehört es dagegen, daß der Schuhfabrikarbeiter sein Heim niemals zur Werkstätte machen kann, daß seine Arbeitszeit scharf begrenzt — wenn auch anstrengender, als früher ist, — daß er sich nicht länger in Handweite des Sweating-Systems befindet, daß seine Lohnverdienstfähigkeit in vielen Fällen nicht unbedeutend gesteigert ist und . . . daß die Allgemeinheit an gutem und billigem Schuhwerk reicher wurde. Ein anderer Vorteil ist auch der, daß die Fabrik mit der alten berüchtigten Schuhmacherunpünktlichkeit endlich ausgeräumt hat.

Doch — wie ein englischer Nationalökonom sehr richtig bemerkt — wenn auch Ordnung, Pünktlichkeit, Gleichförmigkeit der Funktionen und der-

gleichen unumgängliche Bedingungen für den Fortschritt, für den gesellschaftlichen Fortschritt sind, können sie nichtsdestoweniger auch zu recht kulturfeindlichen Mächten werden. Was die Kultur veredeln soll, ist doch in letzter Linie nichts anders als die Menschenseelen, und deren oberstes Gesetz lautet, daß sie alle verschieden sind und bleiben müssen, sowie daß sie alle in ihren höheren Funktionen mehr und mehr einander ungleich ausgebildet werden sollten. Die Aufgabe der Kultur heißt „Individuation“ ... wie sich mehrere englische Soziologen ausdrücken. Nach der Qualität, nicht nach der Quantität sollen wir im Gesellschaftsleben trachten, sagen andre, und meinen damit dasselbe.

Ehe das moderne, das auf höchster, dem Automatismus nahekomender Maschinentchnik begründete Produktionssystem nicht aufhört, jedweden Tag auf die ganze verfügbare Körper- und Seelenkraft des Arbeiters Beschlag zu legen, kann es auch nicht aufhören, auf diesen einen kulturfeindlichen Einfluß zu äußern. Und ehe nicht unser ganzes modernes Fabrikssystem mit dem zugehörigen Kommerzialismus aus seiner jetzigen sozialen Tyrannenstellung verdrängt ist und einen streng untergeordneten Rang in einer Gesellschaftsordnung erhält, die ohne Weichlichkeit für industrielle und kommerzielle Privatinteressen graden Wegs auf ein hohes, allgemein menschliches Kulturideal zusteuert, kann man unsre Zivilisation in ihrer typisch modernen Gestalt als nichts anderes, denn einen plump verwickelten, an Krankheitskeimen und Décadencebestrebungen reichen Übergangszustand betrachten.

Soll sich ein schneller Übergang zum Bessern vollziehen, so bedarf es einer andern Sinnesart, als der naiven Selbstbewundrung inmitten der traurigsten geistigen Armut, der man in den herrschenden Klassen des industriellen Englands so allgemein begegnet.

V.

Im Lande Shafespeares



und der
mittelalterlichen
Erinnerungen.





Geburtshaus Shakespeares vor erfolgter Erneuerung.

Siebzehntes Kapitel.

Stratford-upon-Avon.

Im Herzen von England, etwa gleichweit von der Küste im Osten, Süden und Westen und grade auf der Grenze zwischen den südlichen, ausschließlich agrarischen Grafschaften und dem dem Großindustriebetrieb so stark huldigenden nördlichen England, liegt das reizende Warwickshire, zwischen dessen Grenzen der größte dramatische Dichter der neuern Zeit geboren wurde, aufwuchs und seine unvergeßliche Lebensbahn beschloß.

Warwickshire ist das „Shakespeare-Land“ nicht nur deshalb, weil Stratford-upon-Avon darin liegt, sondern auch deshalb, weil seine ganz eigenartige poesievolle Natur, sein interessanter und sympathischer Volkscharakter, sowie seine erinnerungsreichen geschichtlichen Reliquien mehr und tiefer reichende Berührungstellen mit dem Sein und Wesen des genialen Geistes bieten, als irgendwelche andre Gegend Englands.

Der Avon, dessen klarblaues Wasser das fruchtbare, üppig grünende Warwickshire in zwei fast symmetrische Hälften teilt, ist einer der Flüsse, die in der Urgeschichte des Menschengeschlechts eine Rolle gespielt haben, als unsre Vorfahren noch in Höhlen der Flußufer wohnten und den Kampf ums Dasein mit Steinwaffen führten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das altertümliche Stratford nebst Umgebung schon lange vor der Einwanderung der Kelten in grauer Vorzeit ohne Unterbrechung bevölkert war, und man vermag sich nur schwer fernzuhalten von abenteuerlichen Betrachtungen über die wunderliche Rassenmischung zwischen den kleinen, dunkelhäutigen Ureinwohnern und den Kelten, Römern, Angelsachsen, Skandinaven und Norrmannen, zu der es in diesem malerischen Winkel des alten Europa kommen konnte. Ob wohl Shakespeares Genius — der in seinem nahezu übermenschlichen psychologischen Scharfsinn so völlig unenglisch oder richtiger unangelsächsisch erscheint — das Resultat einer so seltsamen Rassenmischung gewesen ist? . . . Vielleicht leitete seine Künstlerseele teilweise ihre, weder bei früheren, noch bei späteren Dichtern so deutlich hervortretende Fähigkeit, in Harmonie mit einer unübersehbaren Mannigfaltigkeit weit von einander abweichender, menschlicher Seelentypen zu erklingen, grade von ihrer eignen, gemischten Zusammensetzung her? . . .

Der Tourist, der seinen von der Shakespearebewunderung diktierten Besuch Warwickshires nicht auf Stratford allein beschränkt, sondern auch den Avon hinauf nach der alten malerischen Stadt Warwick und noch weiter bis zur berühmten Feudalburg Kenilworth wandert und bemerkt, wie die Gemütsart der Menschen und die ganze Stimmung in den altmodischen Dörfern, Farmhäusern und Herrensitzen so angenehm von allem abweicht, was man in andern Teilen Englands beobachten kann . . . der wird sich gewiß mit dem milden, für nichts Menschliches fremden Geist in Shakespeares Dichtkunst bald auf vertraulicheren Fuß gesetzt fühlen. Hier in dieser idyllischen, vom Lärm des modernen Lebens noch wenig berührten Landschaft findet sich noch vieles, für Auge und Ohr Vernehmbare, das seinen Charakter nur wenig verändert hat seit der Zeit, wo der große Dramaturg hier umherstreifte und sein Sinn und Gemüt in ihren Grund-

zügen gebildet wurden. Da wird man geneigt, der in litterarischen Kreisen geläufigen Bezeichnung Warwickshires als das „Land Shakespeares“ eine besondere Bedeutung beizumessen.

Niemand sollte sich damit begnügen, nur Stratford allein zu besuchen. Trotz dessen zahlreichen, mehr oder minder authentischen Shakespeare-Reliquien wage ich zu behaupten, daß man mehr echte Shakespeare-Stimmung in dem träumenden, pittoresken Warwick mit seinen vielen wohlerhaltnen Baulichkeiten aus dem 15. Jahrhundert und noch früherer Zeit, sowie seinem großartigen, auf einem Hügel über dem Avon herrlich gelegnen Ritter-schlosse finden wird.

Die Lage Stratfords am untern, noch schiffbaren Laufe des Avon hat den Ort nämlich zu einer Art Brennpunkt des Lebens und des Fortschritts umgewandelt. Wollen wir im Stillen ein Erinnerungsfest zu Ehren Shakespeares feiern, so wünschen wir doch nicht gar zu lebhaft an die charakteristischsten Formen des modernen Fortschritts, an das kommerzielle Leben und Treiben gemahnt zu werden. Shakespeares Geburtsort hat noch heute, wie zur Zeit des Dichters, die lieblichsten ländlichen Umgebungen und verdient auch in seiner modernen Gestalt eine helle, freundliche Kleinstadt mit vielen anheimelnden und einladenden Partien genannt zu werden. Das Handelstreiben auf Markt und Gassen ist aber so lebhaft, das Gewimmel schaulustiger Touristen so auffallend und das eigne Leben in der kleinen Kommune heute so kräftig entwickelt, daß man zwischen dem Vaterhaus des Dichters in der Henley Street und seiner Grabstätte in der Holy Trinity-Kirche mit der Empfindung hinwandelt, daß diese male-ri-schen, alten Fachwerkhäuser, obwohl sie oft auf den Dichtersfürsten her-niedergeschaut und manche von ihnen gewiß häufiger seinen Besuch empfangen haben, doch allzusehr mit ihren derzeitigen Angelegenheiten be-schäftigt sind, als daß sie sich mit uns in die Erinnerung an den großen Dahingegangenen versenken könnten.

Die Straßen sind regelrechte, moderne Stadtstraßen mit bunten Läden-reihen, die Plätze geschmückt mit unbesonnen modernen Shakespeare-Spring-brunnen, und die alten Häuser so sorgfältig abgeputzt und glatt gemacht,

als schämten sie sich ihres Ehrfurcht gebietenden Alters . . . ja zuweilen sind sie nicht einmal von der banalsten Restaurierung verschont geblieben.

Leider gehört auch das Haus, worin Shakespeare geboren wurde, zu diesen traurig rehabilitierten Antiquitäten. Die Enthusiasten, die 1847 auf öffentlicher Auktion das alte, erinnerungsreiche Bauwerk erstanden, um es vor gänzlichem Verfall zu bewahren und es zu einem Shakespeare-Museum umzugestalten, waren natürlich zu einer gewissen Restaurierung gezwungen, denn die eine Seite des Hauses war lange Jahre hindurch als Schlächterladen und die andre als Schänke benutzt worden! Schade nur, daß das Resultat so trocken und erkünstelt ausgefallen ist, mindestens soweit es die ursprünglich malerisch unregelmäßige Außenseite angeht. Man hat den Balken und dem Abputz eine prosaische Regelmäßigkeit und Neumodigkeit gegeben, was schlecht mit der altertümlich poetischen Stimmung harmoniert, die man von dieser geweihten Stelle mit Recht erwartet.

Etwas besser sieht es jedoch im Innern aus. Durch eine kleine Thür mit Schutzbach gelangt man unmittelbar in eine altväterische Küche mit niedriger geschwärzter Balkendecke, unebenem Steinfußboden, einem ebenso geräumigen, wie malerischen Feuerherde und einem niedrigen, breiten Fenster mit in Blei gefaßten Scheiben. Das war das gewöhnliche Zimmer, worin des Dichters Vater, der geachtete und wohlhabende Handschuhmacher John Shakespeare im Schoße der Familie seine Mahlzeiten einnahm. Das große Zimmer gleich daneben war seine Werkstatt und ist nun ein kleines Museum, in dem man eine Anzahl apokrypher Reliquien seines unsterblichen Sohnes, nebst einer interessanten Sammlung frühzeitiger Ausgaben seiner Dramen und zahlreiche, mehr oder weniger authentische Shakespeare-Porträts sehen kann.

Hier kann man im Vereine mit dem kundigen Sekretär und Bibliothekar melancholische Betrachtungen über die jetzt fast unbestreitbare Thatsache anstellen, daß wir nicht ein einziges authentisches und von künstlerischem Gesichtspunkte genießbares Porträt dieses Genies besitzen, das wohl für alle Zeiten der Stolz und die Freude des Menschengeschlechts sein wird. Die Büste in der Stratford Church, die verlässlichste Abbildung des Gesichts des Dichters, ist eine grobe Arbeit von wenig kunstgeübter

Hand und zeugt für einen mehr als wünschenswerten Realismus schon dadurch, daß sie nach einer, gleich nach dem Ableben des Dichters abgenommenen Gipsmaske ausgeführt ist. Der in der ersten Folioausgabe der Dramen befindliche, höchst naive Kupferstich von Martin Droeshout soll nach einer schlechten Zeichnung nach der Natur angefertigt sein und ist kaum genießbarer als die Büste . . . obwohl einer der Zeitgenossen Shakespeares, der gute Ben Johnson, in einem bekannten Verse andeutet, daß die Gesichtszüge „well hit“ (wohlgetroffen) seien. Hiermit sind die wirklich authentischen Shakespeare-Porträts so ziemlich erledigt. Über viele der übrigen sind die Forscher zweifelhaft oder uneinig . . . und — leider — auch über das schönste aller Bilder, die erschienen sind, um die Züge Shakespeares wiederzugeben, nämlich über das berühmte „Chandos-Porträt“, das den litterarisch-historischen Handbüchern und Monographien gewöhnlich beigelegt wird. Es soll sogar eine Ansicht geben, wonach es einen italienischen Musiker oder sonst jemanden darstellt. Aus der Betrachtung der Büste in der Kirche und des Kupferstichs in der Folioausgabe können wir indes schließen, daß der „göttliche William“ eine hohe, prächtig gewölbte Stirn (nach Schopenhauer das universelle Kennzeichen des Genies), große, seelenvolle Augen mit stark entwickelten Lidern unter den gut getrennten, schön geschwungenen Augenbrauen hatte und eine hohe, grade, fein gemeißelte Nase, eine lange Oberlippe, geistvoll geformten Mund und auffallend massiv modellierte Wangen- und Kinnpartien besaß. Der Schädel begann schon in jungen Jahren kahl zu werden und der Bart kam erst spät und entwickelte sich nie besonders stark.

Das kleine Zimmer über der Küche wird als der Raum gezeigt, worin der Dichter zum erstenmal das Licht der Welt erblickte, und der wurmförmige Fensterrahmen, sowie die in allen Regenbogenfarben schillernden, kleinen Scheiben tragen infolge dieser Überlieferung die Namenszüge solcher geistig vornehmer Touristen, wie Walter Scott, Byron, Carlyle, Thackeray und Tennyson. Um die Namenverewigungswut des gewöhnlichen (in Stratford meist amerikanischen) Touristenpöbels in unschädlicher Weise abzuleiten, hat man in dem historischen Zimmer später große Bücher mit reinem Pa-

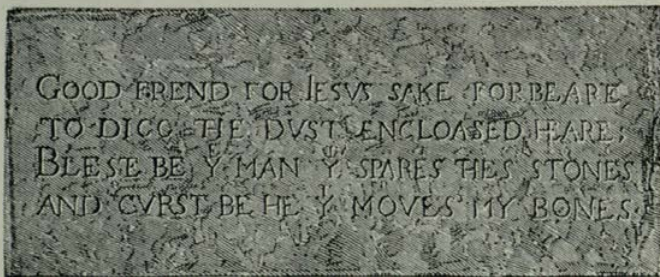
pier aufgelegt. In diese zeichnen sich jährlich ungefähr 13000 Personen, meist Amerikaner, ein.

Wenn diese für ihn selbst so wichtige und für die übrige Welt so bedeutungslose Aufgabe all right erledigt ist, pflegt sich der Tourist ohne Zögern nach der Kirche mit der Grabstätte des Dichters zu begeben. Der Weg dahin führt an dem 1879 erbauten Shakespeare-Theater vorbei, dessen pretentioser und ultramoderner Stil mit der Stimmung der anspruchslosen, altväterischen Umgebung so schlecht wie möglich harmoniert. Das Gebäude liegt in einer schönen kleinen Parkanlage ganz nahe am Avon, und man genießt hier eine unvergeßliche Aussicht über den von reichstem Grün eingefassten Fluß und sieht im Hintergrunde den uralten Friedhof hervorschimmern, über dessen dichtbelaubte Baumkronen die Stratfordor Kirche ihre malerische, alte Steinspitze hervorstreckt.

Dieses Heiligtum enthält verschiedene merkwürdige und großartige Denkmäler aus dem 15. und 16. Jahrhundert; man eilt aber ohne Zögern an allen vorüber und nach der kleinen seltsam bemalten Büste, die unter einem Fenster ziemlich vorn am (nördlichen) Chore aufgestellt ist. Darunter liest man die prunkhafte aber wahre lateinische Inschrift („... GENIO SOCRATEM . . . OLYMPUS HABET“), sowie einen plumpen englischen Vers mit der vortrefflichen Stelle:

„... Shakspeare . . . whose name doth deck this tombe
far more than cost . . .“

Dicht unter der Büste findet sich in den Fußboden vor dem Hochaltare ein flacher Stein mit merkwürdiger, wohlbekannter Inschrift eingelassen:



Unter diesem Steine liegt William Shakespeares Staub seit 1616 in guter Ruhe, und vielleicht hat die vorausblickende Inschrift etwas damit zu thun, daß die Reliquienjäger von vier Jahrhunderten „diese Steine geschont haben.“

Zur Linken des Grabes des Dichters ruht seine Witwe, Anna Shakespeare, geb. Hathaway, die, obwohl bedeutend älter, ihren berühmten Gatten um sieben Jahr überlebte. Zur Rechten sind des Dichters ältere Tochter Susanna und deren Mann begraben. Der große Dichtergenius, von dessen Leben und Privatverhältnissen man leider so äußerst wenig kennt, ruht hier in dem kleinen Gotteshause des Kirchspiels von seiner Familie ganz so umgeben, wie mancher andre vermögendere Bürgersmann seiner Zeit, und nichts deutet besonders darauf hin, daß diese Stelle einem der gewaltigsten Repräsentanten für das künstlerische Streben des Menschengenies geweiht ist, von dem schon seine eignen Zeitgenossen schrieben:

He was not of an Age, but for all Time!

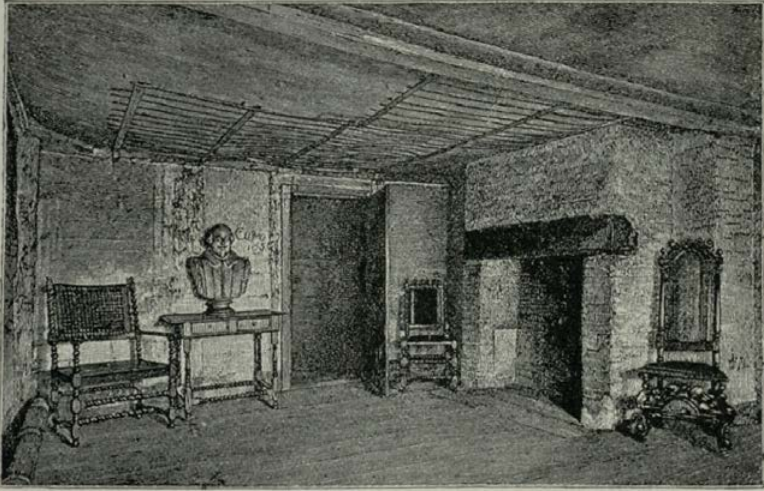
An der Ecke der Chapel Street und der Chapel Lane finden wir den Platz, wo der von London mit Ehren und Schätzen heimgekehrte Theaterdirektor und Dramendichter Mr. William Shakespeare sich im Jahre 1597 ein schönes und anheimelnd altes Herrenhaus mit großem Garten wieder in guten Stand setzen ließ. Das Haus wurde im Jahre 1700 abgebrochen und der Garten hat aus des Sängers Tagen wohl kaum soviel wie einen vermoderten Stamm noch übrig, immerhin ist das die Stelle, wo Shakespeare mit der Philosophenruhe des großen Menschenkenners seine letzten Jahre verlebte, nachdem er den Zenith seiner unvergleichlichen Dichterlaufbahn überschritten hatte.

An der gegenüberliegenden Ecke der Gasse steht das niedrige und altersgebrechliche, doch außerordentlich malerische Schulhaus, nach dem einst der junge Shakespeare geschickt wurde, um sich mit Lateinisch und Griechisch abzuquälen. Mit jenem zusammengebaut ist der 1269 errichtete Innungs-saal, der nebst seiner Kapelle und der alten Schulmeisterwohnung den malerischsten und besterhaltenen Überrest des alten Stratford-upon-Avon bildet. In diesem Gebäude mit seiner massiv geschnitzten Balkendecke und

den wunderlichen alten Freskomalereien fand der junge Shakespeare in seinem Leben vielleicht zum erstenmal Gelegenheit, dramatischen Aufführungen beizuwohnen. Wenn umherziehende Theatergesellschaften nach Stratford-upon-Avon kamen, gaben sie hier ihre Vorstellungen, und da der Vater des Dichters eine Zeitlang die Würde eines High Bailiff der Stadt bekleidete, war es dessen Pflicht, die Vorstellungen zu überwachen. Vielleicht war es für die Lebensbahn des jungen Willy in gewissem Grade bestimmend, daß es ihm bei solchen Gelegenheiten glückte, zu einer Ecke hereinzuschlüpfen. Man weiß ja, daß der große Dramaturg dem Schauspielberufe nicht fremd war, sondern sich diesem wahrscheinlich widmete, so lange er überhaupt am Dienste Thalias teilnahm.

Unter den vielen Punkten in den einnehmenden ländlichen Umgebungen Stratfords, die durch die Überlieferung mit Shakespeares Namen in Verbindung gebracht worden sind, nimmt den ersten Rang das zwanzig Minuten Weges von der Stadt gelegne Dorf Shottery ein. In einem abgelegnen Winkel dieses blumenduftenden, altertümlichen kleinen Ortes gewahren wir zwischen Hecken und Gärten die strohbedeckte Hütte, die das Elternhaus der Jugendliebe und spätern Gattin des Dichters, Anne Hathaways, gewesen sein soll. Die neuere Forschung hat zwar versucht, auch die traditionelle Vorstellung von Shakespeares Jugendliebe und frühzeitiger Heirat in Frage zu stellen, wer aber an Anne Hathaways Hütte und an die Wallfahrten des achtzehnjährigen Dichters nach derselben glauben will, läßt sich dadurch wohl nicht stören. Daß Shakespeares Jugendflamme in einer Hütte, ähnlich der da draußen in Shottery, gewohnt hat, wie diese seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts in- und auswendig unverändert noch heute dasteht, ist fast über jedem Zweifel erhaben. Wer eine Vorstellung davon zu bekommen wünscht, welche Art von Szenerien den jungen Shakespeare in seiner ersten Sturm- und Drangperiode umgaben, der kann deshalb nichts besseres thun, als den Schritt von dem modernisierten Stratford hinaus nach dem idyllischen, vom Zahne der Zeit in Jahrhunderten wenig berührten Dörfchen zu lenken, aus dem der Dichter sich seine Gattin geholt haben soll.

Der malerische Anblick der niedrigen, zwischen Baumkronen unregelmäßig hervorschimmernden Hütten ist in allen wesentlichen Zügen der nämliche geblieben, ist in seiner weichen, lyrischen Stimmung noch unwiderstehlich, wie zur Zeit, als der junge Shakespeare in lauen, mond hellen Sommernächten hier umherstreifte und die Szenerie des ländlichen Warwickshire — für ihn den Rahmen um das Bild der Geliebten — idealisierte.



Das Zimmer, in dem Shakespeare geboren wurde.



„Leicester Hospital“ und das westliche Stadthor in Warwick.

Achtzehntes Kapitel.

Die Feudalburgen in Warwick und Kenilworth und das uralte Chester.

Folgt man der großen Landstraße nordwärts von Stratford, so hat man den Fluß Avon immer zur rechten Hand, verliert ihn aber aus dem Gesicht, bis man nach dreistündiger gemächlicher Wandrung die Zinnen des Schlosses und die Turmspitzen der Stadt Warwick über die Baumgipfel aufragen sieht. Die ganze fruchtbare, wohlangebaute Gegend ist ein Idyll, und von den malerischsten alten Städten, die ich in England gesehen habe — Dyford, Warwick, Chester und Lincoln — ist Warwick ohne Widerrede die idyllischste.

Der Hügel am Avon, auf dessen Kamm die mittelalterlichen Fachwerkhäuser und alten gotischen Kapellen und Hallengebäude zwischen zwei aus dem 11. oder 12. Jahrhundert herrührenden Stadthoren zusammen-

gedrängt sind, war ein bedeutender Platz vielleicht schon vor dem Einfall der Römer. Die keltische Dorfgemeinde mußte dann einem römischen Heerlager weichen, und dieses wieder einer angelsächsischen Erdveste Platz machen. Als die normannischen Erobrer vordrangen, wurde auch letztere geschleift und durch den noch jetzt vorhandenen, über 45 Meter hohen Festungsturm ersetzt, um den dann im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts die berühmte mittelalterliche Burg von Warwick aufwuchs.

Als der Feudalismus seine weltgeschichtliche Rolle ausgespielt hatte, fiel Warwick mit seinem Schlosse, seinen Kapellen, Zunftsälen und malerischen Bürgerhäusern in Schlummer, und in diesem Schlummer hat das alte Nest heute noch nicht aufgehört, sein Dasein weiter zu verträumen. Stille Gassen, langsame, friedliche Menschen, überall wunderliche Überreste einer verschwundenen malerischen Zivilisationsform, auf den Abhängen nach dem Avon zu stattliche, hundertjährige Parke und duftende, in altväterischer Blumenpracht glänzende Gärten zwischen fetten Gemüseäckern, hochwogenden Getreidefeldern und saftigen Wiesenplänen . . . ein ländlich farbenreiches, historisch stimmungsvolles Stilleben wenige (englische) Meilen von dem Birmingham, Leicester und Northampton unsrer Tage! Welch willkommener Gegensatz, und welcher Segen, daß das unternehmungslustige und wache England noch solche eingeschlafne Orte aufweist, die es vergaßen, „ihrer Zeit zu folgen!“ Dank ihnen kann man ja auf dem Wege der Vergleichung noch erkennen, wie weit wir in so mancher Richtung gegenüber dem „barbarischen“ Mittelalter vorgeschritten sind.

Auf die Bedachung des westlichen Stadthores baute man einmal vor langer Zeit eine Kapelle, und in Verbindung mit dieser steht ein ebenfalls sehr alter Gebäudekomplex, dessen mit Schnitzwerk und Wappenschildern geschmückte Holzwerksfassade und von Spitzgiebeln durchbrochenes, verwittertes Schieferdach das treueste Abbild eines mittelalterlichen Stadtmern bildet, das man nur sehen kann. Errichtet in der Mitte des 14. Jahrhunderts, gehörte dieses Bauwerk zuerst einem religiösen Orden, wurde nachher zum Rathaus der Bürgerschaft verwandelt und schließlich 1571 den Grafen von Leicester (dem Bruder des damaligen Grafen von Warwick)

zu einer Versorgungsanstalt für zwölf arme Invaliden aus Warwick, Kenilworth oder Stratford-upon-Avon eingerichtet. Diesem Zwecke dient das Gebäude noch jetzt . . . was es auch erklärt, daß es in seinem schönen mittelalterlichen Aussehen so wunderbar gut erhalten geblieben ist.

Zwölf alte Soldaten wohnen hier in dem „Leicester Hospital“ unter derselben Hausordnung, wie zur Zeit der Königin Elisabeth. Sie stehen unter einem „Meister“, nennen einander „Brüder“, haben alltäglich zweimal Gottesdienst in der Kapelle über dem Stadthore, benutzen eine große, gemeinsame Küche und verbringen ihr Leben, indem sie auf den wohlgepflegten Gängen des alten, eigentümlichen Gartens hinter dem Gebäude umherhumpeln, von wo aus man noch die Überbleibsel der alten Stadtmauer überblickt. Jeder „Bruder“ hat für sich einen Schlafrum, ein Wohnzimmer und eine Vorratskammer; er darf auch seine alte Ehefrau bei sich haben, doch muß diese, wenn er etwa mit Tode abgeht, das Asyl verlassen.

Der stimmungsvolle, kleine Gebäudekomplex ist voller interessanter Antiquitäten in Gestalt alter, schön geschnitzter Möbel und seltsamer metallener Hausgeräte. Einen friedlicheren und anheimelnderen Zufluchtsort für Männer, die — um den Ausdruck eines alten englischen Gesetzes zu gebrauchen — are ancient and passed working, kann man sich kaum denken. Vergleicht man diesen zufällig erhalten gebliebenen Überrest mittelalterlicher Armenversorgung mit den unter dem großindustriellen Regime errichteten Armenhäusern, worin ein so großer Teil der englischen Arbeiter seine Tage schließt, wenn sie überhaupt ein höheres Alter erreichen — was freilich zu den Ausnahmen gehört — so muß man vor unsrer Barbarei unwillkürlich zurückschaudern.

Ein in seiner Art nicht minder vollkommener Überrest des mittelalterlichen Englands ist das an Erinnerungen reiche Warwick Castle, dessen stattliche, vom herrlichen Grün eines Hirschparks eingefasste Fassade und massiver, hoch über die Baumwipfel hinausragender Turm sich seit den Tagen Richards II. im Avon widerspiegeln.

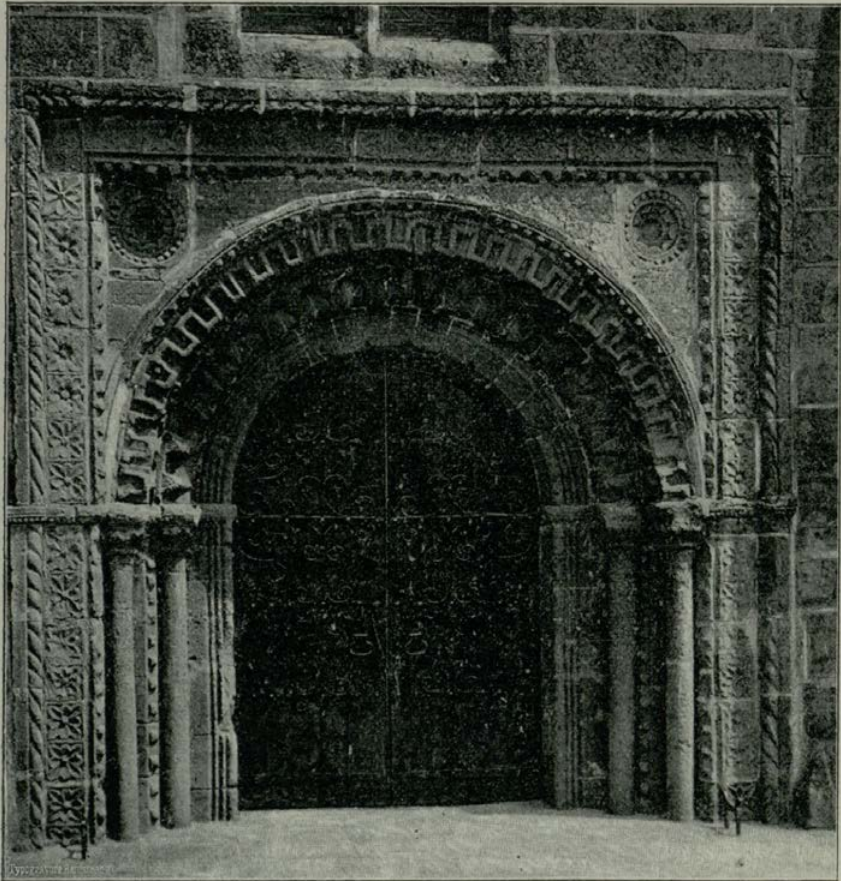
Der Platz war schon vor Errichtung der jetzigen Gebäude und Ver-

theidigungswerke die Residenz des uralten Baronats Warwick, und wenn man das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts ausschließt, haben die Grafen von Warwick ihren Stammsitz hier bis zum heutigen Tage gehabt. Diesen Titel und diese Würde führten seit Wilhelm des Eroberers Tagen zehn, von dem ersten normannischen Barone in der einen oder andern Weise abstammende Familien. Die Burg hat wohl eine ältere und längere, doch minder wechselvolle und romantische Geschichte, als das berühmte, fünf englische Meilen weiter nördlich gelegne Kenilworth Castle, denn letzteres ist eines der englischen Ritterschlösser, die Oliver Cromwell mit bewaffneter Hand stürmte und für immer in Ruinen legte. Die prächtige Burg in Warwick hat ihr besseres Schicksal dem Umstande zu verdanken, daß der zu Cromwells Zeit lebende Graf Warwick sich den Parlamentariern anschloß und mit Erfolg eine Belagerung der königlichen in jenem Bürgerkriege aushielt, der mit Karls I. Hinrichtung in Whitehall seinen dramatischen Abschluß fand.

Englische Monarchen haben sich hier längere Zeit oder besuchsweise aufgehalten seit den Tagen von Alfred des Großen Tochter Ethelseda, die ein „befestigtes Haus“ auf dem, im innern Burghofe sichtbaren, künstlichen Hügel erbaute. Heinrich III. leitete von hier aus die Belagerung des von Simon de Monforts Sohne monatelang verteidigten Kenilworth Castle. In unsrer Zeit sind die Königin Viktoria und der Prinz von Wales hier zu Gaste gewesen.

Das Innere von Warwick Castle verdient eher einen Besuch, als die meisten englischen Adelsitze, teils weil dessen alte, interessante Architektur so außerordentlich gut erhalten ist, und teils, weil die Porträtsammlung älterer Meister in den allgemein zugänglichen Festgemächern eine der merkwürdigsten in ganz England ist. An wenig Stellen kann man van Dyk als Porträtmaler besser studieren als hier, denn er ist hier mit mehr als einem Duzend Bildern vertreten, wovon besonders ein Teil vortrefflicher Frauenporträte („Snyders Gattin“, „Pauline Adorno“, „Beatrice Cosantia“ u. a. m.) von großem Interesse sind. Von Rubens befinden sich hier zehn Gemälde, darunter „Ignatius Loyola“ — ein un-

vergeßliches Meisterwerk. Des großen Flamländers Porträt vom „Grafen von Arundel im Harnisch“ ist ebenfalls ein Bild, von dem man sich nur schwer trennen kann. Dasselbe gilt von Rembrandts „Bürgermeister“ und



Normannische Pforte der Kirche zu Kenilworth.

Moronis unvergleichlichem „Ritter in schwarzem Sammet“. Holbeins (des Jüngeren) Kniestück von „Heinrich VIII.“ und das von „Anne Boleyn“ sind besonders feine Beispiele der interessanten Kunst des Meisters.

Nicht in einem großen, öffentlichen Museum mit seinen Quadrat-

meilen silberbedeckter Wände, sondern in einem solchen stimmungsvollen, alten Adelsneste wie dieses, wo die Gemälde durch eine angepasste Umgebung richtig individualisiert werden, ist es, wo man sich ordentlich dem veredelnden Genuße hingeben kann, die Meisterstücke der Porträtmalerei eines van Dyk, eines Rubens, Moroni oder Rembrandt auf sich einwirken zu lassen. Es liegt etwas unbeschreiblich Vornehmes in einer Flucht von Schloßgemächern, deren Wände ausschließlich mit solchen Kunstwerken geschmückt sind. Wie viel besser nimmt sich nicht schon eine Sammlung von Rüstungen und Waffen aus, wenn sie, wie hier auf Warwick Castle, in einem wirklichen Rittersaale geschmackvoll geordnet ist, als die vollgepfropfte „Rüstkammer“ in einem großen Museum. Viele große Museen würden durch verständige Ausmerzungen nutzbringender werden, und der Sache der Volksbildung dürfte durch eine Verteilung jedes überflüssigen Materials auf kleine, städtische Gallerien vortrefflich gedient sein.

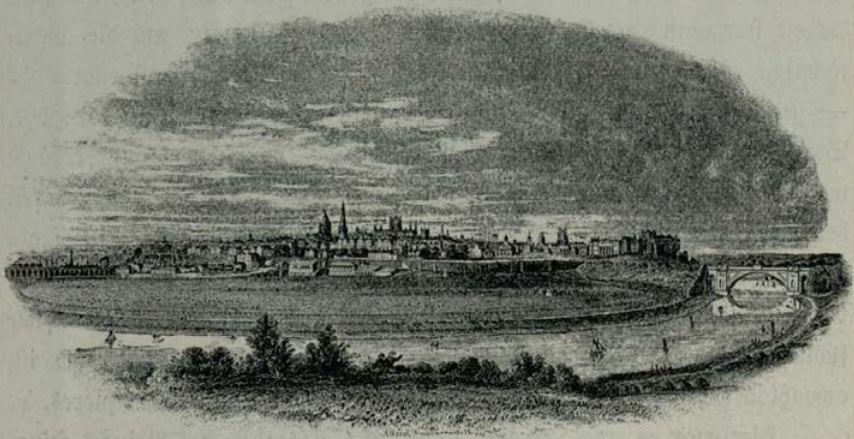
Nach Kenilworth wallfahrtet man, um eine der imposantesten feudalen Ruinen von England zu sehen, und um sich der romantischen Schilderungen Walter Scotts zu erinnern. Die Schloßruinen Kenilworths entstammen drei verschiedenen Zeitaltern, und bezeichnend genug ist der älteste Überrest zugleich der massivste und besterhaltene. Dieser besteht aus dem ungeheuern viereckigen „Kerne“, einer der gewaltigsten unter den Festungen, die die normännischen Erobrer überall im Lande aufführten, um die angelsächsische Bevölkerung im Schach zu halten. Die Mauern sind enorm dick — gegen 5 Meter — und erheben sich noch heute bis zu 30 Meter Höhe. Die in der Mitte des 14. Jahrhunderts von John von Gaunt erbaute westliche Façade ist vom architektonischen Gesichtspunkte der schönste Teil der Ruine und zeigt die Überreste eines besonders prächtigen Rittersaals mit noch vorhandenen hohen Spitzbogenfenstern von großer Schönheit. Der von Elisabeths berücktigtem Günstling, dem Grafen von Leicester, errichtete südliche Teil läßt schon die Entartung des Geschmacks erkennen und ist, obwohl der jüngste, doch der verfallendste Teil des ganzen Komplexes.

Hier war es, wo Leicester 1575 bei Gelegenheit des Besuchs seiner königlichen Beschützerin ein fabelhaft luxuriöses, acht Tage dauerndes Fest

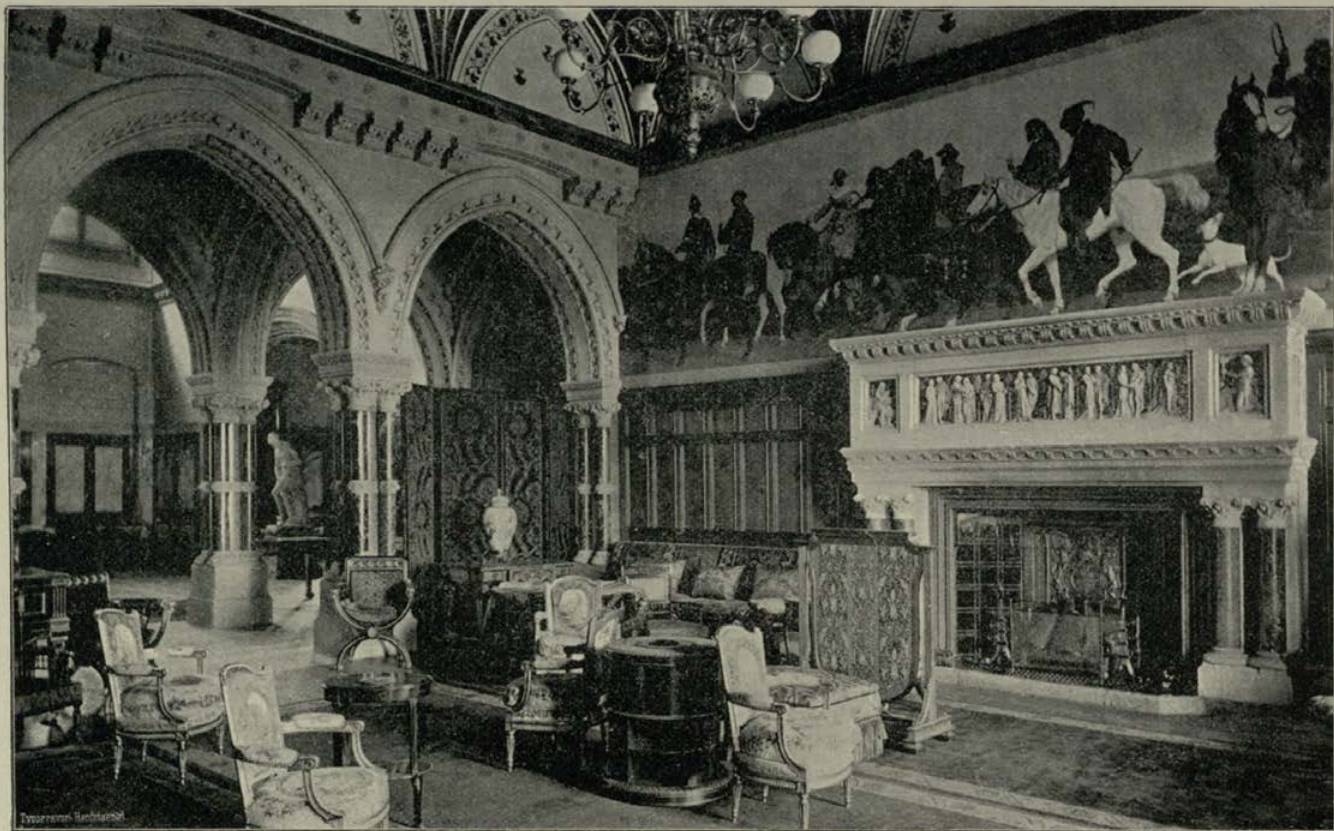
veranstaltete. Die Chroniken berichten, daß dasselbe täglich 1000 Pfund Sterling kostete und daß von den fünfzig adligen Herren und Damen und deren vierhundert, während der Festwoche im Schlosse untergebrachten Dienern täglich 40 Hektoliter Wein, 85 Hektoliter Bier und 10 Ochsen, außer vielen andern Kleinigkeiten, vertilgt wurden. Jener Zeit verstand man sich auf das Essen und Trinken, und nicht zum wenigsten in feinen Kreisen. Nach andern zeitgemäßen Schilderungen zu urteilen, hatte man bereits angefangen, an geschraubten Zeremonien und unglaublich erkünstelten, banalen Unterhaltungen Geschmack zu finden.

Eine in den tonangebenden Kreisen schrankenlos um sich greifende Geschmacksverderbnis, zu derselben Zeit, wo Shakespeare eine glänzende, litterarische Entwicklung zu ihrem Gipfel bringt! Das Problem von dem wahren Zusammenhang der großen Geister mit dem sozialen Entwicklungsprozesse bietet der psycho-soziologisch arbeitenden Forschung der Zukunft eine Menge seltsamer Paradoxen, die nicht im Handumdrehen zu erklären sein dürften.

* * *



Chester.



Großer Salon in Eaton Hall, dem Sommerſiße des Herzogs von Westminster.

Von allen uralten Städten Englands vermag es Chester am meisten, die Gedanken nach den Tagen der britischen Römerherrschaft zurückzulenken. Schon der Name — von dem lateinischen *castra*, Lager — erinnert uns daran, daß die berühmte 20. Legion hier auf der fruchtbaren, noch heute wegen ihrer vortrefflichen Bodenerzeugnisse bekannten Ebne südlich von der Merseymündung und dicht vor dem Fuße der nordwalliſchen Berggegend stationiert war.



Römischer Altar in Chester.

Die unzähligen Überreste von römischen Villen, Bädern, Tempeln, Marktplätzen, Straßen und Stadtmauern, die in Chester entdeckt wurden und dessen städtisches Museum zu einer Fundgrube für den Archäologen gemacht haben, verstärken nur diesen Eindruck. Die merkwürdige Weise, mit der die in ihrer Gesamtheit erhaltene mittelalterliche Stadtmauer teilweise der Außenlinie des viereckigen römischen Heerlagers folgt, macht es auch besonders leicht, in der Phantasie ein nebliges Bild von dem gleichzeitig luxuriösen und kriegerischen, in klassische Formen gegossenen Gesellschaftsleben, für das dieser nördliche Ort vier Jahrhunderte lang den Schauplatz bildete, zu konstruieren. Unternimmt man den malerischen Rundgang oben auf den Stadtmauern, bemerkt man, wie der von kleinen Segel-

fahrzeugen belebte Fluß Dee die Stadt auf zwei Seiten umschließt, und läßt man dann die Blicke hinausweisen über die ausgedehnte, umgebende Ebene bis zu den schönen blauen Wellenlinien der walliſchen Berge am westlichen Horizonte, so braucht man kein strategisches Genie zu sein, um zu ahnen, daß dieser Platz eine militärische Bedeutung für die römischen Erobrer haben mußte, die in diesem Landesende gleichzeitig das ungezähmte Bergvolf von Wales wie das halbgezähmte Barbarenvolf draußen auf dem britischen Flachlande im Auge zu behalten hatten.

Ganz dieselbe Lage war es, die nach dem Normanneneinfall Chester Steffen, Durch Großbritannien.

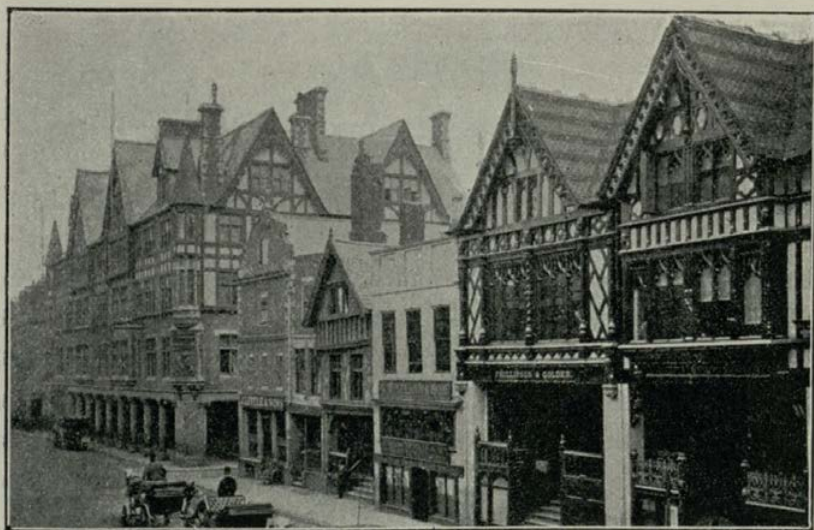
(die letzte britische Stadt, die vor Wilhelm dem Erobrer die Waffen streckte) zu einem der wichtigsten festen Plätze in der neuen, feudal modifizierten Militärherrschaft machten. In Erkenntnis dieser hohen Bedeutung Chesters erhob Wilhelm auch seinen Verwandten Hugh Lupus (Wolf) zum Grafen desselben mit dem besondern Auftrage, die Walliser in Schach zu halten. Eine Erinnerung an diese geschichtliche Thatsache haben wir in dem nahegelegenen Schlosse Eaton Hall, dem Stammsitze des Herzogs von Westminster, einem Nachkommen des grimmigen Erobrerbarons „Wolfs Hugo“. Der Titel der Grafen von Chester ging schon im Mittelalter auf die königliche Familie über und wird jetzt vom Prinzen von Wales geführt. Eine andre Feudalburg in der Nähe, die jedoch ein historisches Interesse ganz anderer Art hat — nämlich eines für das politische Leben unsrer Zeit — ist Hawarden Castle, die Besitzung Gladstones.

Die zu einem ebenso eigenartigen wie schönen Spazierweg verwandelte Ringmauer ist zwar nicht der einzige Überrest aus der Feudalzeit der alten Stadtgemeinde. Chester ist berühmt wegen der großen Zahl seiner schönen, mit prächtigen Schnitzereien verzierten Fachwerksgebäude aus dem Ende des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Viele darunter geben Zeugnis dafür, daß eine vortreffliche künstlerische Wirkung sich auch mit dem einfachsten Baumaterial und bei bescheidensten Größenverhältnissen erzielen läßt . . . wenn nur ästhetisches Streben vorhanden ist und ihm gnädigt vergönnt wird, einen Finger mit im Spiele zu haben. Diese anheimelnden Häuser zeigen außerdem die pittoreske Eigentümlichkeit, daß das Erdgeschoß, zuweilen auch noch das Stockwerk darüber, aus einer offenen Arkade besteht, worin Verkaufsläden ihre Fenster und Auslagestände haben. Die Ladenreihe wird dadurch zu einem bedeckten „Bazar“ verwandelt und bringt eine behagliche Wirkung hervor . . . ein Fingerzeig, daß dem Handel und Verkehr die Schönheit doch nicht zu mangeln braucht.

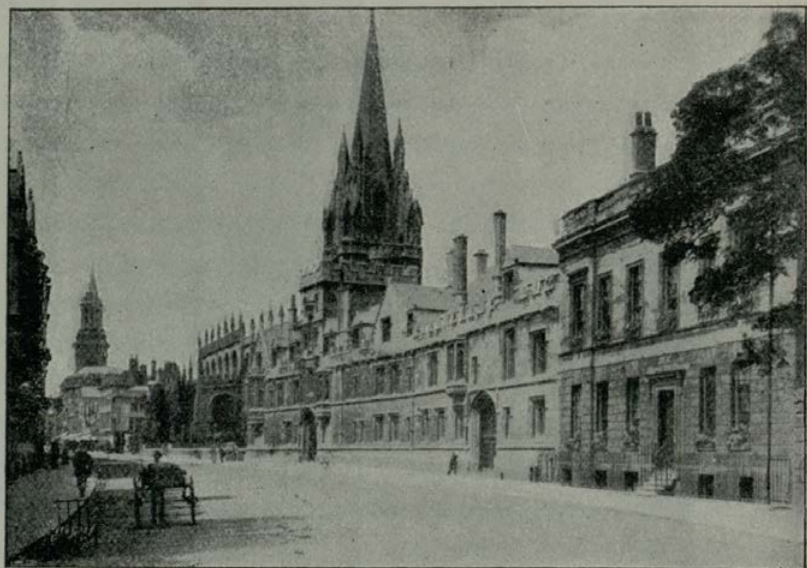
Bevor der Tourist das altertümliche Chester verläßt, unterläßt er es nicht, der an der östlichen Stadtmauer malerisch gelegnen Kathedrale einen Besuch abzustatten . . . wäre es auch nur, weil die Chorstühle die großartigsten und künstlerischsten Muster von Holzschnitzerei bieten, die man in

England sehen kann. Die seltsamen alten Klostergebäude neben der Kathedrale sind erwähnenswert, weil Anselm — von Hugh Lupus aus der Normandie berufen — hier eine Zeit Abt war, ehe er Erzbischof von Canterbury wurde.

Die kirchlichen Bauwerke sind vom Zahne der Zeit hart mitgenommen worden. Der nach phantasievoller gotischer Art geformte, stark verwitterte Sandstein glänzt uns aber dennoch so warm unter dem Laubwald hundertjähriger Linden entgegen, als wollte er uns einen Gruß bringen aus der Zeit, wo der Mensch noch rotes und warmes Geblüt besaß, noch reich an Gutem und Schlechtem in der Seele und ebenso arger Vertiertheit wie großer Heiligenähnlichkeit fähig war . . . einen Gruß aus der Zeit des harten, raublüsternten Wolfshugo und der des milden, philosophischen, jeden eignen Besitz nicht achtenden Anselm.



Straßenbild aus Chester.



Die Hauptstraße in Oxford.

Neunzehntes Kapitel.

Oxford, das „stimmungsvolle“.

„Ah, Sie werden einen Vortrag im Studentenverein *** in Oxford halten,“ rief mein englischer Freund und Gehilfe in nationalökonomischen Untersuchungen, der Dr. philos. X. vom Corpus Christi College in Oxford. „Da werden Sie die herrlichste Stadt der Welt sehen und außerdem erfahren, wie sich sozialreformerische englische Studenten ausnehmen!“ Unleugbar recht verlockende Aussichten, dachte ich; doch was in alter Welt bedeutet es, daß ein nüchterner Statistiker und vielgereister Beobachter, wie Freund X. sich herbeiläßt, mit glänzenden Augen von der „herrlichsten Stadt der Welt“ zu schwärmen? Ich begann, ihm seine Oxfordgefühle zu entlocken und erhielt dabei eine Sturzsee von superlativem Enthusiasmus für Oxfords unvergleichliche Mittelalterarchitektur, Oxfords imposante geschichtliche und gelehrte Erinnerungen, Oxfords seltsame Uni-

versitätsgebräuche und für Oxfords stimmungsvolle Überlieferungen. Schon die Erwähnung seiner alma mater dort am niedrigen, grünen Strande der Isis versetzte meinen praktischen Engländer in eine Stimmung, die ich noch nie an ihm wahrgenommen hatte.

„Stimmung . . . siehe, das ist das Geheimnis von Oxfords sentimentalischer Gewalt über uns phlegmatische Engländer. Wer da Geist und Herz in malerischen Eindrücken baden will, die alle intellektuellen Interessen und Vorurteile in den Hintergrund drängen, in Eindrücken, die man sein Leben lang unter den Schätzen des Gemüts bewahrt . . . der gehe hin und sehe Oxford . . . Oxford, das „stimmungsvolle“!

* * *

Ein warmer, strahlender Sommermorgen war es, als ich zum ersten Male in den mittelalterlichen dämmrigen Bücherjalen der Bodleyan Library . . . Oxfords wunderbar malerischer, alter Universitätsbibliothek umherwandelte.

Die lange Kassettendecke der Büchergalerie, die auf gekrümmten, wurmförmigen Balken mit wunderlichen Schnitzereien ruht und hier und da mit heraldischen Emblemen in nachgedunkeltem Gold und verblichnen Farben geschmückt ist, erscheint einem so schwermütig aristokratisch-altväterisch, als könnte es sich nicht losreißen von den stolzen, teuern Erinnerungen an gelehrte Doktoren im Faustmantel und Erasmusbarett, die vor Jahrhunderten in kontemplativer Ruhe auf den schmalen knarrenden Eichendielen des Fußbodens hin und her wanderten. Für uns geschäftig eilige Natur- und Kulturstudenten haben diese ehrwürdigen Überreste gelehrten Lebens einer verschwundenen Zeit offenbar keinen Blick — im Gegenteil, sie fordern von uns stillschweigend, wie alte verwelkte, doch noch vornehm kerzengrade einherstolzierende adlige Damen zu thun gewohnt sind, daß wir ein Auge für sie und ihre altmodische Würde haben sollen. Und es wird uns schwer, das zu verweigern, leicht, ihm zuzustimmen.

Zugegeben, daß es ziemlich unbequem sein dürfte, nach Art des Studierens der Jetztzeit auf diesen schmalen Pulten, deren schräg abfallende

Platten voller Rigen und Vertiefungen sind und noch heute die Krampen zeigen, woran einst die miniaturgeschmückten Geschichtsfolianten und in Pergament gebundenen Theologiequartbände der Sicherheit halber angekettet wurden, Duzende von Nachschlagewerken aufzustapeln und voluminöse Manuskripthaufen (Papier und Tinte sind ja jetzt so billig!) auszubreiten, so kann doch kaum jemand der Versuchung widerstehen, sich auf einen der bequemen Holzbänke mit ihren hohen Rücklehnen in diesen, nur von Büchergestellen umgebenen Saalabteilungen niederzulassen.

Auf den Knien — wenn nicht aus anderm Grunde, so wenigstens um der „Stimmung“ willen — schlägt man einen der naiven Chronikfolianten aus dem 15. Jahrhundert auf und läßt die Phantasie gemächlich und nachsinnend über Jahrhunderte zurückschweifen, während der Blick halb unbewußt den Reiz der alten Buchen draußen einsaugt, deren duftendes, grünes Laubwerk prasselnd an die kleinen, bleigefasteten, mit alten Colledge-Wappen bemalten Scheiben des offenen Fensters der Bücherzelle schlägt. Da draußen brennt die Sonne so versengend heiß auf die glattgeschorenen Grasflächen und die besandeten Gänge — hier drinnen hinter einem kleinen gotischen Bogenfenster in ellendicker Mauer ist es kühl, und das blendende Himmelslicht des Hochsommertags erscheint philosophisch gedämpft. Draußen wäre man nichts anders als ein Tier, das seine besten Seelenkräfte in salzige Schweißtropfen umsetzen müßte, um von den brennenden Pfeilen des Sonnengottes nicht totgefengt zu werden. Hier dagegen, in der mittelalterlichen Bibliothekszelle, ist man frei von solchem Naturflavenkampf ums Dasein . . . um sein eignes Licht, sich und andern zur Erbauung, leuchten zu lassen.

Was thut's, wenn dieses „eigne Licht“ nur ein gewundner Wachsstock mit kleiner, bescheidner Flamme ist! Wir sind nun einmal so geschaffen, daß wir im stärksten, naturreinsten Lichte nicht am besten sehen, ebenso wie wir im stärksten, unartikulierten Getöse nicht am besten hören. Hier, am offenen Fenster der alten Dyforder Universitätsbibliothek, kann man andächtig und fein dem ungleichen Schritt der Vorväter durch die Geschichte ebenso lauschen, wie dem geräuschvollen Stampfen der Zeitgenossen der

Zukunft entgegen, denn hier vernimmt das Ohr nichts anders, als das schläfrige Mittagsgezwitz der Vögel in den Buchenkronen und das leise Knarren der alten Fußbodendielen weit dort am andern Ende der Galerie, wo einige Bibliotheksbeamte zwischen den Bücherregalen hin und her gehen.

Das ist Oxfordsstimmung, die heutige Stimmung des Oxforder Gelehrtenlebens, wie sie es vor vier- oder fünfhundert Jahren war. Thatächlich ist es nicht allein die äußerliche Konstitution der Oxforder Universität (deren College-System), die auf mittelalterlichem Standpunkt verharrte, sondern ebenso auch ihr ganzes wissenschaftliches Leben. Ich ziele hier auf das Leben, nicht auf die Wissenschaft.

Litterae humaniores stehen in Oxford in Blüte — jetzt wie vor 500 Jahren — desgleichen, obwohl in geringerem Grade, Theologie, Mathematik und vergleichende Sprachforschung; die Naturwissenschaften aber werden sträflich vernachlässigt . . . eine Wahrheit, die Roger Bacon's Geist nur mit Schmerzen hören würde, vorausgesetzt, daß der große Franziskanermönch mit seiner Zeit besser fortgeschritten wäre, als seine alma mater. Buchgelehrsamkeit und introspektive Studien kann man in Oxfords stiller, von einem scholastischen Geiste (nämlich: des Lebens, nicht der Lehre!) noch immer beherrschten Welt des Wissens betreiben. Man kann sich zum gelehrten Humanisten, auch zum humanistischen Charakter entwickeln, nicht aber zum Pfadfinder, der für den Menscheng Geist durch den Urwald der Natur- und Kulturerscheinungen neue Bahnen bricht.

Mag sein, wird man einwenden; Pfadfinder haben wir genug in diesem, von Ingenieuren zugestutzten Jahrhundert; doch es tritt oft der Fall ein, daß der Ingenieur und sein Mentor, der natur- und sozialwissenschaftliche Pfadfinder, nicht im geringsten wirkliche Charaktere, zum allermindesten humanistische Charaktere sind. Wenn diese in der stimmungsvollen Gelehrtenstadt an der Isis gedeihen . . . dann ein Hoch für Oxford!

Gewiß; so einfach liegt die Sache aber doch nicht. Es giebt auch zweierlei Humanismus; und Oxford hat seine Lokalfarbe, womit es alles stempelt, was in dessen Boden aufwächst . . . eine Lokalfarbe, die mit englischem Konservatismus aus den Traditionen von Jahrhunderten zu-

jammengekocht ist und die von dem feuchtwarmen, etwas erschlaffenden Themsethalklima einen Ton bekommen hat, der typischenglisch dadurch erscheint, daß er gedämpft ist, und wiederum ganz unenglisch, daß er eher weich und zart, als hart und trocken ist. Diese im College wohnenden Fellows, diese englischen Universitätspensionäre, die nach glänzend bestandnem Examen eine Fellowship und damit für mehrere Jahre zum reichlichen und sorglosen Lebensunterhalt jährlich 2 bis 300 Pfund Sterling (4 bis 6000 Mark) erhalten, ohne mit andern Verpflichtungen belastet zu sein als der, in den alten malerischen Mauern der Kollegienhäuser ein zölibatäres Leben zu führen, diese modernen Universitätsmönche, für die ein kürzlich verstorbener Fellow des Brasenose College, Walter Pater — dessen geistreiche Essays über die Renaissance gewiß erst spät der Vergessenheit anheimfallen werden — ein typisches Beispiel ist, sie haben merkwürdig wenig gemeinsam mit den praktischen, etwas unpolierten, vielleicht auch im Grunde nicht so wenig unfeinen Engländern, mit denen man in London und den großen Industriestädten zusammzutreffen gewohnt ist. Auch hier haben wir wieder ein Beispiel für die starke Tendenz des englischen Charakters nach Außerlichkeiten vor uns.

Ein Oxford = don (don etwa: Herr) in seinem Staate ist oft ein antikisierender Bücherwurm, ein präraphaelitisierender Bilderanbeter, ein verschrobener Metaphysiker oder Mathematiker, für den das Leben außerhalb der Collegemauern ein Buch mit sieben Siegeln bleibt. Er ist mit einer einzigen Sorte Politur allzu sorgfältig poliert und in einer einzigen Richtung allzu gründlich verfeinert, er ist „zu gut“ für dieses Leben, das von seinen Adepten sowohl eine Neigung für die Wirklichkeit, die mit dem Individuum gleichzeitig ist, als auch ein feines Unterscheidungsvermögen fordert, um dieser unmittelbaren Wirklichkeit zum Vorteil einer ferneren oder vergeistigten Wirklichkeit zu widerstehen.

Nur bei wenigen Glückstreffern der Collegeevolution — wie bei dem Aristoteliker Jowett, dem Renaissance-Asthetiker Pater oder dem Platoniker Bosanquet — kommt es zur Verwirklichung eines höheren Typus des humanistischen Charakters, dann wird aber auch etwas aus dem Charakter . . .

eine Kultur in höherem Sinne und nicht nur Gelehrtenhandwerkerei. Der verstorbene Jowett als Leiter des Balliol College und Erzieher sozialreformerischer Männer der Zukunft (darunter Arnold Toynbee's) und Bosanquet als hervorragendster Lehrer der Ästhetik in dem University extension movement, wirkten und wirken noch durch ihre klassische Seelenveredlung. Vorzüglich von dem originellen, makellosen Jowett könnte man sagen, daß er schon durch das, was er war, nicht erst durch das, was er leistete, veredelnd wirkte. Als gelehrter Forscher war er einer zweiten oder dritten, als gelehrter Charakter einer ersten Ranges. Gleichwohl findet sich bei allen den Genannten und noch bei manchen andern, die neben ihnen erwähnt werden könnten, etwas vom typischen Oxforder Universitätsmönche . . . von dessen akademischer Überverfeinerung und Mangel an Sinn für den Teil der Wirklichkeit, von der man nicht aus Büchern und Museen, sondern allein durch das Leben Kenntnis gewinnen kann.

Die als Colleges-Pensionäre lebenden Fellows können Vortragende und Lehrer sein oder nicht. Sind sie nur Empfänger der akademischen Belohnung, die in einer Fellowship besteht, so geben sie kein andres Lebenszeichen von sich, als die Bücher, die sie in ihrem stillen, parkumgebenen Studierzimmer schreiben. Mit besondrer Erlaubnis ihres College können sie sich sogar verheiraten, dürfen dann aber natürlich nicht mehr innerhalb der keuschen Klostermauern desselben wohnen. Erhält ein Fellow außer seiner Fellowship auch eine Tutorship (und damit 2 bis 300 Pfund Sterling extra), so ist er verpflichtet, vor den Studierenden in seinem College Vorlesungen zu halten, und ist gleichzeitig eine Art „Klassenvorsteher“, indem er den Studiengang einer gewissen Anzahl von Studierenden zu leiten hat und für das Studienresultat verantwortlich ist. Nach festländischen Begriffen ist er das Mittelglied zwischen einem Professor und einem aufsichtführenden Lehrer in einem Schüler-Vollpensionate. Er trägt nämlich mit seinen fünf bis zehn Kollegen die Verantwortlichkeit für die Ordnung innerhalb der Collegemauern am Tage und in der Nacht . . . und das ist, wie wir sehen werden, keine Sinecure und mit der Würde eines Gelehrten auch nicht immer vereinbar.

Der höchste Ordnungsbeamte in einem College und Chef der Fellows und Tutors derselben wird in verschiednen Colleges verschieden benannt: entweder Master oder President, Warden oder Principal u. s. w. Er darf verheiratet sein und wohnt in einem besondern, mit dem Collegekomplex zusammenhängenden Gebäude. Zuweilen hält er keine Vorlesungen, sondern widmet sich nur seinen administrativen Pflichten — wozu die Verantwortlichkeit für sein gesamtes College gehört — und betreibt gelehrte und litterarische Arbeiten gegebenen Falls in seinen Mußestunden.

Obgleich der Unterricht in der Hauptsache auf den Tutors beruht, ist deren Amt doch von dem eines Professors getrennt, und merkwürdigerweise hat der letztere nur sehr wenig mit dem akademischen Unterrichte zu schaffen. Die Tutorship ist ein Collegeamt und den Colleges fällt die Verantwortung für den Unterricht zu. Die Professorswürde bedeutet dagegen ein Amt innerhalb der Universität, d. h. in der für alle Colleges gemeinsamen Administrations- und Examinationskörperschaft, und sie bringt fast gar keine Verpflichtungen gegenüber den Studierenden mit sich. Der Professor gehört oft einem ganz andern Typus an, als der College-don, obgleich er ein solcher sein kann. Er ist zuweilen ein Weltmann oder gelehrter Amateur von mehr litterarischem als wissenschaftlichem Rufe, und das Amt (mit seinen 500 bis 1000 Pfund Sterling jährlich) wird ihm mehr als die höchste akademische Auszeichnung, denn als ein für die Funktionen der Universität wichtiges akademisches Amt zuerteilt. Zuweilen hat er im Studienjahr nur eine oder zwei, selten mehr als ein halbes Duzend Vorlesungen zu halten, und es ist vorgekommen, daß Professoren (Froude war einer darunter) heftig darüber murrten, sogar mit dieser minimalen Vorlesungsverpflichtung belastet zu sein. Es kommt vor, daß der Professor in London oder auf seiner Besitzung im nördlichen England wohnt und Oxford nur am Tage vor seiner Vorlesung mit einem flüchtigen Besuche beehrt. Natürlich können diese Professoren, wenn sie wirklich bedeutende Gelehrte und nicht nur akademisch ausgezeichnete Amateure sind, in hohem Grade zum Ruhme der Universität beitragen, man vermag aber ohne Kenntnis der speziellen Verhältnisse und Gepflogenheiten der Person absolut nicht

zu beurteilen, ob die Gelehrsamkeit des Einzelnen den geringsten Einfluß auf seine eigne Universität und deren wissenschaftliches Leben ausübt. Vielleicht sind die Oxforder Studenten die letzten, die, wenn sie die Lust dazu verspürten, Gelegenheit fänden, aus seinem Wissensborn zu trinken. Dagegen steht fest, daß sie in der Hauptsache auf ihre College-tutors angewiesen sind, deren wissenschaftlicher Standard eine recht unsichere Quantität darstellt.

Zuweilen, d. h. wenn der Inhaber eines Professorenamtes zufällig ein armer Mann ist, kommt es vor, daß sein Professorsgehalt für eine „standesmäßige“ Lebensführung nicht ausreicht. In England aber, wo es nahezu als soziales Verbrechen gilt, arm zu sein oder sehr kleine Einkünfte zu haben, ohne danach zu trachten, diese zu „respektabeln“ Proportionen zu erheben (zu 700 Pfund Sterling oder noch mehr) findet sich reichlich Gelegenheit für den wissenschaftlichen Schriftsteller oder Vorleser, sich Nebeneinkünfte zu verschaffen. Der Fremdling ist anfangs ein wenig verduzt, zu finden, daß seine wissenschaftlichen Freunde (die Universitätsprofessoren nicht ausgenommen) bis über die Ohren in einer Arbeit sitzen, die mit deren weiterbildenden wissenschaftlichen Wirksamkeit nicht das geringste zu thun hat. Entweder schreiben sie Artikel für die großen encyclopädischen Werke, die stets entstehen oder neu aufgelegt werden, wie z. B. die *Encyclopaedia Britannica*, *Chambers Encyclopaedia*, *Dictionary of Political Economy* u. s. w., oder sie verfassen Aufsätze für die Monats- oder Vierteljahrsrevüen, arbeiten auf Einladung von Gesellschaften oder Anstalten für Verbreitung des Wissens unter allen Gesellschaftsklassen populäre Vorlesungskurse aus, oder sie erhalten von Behörden Auftrag, spezielle, von administrativem Standpunkte verwendbare Untersuchungen verschiedenster Art — vom Bimetallismus bis zur Pädagogik, von der Hygiene bis zur Agronomie — auszuführen. Dann wieder schreiben sie Lehrbücher und Bände für populär-wissenschaftliche „Bibliotheken“, wozu sie von spekulierenden Verlegern besonders aufgefordert und ermuntert werden, oder sie befassen sich mit der Herausgabe solcher Buchserien, mit der einer neuen Encyclopädie, einer wissenschaftlichen Zeitung, Revue und dergleichen mehr.

Huxley z. B. war in unglaublichem Grade in dieser gemeinnützigen, doch für die wissenschaftliche Konzentrierung verderblichen Weise in Anspruch genommen. Er mußte dem um seines Lebensunterhalts willen nachgeben, und außerdem liebte er die Federkriege, die ja jeden ernstern Versuch, die neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen und Theorien zu popularisieren, stets im Gefolge haben mußten. Huxley ließ es aber an dieser Art Nebeneinkünften genug sein und verband seine litterarischen Nebenarbeiten nicht noch mit gewaltigen, industriellen Spekulationen, wie es viele der berühmtesten wissenschaftlichen Chemiker, Physiker, Geologen und Mathematiker Englands zu thun pflegen. Sie verquicken die Thätigkeit des Wissenschaftlers mit der des Ingenieurs, des populären Vortragenden und des Litteraten, ja sogar mit der des Politikers . . . und wie sie überhaupt Zeit und Sammlung finden, eine wissenschaftliche Untersuchung von epochemachender oder sonstwie bleibender Bedeutung durchzuführen, ist ein Geheimnis. Nein, doch kein Geheimnis, denn viele von ihnen finden niemals die Zeit dazu. Sie sind in der Regel nützliche oder mindestens ökonomisch und sozial erfolgreiche Mitbürger, doch sehr schwache Beackerer des Feldes der Wissenschaften. Lord Kelvin (Sir William Thomson), das große Genie unter ihnen allen, hat nicht selten, auch von den eignen Landsleuten, scharfe Vorwürfe darüber hören müssen, daß er seiner großartigen, wissenschaftlichen Lebensthätigkeit so viele Zeit und Kräfte entzog, um sich der industriellen Wirksamkeit eines Ingenieurs und Großkapitalisten zu widmen, die keineswegs einen Mann von seinen seltenen Geistesgaben verlangt.

Von Huxley, den wir als Beispiel für die praktische Vielseitigkeit des englischen Gelehrten anführten, kann man jedoch nicht sagen, daß die unvermeidliche Zerplitterung seiner Kräfte die Harmonie in seinem Gelehrtenleben sonderlich gestört hätte, denn sein Talent für populär-wissenschaftliche Schriftstellerei war eines allerersten Ordnung und seine Thätigkeit auf diesem Gebiete ist in wissenschaftlicher wie in rein utilitärer Hinsicht ein glänzender Triumph. Er zog als einer der Ersten die revolutionären Konsequenzen aus Darwin's Entwicklungstheorien und er hat, neben Darwin und Spencer, am meisten dazu beigetragen, daß fast das ganze gebildete England heut-

zutage evolutionistisch denkt. Das ist eine Tatsache von unberechenbarer, ohne Zweifel großartiger und hoffnungsreicher Bedeutung in der intellektuellen Geschichte Englands, ja ganz Europas. Unfre Zeit hat die Ausreifung der evolutionistischen Denkmethode mit angesehen . . . der Denkmethode der Zukunft in allem, was das Leben und seine Folgeerscheinungen betrifft, und der Name des Physiologen Huxley wird in Verbindung mit dieser gewaltigen geistigen Revolution alle Zeit genannt werden.

* * *

In Oxford ist also das Forschen und Lehren nicht so eng verknüpft, wie z. B. auf einer deutschen Universität, und der englische Student — ein höherer Schüler in einem höheren Schulpensionat — pflegt gewiß oft emsigen Umgang mit seinem privaten Einpauker, in der Regel einem trocknen Schulfuchs, er entbehrt aber — und das betrachte ich als das allerwichtigste wissenschaftliche Erziehungselement der deutschen Universitäten — bei seiner täglichen Arbeit die belebende, für jede mit intellektuellem Streben beanlagte Natur unendlich fördernde, aneifernde Berührung mit dem leitenden Manne der Wissenschaft, das Gefühl, sich mitten in der arbeitenden Gelehrsamkeitswerkstatt zu befinden. Der englische Student kann ja in seinem Collegevorsteher einen Jowett finden, der seinem Charakter einen veredelnden Zug fürs Leben aufprägt, er ist aber auch in diesem Falle ein „Auswendiglerner“, der kühl außerhalb der Werkstatt der Wissenschaft gehalten wird und von dem wunderbaren wissenschaftlichen Arbeitsfieber unangesteckt bleibt, das nur das Leben in dieser Werkstatt einhauchen kann. Im Grunde hat der Oxforder Student mit dem wissenschaftlichen Leben der Universität blutwenig zu thun. In der Regel ist es ein ganz anderes „Leben“, das er an dem alten Gelehrtenstisch sucht, und dieser ist „praktisch“ genug gewesen, sich seinem Bedürfnisse anzupassen. Die Universität in Oxford ist in erster Linie für den modernen Oxfordstudenten, und erst in zweiter Linie um des Gelehrtenlebens willen vorhanden. Deshalb kann man sie auch erst in zweiter Linie und mit vielen eigentümlichen Einschränkungen einen Sitz der Gelehrsamkeit nennen.

Der Oxforder Student braucht kein andres Examen abzulegen, als ein solches im Griechischen und Lateinischen, sowie in einigen Elementarfächern, um akademischer Bürger zu werden. Mit 17 bis zu 18 Jahren kommt er nach dem Ufer der Isis, schreibt sich in ein College ein und bereitet sich allmählich auf sein Kandidatensexamen vor. Gewöhnlich kommt er dahin unmittelbar aus einer großen Public school, wie Eton, Harrow oder Rugby und hat dort, wenn er sich's einigermaßen angelegen sein ließ, die nötige Grundlage für Lateinisch und Griechisch erhalten, die ihn nach recht mäßigen Extrastunden in den Stand setzen soll, die Prüfung für den Grad eines B.A. (Bachelor of arts) zu bestehen. Die Anforderungen für die Approbation zu diesem Grade (Elementar- und Ausbildung in Mathematik, Geschichte und ein paar andren Schulfächern, sowie einer gewissen Sprach- und Litteraturkenntnis des Lateinischen und Griechischen) sind so niedrig bemessen, daß jeder, der eine Public school durchgemacht hat, denselben ohne große, besondere Beschwerde muß gerecht werden können. Zur weitem Erleichterung kann er seine Examina in den verschiedenen Fächern auch in langen Zwischenräumen jedes für sich ablegen. Zwar darf er sich in einem Kollege nicht länger als drei Jahre aufhalten, nach dieser Zeit aber kann er seine Studien in oder außer Oxford in einer Privatwohnung fortsetzen und braucht sich nur zu zeigen, wenn er sein Examen abzulegen wünscht. . . hat aber natürlich die statutenmäßigen Abgaben zu entrichten. Bezahlt er diese während einer weitem gewissen Zahl von Studienterminen nach Erwerbung des B.A.-Grades, so bekommt er seinen M.A. (Master of Arts) sogar — geschenkt. Ein Examen oder eine andre Prüfung für diesen Grad giebt es nicht. Ein Oxforder M.A. braucht keine andern akademischen Kenntnisse, als eine gewisse Fähigkeit, einige griechische und römische Schriftsteller in der Ursprache lesen zu können. Er braucht nicht einmal ein Quentchen „Gelehrsamkeit“ in etwas andern als im Griechischen und Lateinischen zu heucheln. Mehr mittelalterlich akademisch als so, kann man doch nicht wohl sein. Die Ausländer, die über die griechischen und lateinischen Kenntnisse der englischen Schüler und Studenten — jene mögen nach unsern Verhältnissen gemessen, vielleicht groß erscheinen — in

Bewunderung geraten, sollten nur nicht vergessen, daß das gemäß der in Oxford geltenden Minimalanforderungen — oft auch deren einzige wissenschaftliche Kenntnisse sind. Die Konzentrierung auf nur zwei Fächer mußte natürlich einen Unterschied zum Vorteil dieser Fächer erzeugen . . . ob auch zum Vorteil der Allgemeinbildung und intellektuellen Reife des Studenten, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Soweit die Minimalforderungen für die leichtest zu erreichenden akademischen Grade in Betracht kommen, die die Mehrzahl der Studierenden anstreben, erscheint das ganze Universitätsleben als nichts anderes, als ein bequemes, von gewissen gelinden Studienbestimmungen geregeltes Klubleben mit der angenehmen Folge, daß man schließlich die Berechtigung erlangt, ein B.A. oder M.A. hinter seinen Namen zu setzen. Außer daß er diese Minimalforderungen erfüllt, kann der Oxforder Student auch noch sog. Honours (d. h. höhere Zeugnisse mehrfach verschiedener Art) erstreben, und diese Honours bilden die akademischen Auszeichnungen für Begabung und Fleiß. Jeder Oxforder Student, der es mit seinen Studien einigermaßen ernst nimmt, erstrebt deshalb solche Honours und brüstet sich damit sein ganzes Leben lang als mit einem Beweise, einem für eine geglückte Carrière oft unumgänglichen Beweise seiner Tauglichkeit für höhere intellektuelle Aufgaben. Es ist allgemein bekannt, wieviel Aufsehens man in England mit den Senior wranglers, den Empfängern der höchsten Zensur im mathematischen Examen, zu machen pflegt. Die gründlicheren und umfassenderen Studienkurse in Oxford kommen also nur als eine vollkommen freiwillig durchgeführte Vervollständigung der äußerst dürftigen Minimalkurse zustande.

* *

Betrachten wir nun unsern Oxforder Studenten — den Undergraduate, wie er genannt wird — in seinem Alltagsleben und werfen wir erst einen Blick auf die Physiognomie seiner geliebten Stadt.

Sobald man einen Schritt aus dem an der Peripherie der Stadt gelegenen Bahnhofs thut, begegnet dem Auge eine höchst malerische Er-

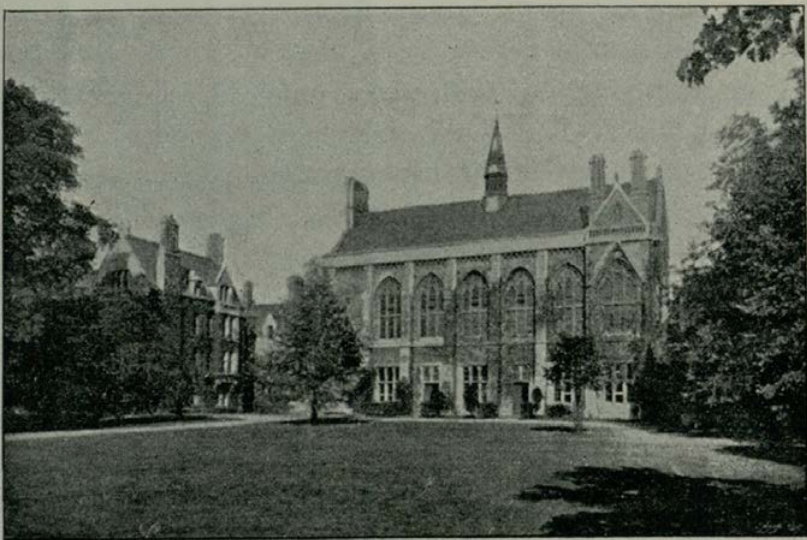
innerung daran, daß Oxford ein uralter Kulturherd ist. Hier am nördlichen Ufer des Flusses und unmittelbar am Eingange zu der kesselförmigen Thalfenke, aus der die vielen gotischen Thürme und Turmspitzen der alten Universitätsstadt zwischen dichtbelaubten College-gardens emporragen, hier unten, gegenüber der historischen, strategisch wichtigen Furth, die der Stadt schon in der Urzeit ihren Namen gab, erhebt sich ein altertümliches, angelsächsisches Bollwerk, ein kreisrunder Erdwall, gekrönt mit den Resten einer primitiven Burg aus unbehauenen Steinblöcken. Dänische Wikinger haben diese Beste gestürmt und normännische Ritter sie erobert. Die letzteren waren es, die am Fuße des Pfahlwerkes, nach der Flußseite zu, einen mächtigen Turm erbauten, der, halb verfallen und von Immergrün überwuchert, an einen hundertjährigen Kämpen erinnert, dessen riesige, vom Alter gebeugte Gestalt von wallendem Haar und Bart umflossen ist.

Weitere archäologische Grübeleien seien indes für jetzt aufgeschoben, denn hier kommen schon unsre Oxforder Studentenbekanntschäften, um sich mit angelsächsischer Gastfreundlichkeit unser anzunehmen. In einem gewöhnlichen Londoner Cab fahren wir in die Stadt ein. Zuerst kommen wir durch die bürgerlichen Geschäftsviertel. Hier sieht es lebhaft und englisch-kleinstädtisch aus: die gewöhnlichen Läden, Pferdebahnwagen und Fuhrwerke, sowie ein fröhliches Gedränge von jungen Damen in hellen Sommertoiletten und jungen Herren in Strohhüten, Sommerschuhen und Flanellkostümen. Das schöne Geschlecht ist zahlreicher als gewöhnlich vertreten, denn am Nachmittag soll großes Wettrudern stattfinden, und die Herren Sportsstudenten haben nach ererbter Sitte ihre weiblichen Verwandten nebst deren Freundinnen eingeladen, dem wichtigen Wettkampfe beizuwohnen. Es kann folglich leicht vorkommen, daß eine englische Jungfer nach dem ehrwürdigen Sitze der Wissenschaften kommt, um ihren spätern Gatten zu bewundern, wenn er, als halbnackter Athlet auftretend, einen Preis für seine Sportgewandtheit einheimst. Dagegen, glaube ich, würde ihr es ungemein schwer werden, ihn als Preisträger bei einer Wissenschaftsprüfung bewundern zu können. Der Sport ist in Oxford eine sehr wichtige Sache; die Studien sind ja wohl auch wichtig . . .

Grade rollt unser Gefährt an einer prächtigen, alten normannischen Kirche vorüber . . . der Stein ist vom Alter geschwärzt und der Zahn der Zeit hat die herrlichen Werke des Ornamentenbildhauers arg benagt, das Ganze macht aber doch einen ungemein vornehmen Eindruck. Jetzt befinden wir uns in dem ausgedehnten Universitätsviertel, erklärt unser Cicerone. Es ist nun also Zeit zur Umschau nach den weltberühmten Colleges, worin junge, vermögende Engländer trainieren, um das Leben — es mag nun das Gesellschafts- oder das Berufsleben sein — im Ernst zu beginnen. Die Straßen, in die wir jetzt kommen, sind weit ruhiger als die, die wir eben verließen. Hier giebt es nur wenige Kaufläden, und alle Wohnhäuser haben ein besonders respectables Aussehen . . . wie sich's auch gebührt, denn sie sind von Professoren, Dozenten, akademischen Privatlehrern (Tutors) und von einer Menge älterer Studenten bewohnt. Unser unermüdlicher Gastfreund weist nach rechts und nach links . . . Merton college, Exeter college, Queen's college, All Soul's college, St. John's college u. s. f. in einer so langen Reihe, daß wir binnen fünf Minuten alle strebsamen Absichten über Bord werfen, uns zu erinnern, welches dieses und welches jenes war. Es sind stattliche, meist sehr alte Gebäude, woran wir vorbeifahren. Man wird von einigen unter ihnen sofort entzückt und gelobt sich, bei erster Gelegenheit wiederzukommen und die flüchtige Bekanntschaft zu erneuern. Andre — und deren sind es nicht so wenige — zeigen allerhand abenteuerliche Übergänge zwischen Gotik und Renaissance, und da und dort bemerkt das Auge sogar schwere, einförmige Renaissancebaracken, die nicht wiederzusehen grade kein Verlust wäre.

Jetzt hält das Cab vor einer prächtigen, neugebauten Straßenfront in modernisiertem, doch deshalb nicht verdorbnem gotischen Stil. Das ist das Balliol college, das unserm Gastfreund gehört. Durch einen geräumigen, spitzbogigen Thorbau — wo ein sehr strenger und feierlicher Thorhüter Ausschau hält, daß kein Unberechtigter den Fuß in das geheiligte Kollegegebiet setzt — gelangen wir nach einem Gartenplan, so groß wie ein Marktplatz. Die saftigen, wohlgepflegten Rasenplätze, die dichten Haine dickbelaubter Linden, die reizenden Blumenbeete, Buschgruppen und

bequemen Gartenbänke, auf denen hier und da ein paar junge Leute, ebenso oft mit wie ohne Buch in der Hand, hingelehnt sitzen . . . alles erinnert an einen der herrlichen Parke, die die englischen Herrensitze zu irdischen Paradiesen machen. Der Sohn des englischen Standesherrn braucht also nichts von dem, woran er gewöhnt ist, zu entbehren, wenn er nach Oxford zieht, um sich „ins College zu legen“. Auf zwei Seiten ist das nahezu quadratische Grundstück von einer Menge ziemlich regelloser gotischer Ge-



„The hall“ im Balliol College.

bäude umgeben, die offenbar verschieden Alters sind. Einzelne sind gewiß sehr alt, in edler Frühgotik, mit kleinen Fenstern und niedrigen, schmalen Hauseingängen, sowie mit einfachen, doch höchst stilgerechten Verzierungen um die Fensterrahmen und Thürpfosten. Andre, mit ihrem reicheren Zierat, ihren mehr launenhaften Linien und phantastischen Verhältnissen plaudern von einer späteren Zeit, wo der gotische Geschmack schon dem Verfall nahe war; wieder andre tragen den Stempel der englischen Frührenaissance: sie erscheinen pittoresk und anheimelnd, mit einem Überfluß schöner Detail-

arbeit; endlich haben wir dort in einer Ecke einen ganz neuen Gebäudekomplex, der frühgotische Vorbilder mit Erfolg nachahmt. Alle diese Bauwerke enthalten Studentenwohnungen, Hörsäle, sowie Wohnungen für unverheiratete Universitätslehrer und Collegestipendiaten. Die beiden andern Seiten des schönen Hofraumes sind dagegen von zwei imposanten, sichtlich relativ neuen gotischen Saalbauten eingenommen. Der zur rechten ist die Colledgekapelle, wo alle Colledgebewohner (mit Ausnahme des zahlreichen Dienstpersonals) sich jeden Tag zur Morgenandacht versammeln. Die großen Spitzbogenfenster aber, die zwischen den Baumkronen vor uns hervorschimmern, gehören the college hall an, worin Studenten und Professoren jeden Abend um sieben Uhr gemeinsam das Mittagessen einnehmen.

Mein Wirt beehrt sich jedoch, mir den Weg nach seinen Zimmern zu weisen. Hinein durch niedrige Pforten, schmale Steintreppen hinauf, durch enge, dunkle Korridore führt er dahin. Er öffnet eine derbe, zwei Zoll dicke, vom Alter gedunkelte Eichenthür mit einem neun Zoll langen Schlüssel — der so aussieht, als habe er seit der Mitte des 16. Jahrhunderts im Schlosse geessen — und weist uns in zwei aneinanderstoßende, hochelegante Garçonzimmer, die von den kleinen, in ellen dickem Mauerwerk sitzenden Fenstern nur schwach beleuchtet sind. Hier in weichem, niedrigem Lehnstuhl zu sitzen, umgeben von modernem Luxus und moderner Litteratur, nachdenklich und ohne Eile ein Blatt nach dem andern in der neuesten Abhandlung über vergleichende Sprachforschung oder physiologische Psychologie umzuwenden und dazwischen gelegentlich durch die bleieingefassten Scheiben einen Blick hinaus auf die Linden, die Rasenplätze und Blumen, auf die majestätischen Bogenfenster der Kapelle und die wohlerhaltenen Reliquien der pittoresken, die Empfindungssaiten feltfam anschlagnenden Baukunst des 15. Jahrhunderts zu werfen . . . auch das ist echte Oxfordstimmung, die Oxfordstimmung des Studenten.

The college ist also eine Art Kaserne . . . meist eine höchst malerische Erinnerung daran, was ein reiches und üppiges Kloster des Mittelalters in den Tagen seines Glanzes gewesen sein mag. In dem herrlichen, zum größten Teil im 15. Jahrhundert in rein gotischem Stil erbauten

Magdalen College z. B. sehen wir ein paar rasenbedeckte Hofflächen umgeben von offenen Säulengängen mit reicher Architektur, überdeckt von einer einzigen Reihe von Fenstern mit spitzigem, hervorspringendem Dach und eleganten spitzen Aufsätzen und Schnitzereien. Die graue, stark verwitterte Sandsteinmauer ist da und dort von Immergrün und andern Schlinggewächsen überwuchert. Ein prächtiger Turm mit großem hervortretenden Fenster erhebt sich in der Mitte der einen Seite. Daneben befindet sich eine Reihe wunderschöner, mit Glasmalereien geschmückter Spitzbogenfenster als äußeres Merkmal der viele Seltenheiten und teilweise Unica enthaltenden Collegebibliothek. Andre stimmungsvolle gotische Hallenbauten enthalten Kapelle und Speisesaal. Ein reizender Park mit klarem, geschlängeltem Wasserlauf unter Erlen und Weiden, mit Gruppen zahmer Rehe auf dem duftenden Rasen, umgiebt die ausgedehnten Collegegebäude auf drei Seiten. Die vierte, nach der Straße zu liegende Seite besteht aus malerischen Mauern und Bauwerken, worunter ein hoher, schlanker Glockenturm hervorgehoben zu werden verdient, der nach dem Urtheile Sachverständiger die vornehmste architektonische Schönheit Oxfords bildet . . . und das will viel sagen.

Unzweifelhaft ist der Oxforder Student in den meisten Fällen fürstlich untergebracht . . . obgleich er in einer Kaserne mit milder Kasernenordnung wohnt. Zwischen neun und zehn Uhr morgens erhebt er sich vom Lager. Wenn er seine ziemlich beschränkte Schlafkammer verläßt und sein komfortabel, in manchen Fällen geradezu luxuriös ausgestattetes Arbeitszimmer betritt, findet er daselbst sein Frühstück bereit. Einer der Collegediener — wovon für jedes halbe Duzend Studenten einer vorhanden ist — hat dafür gesorgt, daß das Frühstück seinen etwaigen besondern Wünschen entspricht. Nach Einnahme des Imbisses begiebt sich der Student zunächst nach der Kapelle, wo er der Morgenandacht beiwohnen muß, und darauf um elf Uhr nach einem der Hörsäle, gewöhnlich innerhalb seines eignen College. Ist er eine fleißige Natur, so hört er wohl auch noch zwischen zwölf und ein Uhr eine Vorlesung oder wohnt einer Übung bei einem Tutor bei. Zwischen ein und zwei Uhr verzehrt er seinen Lunch auf

dem eignen Zimmer. Dann begiebt er sich zur Sportsübung in die Stadt . . . um auf dem Flusse zu rudern, oder Fußball oder Criquet auf den Wiesen zu spielen oder Promenaden zu machen. Zwischen vier und fünf Uhr ist er wieder zu Hause und trinkt Thee. Nun sind noch zwei Stunden bis zur Hauptmahlzeit übrig, die in der Hauptsache dem Privatstudium gewidmet werden. Um sieben Uhr läutet es zur gemeinsamen Tafel für alle Studenten und Lehrer in dem erwähnten großen Saale. Ehe diese feierliche Speise- und Gesellschaftsfunktion überwunden ist, wird es um acht, d. h. es kommt die Stunde für die zahlreichen Klub- und Vereinsversammlungen. Unser Student gehört stets einer oder mehrerer dieser Organisationen an. Hier knüpft er auch außerhalb seines College Bekanntschaften an, die ihm für das spätere Leben in mehr als einer Hinsicht wertvoll werden können, und hier legt er den ersten Grund zu der Kunst, öffentlich zu sprechen und zu verhandeln, sowie als Vertrauensmann eine Organisation und deren Angelegenheiten zu verwalten. Auf diese Weise wird er mit allen demokratischen Regierungsgrundsätzen, mit Verhandlungen, Abstimmungen, Mehrheitsbeschlüssen und Repräsentationsvorsitz beizeiten vertraut.

Zuweilen kommt es vor, daß der Student bis nachts elf Uhr „draußen in der Stadt“ bleibt und nicht völlig nüchtern nach Hause kommt. Die ganze Nacht oder bis nach zwölf Uhr wegzubleiben, ist indes ein grober Verstoß gegen die Collegedisziplin. Gleichwohl gestattet diese, daß die Studenten in ihren eignen Zimmern Spielgesellschaften und Trinkgelage veranstalten und innerhalb der College-Mauern bis in die frühen Morgenstunden manches Unwesen treiben. Es kommt sogar auffallend regelmäßig, doch in längeren Zwischenräumen, vor, daß es einmal eine Nacht in einem der großen Colleges Oxfords richtig wild zugeht. Die Veranlassung dazu kann verschiedener Art sein . . . meist ist es ein großer Sportsieg des betreffenden College, der den Jugendmut überschäumen läßt. Dann wird mitten im Collegehofe ein großes Freudenfeuer angezündet. Erhitzt von starken Getränken und eine scheußliche Raßemusik auf allen bekannten und unbekanntem Instrumenten anstimmend, tanzen die Festteilnehmer wie Indianer um die Flammen. Steckt dann ein Unbeteiligter den Kopf zum

Fenster heraus und ersucht er um nächtliche Ruhe, oder kommt gar ein unpopulärer Don im Schlafrock herunter, um dem Unwesen zu steuern, so kann es wohl einen mörderlichen Krakehl geben. Bei einer solchen Gelegenheit bekam ein aufsichtsführender Lehrer des Griechischen einmal einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf, ein paar hundert Scheiben gingen in Trümmern und einige gegen den Unfug protestierende Studenten wurden „eingeschraubt“, d. h. man trieb einige lange Schrauben durch die Thüren in die Thürverkleidungen ihrer Zimmer, so daß am nächsten Tage Schmiede und Tischler geholt werden mußten, um die Zusassen zu befreien . . . ein nicht ungewöhnlicher Collegefescherz. Nach einem solchen Aufruhr — wegen des sich besonders die aristokratischen Christ Church- und Magdalen-College einen gewissen übeln Ruf erworben haben — stehen Studenten und Dons eine Zeit lang zu einander auf gespanntem Fuße. Die letzteren fordern Genugthuung für persönliche Beleidigung und Strafe für Vergehen gegen die Disziplin. Kann man die Anführer nachweisen, so werden sie von ihrem College relegiert. Ist eine solche exemplarische Strafe nicht möglich, so nehmen die Universitätsbehörden ihre Zuflucht dazu, Schuldige und Unschuldige durch zeitweilige Aufhebung gewisser Sports- und Festprivilegien zu bestrafen. Im ganzen fällt die Buße aber meist sehr mild aus, und die Behörden bemühen sich nach Kräften, dem jungen Volk durch die Finger zu sehen. Hat man es mit tausend oder ein paar tausend Söhnen von Herzögen, Marquis, Grafen, berühmten Politikern oder bekannten Geldfürsten zu thun und lebt man in einem Lande wie in England, wo Intelligenz und Gelehrsamkeit an sich so wenig, sozialer Rang und Reichthum aber so viel gelten, so begreift man, daß die Collegebehörden es vorziehen, den Studenten die ausgedehnteste Selbstregierung einzuräumen. In Oxford giebt es mehr als ein großes College, von dem man sagen kann, daß es mehr seine Studenten als seine Dons sind, die die disziplinarischen Vorschriften handhaben. Der Oxforder Student ist selbstherrlich . . . doch hütet er sich mit englischem common sense, Erzeße so oft zu begehen, daß seine Selbstherrschaft, als System betrachtet, unmöglich würde.

Seine Selbstherrlichkeit erinnert übrigens weit mehr an die des Schul-

Knaben, als an die des kontinentalen Studenten, wie denn überhaupt das ganze kasernenartige Leben in den Kolleges Oxfords nur eine Fortsetzung des Kasernenystems in den großen englischen Knabenschulen darstellt, ebenso wie die Studien unter Aufsicht der Colledgelehrer und das mechanische Einpaufen zum Examen durch private „Paukmeister“ (Coaches) nur als eine sehr wenig veränderte Form der Arbeitsweise in Eton oder Harrow erscheint. Als Schulknabe geht er in einer Art Uniform . . . in kurzer Jacke und grauen Beinkleidern nebst hohem schwarzen Hute für den Sonntag und niedrigem Strohhute für den Werktag. Als Student muß er über die Schultern das kurzgeschnittne Rudiment des flatternden, schwarzen Talars eines englischen Universitätsgraduenten und auf dem Kopfe ein schwarzes Barett tragen, das aus einer runden Kappe mit flacher, steifer viereckiger Scheibe obendrauf besteht. Nach einer gewissen Abendstunde darf er sich auf der Straße nicht mehr ohne diese Tracht sehen lassen. Für Sportzwecke benützt man helle Flanellkleidung und Strohhüte mit bunten Bändern, welche letztere die verschiedenen Klubs und Vereine bezeichnen. Zur Universitätsdisziplin gehört es, daß der Student in der Zeit zwischen den Vorlesungsterminen (d. h. vom 15. März bis 1. Mai, 15. Juni bis 15. Oktober und 15. Dezember bis 15. Januar) ohne besondere Erlaubnis seiner Colledgebehörde in Oxford nicht verweilen darf. Letztere trägt die Verantwortlichkeit für sein gutes Verhalten, denn die städtischen Behörden haben keine Jurisdiktion über die akademischen Bürger. Es ist also für die Ferienruhe der Universitätsbehörden sehr wesentlich, daß die Studenten die Stadt verlassen haben . . . ganz wie sich der Pensionsvorsteher erst frei und ledig fühlt, wenn seine Pensionäre auf Ferienbesuch zu Hause sind.

* * *

Welche Bedeutung haben die Universitätsjahre eigentlich für den Oxforder Studenten? Will er studieren, so kann er ja für einzelne Wissenszweige daraus Nutzen ziehen, obwohl seine Universität keineswegs der denkbar zweckmäßigste Platz dafür ist. Gewöhnlich ist er aber nach Oxford nicht gekommen, um zu studieren, sondern um sich einen Grad zu „erliegen“

und seine soziale Natur in gewisser, aristokratischer Richtung auszubilden, und diesem Zwecke ist die Universität bewunderungswürdig angepaßt.

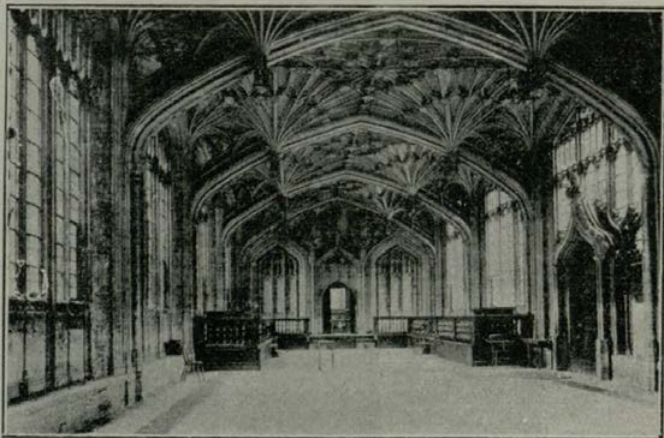
Wir dürfen nämlich nicht vergessen, aus welcher Art Häuslichkeit der Dyforder Studierende kommt. Er entstammt den prächtigen, über ganz England verstreuten Aristokraten-, Kaufmanns-, Fabrikanten-, und Beamtenheimstätten, wo sich wohl aller mögliche materielle Luxus vorfindet, die geistige Atmosphäre aber äußerst kühl, grau-leblos und oft mit exklusivem Sektengeist erfüllt ist. Von freiem Ideenleben ist nichts zu spüren. Man hat seine gegebenen Ideen und betrachtet es als etwas Unanständiges, daß es überhaupt noch andre oder bewegliche, wachsende, nicht versteinerte Ideen giebt. Und was der Engländer einmal für unanständig ansieht, das ignoriert er innerhalb des Familienlebens mit fanatischer Zähigkeit. Diese für das englische Familienleben bezeichnende Engherzigkeit herrscht nicht in ihrer ursprünglichen Strenge in dem, im Ganzen genommen sehr toleranten öffentlichen Leben . . . und dieser Segen ist zum großen Teil dem Universitätsleben der männlichen Jugend zu verdanken. Auf der Universität lebt der Jüngling vereint mit Vertretern aller andern vorhandenen Formen sozialer Bigotterie und wird von der Logik der Verhältnisse gezwungen, diese als gleichwertig mit seiner eignen, daheim eingepflanzten Anschauung der Dinge anzuerkennen. Er lernt außerhalb des Vaterhauses die trennenden, widerspruchreichen geistigen Formen des Lebens tolerieren. Fast ausschließlich stammend aus reichen Familien und den Löwenanteil seiner Aufmerksamkeit dem Sport zuwendend, fühlt sich das Dyforder Studentenkörps als eine Aristokratie in ganz anderm Sinne, als das irgend einer andern Studentenschaft Europas möglich ist. In einer solchen Studentenaristokratie werden alle anerkannten und unausweichlichen Verschiedenheiten geadelt und einander gleichgestellt. Neben dem Studentenkörps bilden die Lehrer und Administratoren der Universität eine Gelehrten- und Intelligenzaristokratie, die ihrerseits dazu beiträgt, den geistigen Horizont des Studenten zu erweitern, oder ihm wenigstens das Zugeständnis abnötigt, daß es im Leben noch andre Erscheinungen giebt, als seine eignen sozialen Vorurteile, und daß jene Achtung, ja sogar Anerkennung erheischen.

Hierzu kommen nun die, für alle Dyforder Studenten — die ge-

Lehrtesten Sportsstudenten eingerechnet — gemeinsamen klassischen Studien. Der hiesige Student kann es nicht umgehen, ein wenig Plato, ein wenig Aristoteles, ein wenig Thukydides, ein wenig Aeschylos und Sophokles zu lesen und er muß eine Anzahl vortrefflicher Vorlesungen sowohl über diese, wie noch über einige große römische Schriftsteller unbedingt anhören. Der Charakterkultus der klassischen Vorzeit, der in sozialer und religiöser Hinsicht von dem unsern so gar verschieden ist, die plastischen Charaktere Griechenlands und Roms, neben denen die Verwandlungen der Zivilisationsverhältnisse in Jahrhunderten unwesentlich erscheinen . . . alles das, als die fast einzige Geistesnahrung des Oxfordstudenten, läßt in seiner Seelenentwicklung deutliche Spuren zurück. Ohne die Allgemeinbildung des kontinentalen Studenten zu erwerben, bekommt er oft einen ziemlich tiefen Eindruck von seinen griechischen und lateinischen Übungen, sodaß seinem Charakter davon ein sichtbarer Stempel aufgeprägt bleibt.

Die Universität verleiht ihm also weniger eine Intelligenz als eine Charakterbildung. Als Eigentümer ungeheuern Grundbesitzes, als Chef großer industrieller und kommerzieller Unternehmungen, als bürokratischer Verwalter ausgedehnter Kolonien und exotischer, unterworfenen Staaten, sowie als militärischer Beschützer von solchen, genießt er später den Vorteil davon, seinen Charakter mit einem bißchen Klassizismus übertüncht und sich eine gewisse weltmännische Toleranz angeeignet zu haben. Diese Tätigkeitszweige fordern im Grunde wenig höhere Intelligenz und wenig tiefere Kenntnisse, sondern vor allem Klugheit und festen Charakter. Den Durchschnitts-Engländern geht fast jede intellektuelle und ästhetische Neigung ab, vielleicht mehr als jeder andern Nation Europas. Als Ersatz dafür haben sie erstaunlichen Unternehmungsgeist für den Betrieb allerlei grober Berufsthätigkeit im großen Stil — für Großindustrie, Kolonisation, Welthandel, demokratische Politik und dergleichen — und sie besitzen auch die Kühle und Zähigkeit des Charakters, die den Erfolg in diesen Tätigkeiten sichern. Geistlose, einförmige, unästhetische Arbeit ermüdet sie nicht, sondern wird trotz aller Hindernisse mit ruhiger Konsequenz ausgeführt. Das ist gleichzeitig eine der stärksten und eine der schwächsten Seiten des englischen Nationalcharakters.

Der Engländer ist der Mann der Quantität, nicht der Qualität. Er treibt seine Thätigkeit ins Große, hat im Grunde aber keine befriedigende Antwort auf die Frage: *cui bono?* Er kann eine ausgedehnte Herrschaft und verwickelte Institutionen aufbauen, bleibt dabei aber selbst einseitig und in gewisser Hinsicht nur pygmäenhast entwickelt. Sein Volk gebiert öfters kraftvolle und erfolgreiche Charaktere, doch diese sind gleichwohl jetzt — ich schreibe über das moderne England — selten interessant im höheren, allgemein menschlichen Sinne.



Die alte Aula der theologischen Fakultät in Oxford.



Chatsworth House.

Zwanzigstes Kapitel.

Haddon Hall und Chatsworth House.

Für den im mittleren England Reisenden bildet es eine angenehme Überraschung, mitten zwischen den widerwärtigen Industriebezirken Manchester's und Sheffield's auf seinem Wege eine so natur schöne und vom pittoresken Gesichtspunkte so interessante Gegend wie die Grafschaft Derbyshire anzutreffen. Als ich bei meiner Rundreise durch das industrielle England eines schönen Nachmittags bemerkte, daß ich von Sheffield's Messerschmiedern und Stahlgießereien mehr als genug hatte, kam ich auf den verständigen Gedanken, nicht den graden Weg nach meiner nächsten industriellen Beobachtungsstation (Manchester) zu dampfen, sondern meinen von Fabriksgetöse schmerzenden Kopf durch einen mehrtägigen Streifzug in den, wegen ihrer reizenden Szenerien gepriesenen Thälern Derbyshires aufzufrischen.

Nach der alten guten Regel, daß das Beste gerade gut genug ist, wendete ich mich nach den Derwent- und Wyethälern, wo zwei der berühmtesten hochadligen Güter Englands liegen: Haddon Hall, das Eigentum

des Herzogs von Rutland, und Chatsworth House, der Familiensitz des Herzogs von Devonshire. Es liegt ein besondrer Reiz in der Vergleichung dieser beiden feudalen Niederlassungen, denn die eine gehört zu den typischsten mittelalterlichen Burgen, die sich in England noch erhalten haben, während die andre ein Renaissancepalast ist, der uns in nicht minder charakteristischer Weise den englischen Feudalismus in seiner modernen Gestalt zeigt.

Die schmutzige und anwidernde Stadt Sheffield ist von einer kouierten, an Wald und Wasserläufen besonders reichen Landschaft umgeben. Läßt man den großen Fabriksort hinter sich, so fährt man zuerst durch eine Menge kleinerer Fabriksplätze und nachher an sehr vielen vereinzeltten Fabriken und Eisenwerken vorüber. Schließlich verliert man auch diese letzten Spuren des Industrialismus aus dem Gesicht, und wenn man in das enge, von waldbewachsenen Abhängen umgebene Derwentthal gekommen ist, das pittoreske Matlock mit seinen Mineralquellen und Sanatorien passiert, sowie das kleine Dorf Rowsley am Zusammenflusse des Wye und des Derwent erreicht hat, befindet man sich in einem der ländlich friedvollsten Winkel der ganzen Insel John Bulls.

Hier stoßen die Domänen der Herzöge von Rutland und von Devonshire aneinander und hier, auf den alten Familiengütern, wird kein andres Gewerbe als der Landbau betrieben . . . natürlich Landbau in großem Maßstabe und nach den neuesten Methoden. Die Bevölkerung hier ist durchweg von agrarischem Typus und unterscheidet sich von den Arbeiterklassen Manchesters und Sheffields an Leib und Seele vielleicht mehr, als von den agrarischen Bewohnern der entferntesten Landesteile. Solche plöbliche Übergänge von einer Daseinsform zu einer andern trifft der in England umherschweifende Fremde unauhörlich. Die strenge Organisation des ökonomischen Lebens, die weitgetriebne Arbeitsteilung und deren Tendenz, die industrielle Bevölkerung in ungeheure Städte zusammenzudrängen, verwandelt England zu einer Art sozial-psychologischer Mosaik. Ungleiche Volkstypen trifft man ohne Übergang dicht beieinander entwickelt.

In Rowsley ist jedes Farnhaus, jede Arbeiterhütte so rein und fein, wie man's nur wünschen kann. Vor jedem, mit schneeweißen Gardinen

versehene Fenster duftet ein Gärtchen mit einem kleinen Urwaldbüschel schöner, altväterischer Kräuter und Büsche. Männer, Frauen und Kinder sind braun von Teint, grade aufgewachsen und stark an Gliedern . . . nicht bleich, schwächlich und eingesunken, wie in den schmutzigen, übelriechenden Arbeitervierteln Sheffields und Manchester's. Hier sieht man die schulpflichtigen Kinder in ihren Freistunden auf den Äckern Unkraut ausrotten oder in den geräumigen Bauernstuben Früchte lesen und reinigen . . . dort in den Industriestädten findet man sie in den dunstigen Fabrikfälen nervös hin und herrennen, wie tränierte Affen, die die wild lärmenden Maschinenungeheuer bedienen.

Row'sley ist im besten Sinne des Worts das Vorbild für ein altmodisches englisches Dorf. Die unregelmäßig zwischen heckenumschlossenen Obstgärten verstreuten Bauernhäuser und Reihen von Arbeitercottages sind alle bestens erhalten, und manche davon sehen ziemlich neu aus. Der altertümliche, halbgotische Baustil ist in den meisten Fällen sorgsam bewahrt oder mit vielem Geschmaek nachgeahmt. Der Eindruck ländlicher Wohlfahrt wird hier nicht — wie so vielerorts in England, wo man sich zu „Verbesserungen“ aufgeschwungen hat — von der banalen, in ländlichen Umgebungen so störenden „Vorstadtarchitektur“ gestört. Der kleine Gasthof ist eine der anziehendsten Reliquien ländlicher Architektur des 17. Jahrhunderts in England.

An einem lauen, duftenden Sommerabende in diesem kleinen altenglischen Dorfe umherzuwandern oder eine Zeit lang an dessen verwitterter, moosbewachsener Steinbrücke über den Wye zu verweilen und im Anschauen des Mondlichtstrefens in dem plätschernden Wasser zu versinken, worüber uralte Weiden ihre knotigen Stämme und feines, schwankendes Laubwerk neigen, ist die beste Vorbereitung, die man sich wünschen kann, um am nächsten Tage nach der alten Ritterburg Haddon Hall hinaufzupilgern. Die Landschaft hat die weichen Bogenlinien und saftigen Farben, die für England charakteristisch sind, und das kristallklare Wasser des Wye, dessen Laufe man in dem herrlichen, die Burg umgebenden Parke folgt, glänzt so frisch unter dem schattigen Laubgewölbe hundertjähriger Bäume.

Die Ritter des Mittelalters verstanden es zuweilen ebensogut wie

dessen Mönche, für ihre prächtigen Wohnstätten im Schoße der Natur die idyllischsten Plätze auszuwählen. Das stattliche feudale Haus, dessen Turm und unregelmäßige Strecken zinnengekrönter Mauern wir jetzt aus dem dichten Laubwerk auf halber Höhe eines waldbestandnen Hügels auftauchen sehen, kann man gar nicht anders nennen, als eine feudale Idylle. Es ist keine Festung, um sich zu verteidigen, sondern ein nur notdürftig besetzter Palast, worin das Haupt einer großen adeligen Familie in der reizendsten Naturumgebung einen fürstlichen Hofstaat halten konnte.

Von Haddon Hall haben die Chroniken nicht solche kriegerische Abenteuer zu berichten, wie z. B. von Kenilworth oder Warwick Castle, dafür aber so viele, mehr romantische Episoden und lebensvolle Züge von dem, was man die häuslichen Verhältnisse der Feudalzeit nennen könnte. Schon der Umstand, daß der jetzige Besitzer des Palastes nicht den Namen trägt, mit dessen Geschichte die Ortschaft hauptsächlich verknüpft ist, erinnert an eine pikante Anekdote aus dem 16. Jahrhundert. Zener Zeit war Haddon Hall im Besitze eines Sir George Vernon, dessen aus der Normandie stammende Familie seit dem 12. Jahrhundert hier residiert hatte. Ritter George besaß zwei Töchter, die seine ausgedehnten Besitzungen, darunter nicht weniger als dreißig besondere Güter in Derbyshire allein, erben sollten. Die ältere Tochter wurde aber auf Kosten der jüngern — der schönen und liebenswürdigen Dorothy Vernon — begünstigt, und als die ältere Schwester ihre Hochzeit mit großem Prunke auf Haddon Hall feierte, wollten die Eltern nicht einmal Dorothys Verlobung mit dem jungen Sir John Manners, dem Sohne des Grafen von Rutland, zustimmen, den jene heimlich liebte. Während der Hochzeitsfestlichkeiten, die ein paar Wochen währten, ritt nun dieser, als Waldhüter verkleidet, Tag und Nacht im Parke von Haddon Hall umher, immer hoffend, einen Schimmer von der Dame seines Herzens zu sehen, und in einer schönen Nacht, als in den geräumigen Sälen des gotischen Palastes der Tanz in vollem Gange war, begab sich Dorothy unbemerkt hinaus auf die Terrasse, schlüpfte die Stufen nach der Wiese davor hinunter und kreuzte die kleine Steinbrücke über den Fluß, auf dessen anderer Seite sie von den Armen des Geliebten empfangen wurde.

Dann ging's zu Nozze fort die ganze Nacht hindurch, bis das Pärchen am folgenden Tage in einer Kirche des Erbguts des Bräutigams getraut wurde.

Durch diese romantische Heirat wurde Haddon Hall für ein paar hundert Jahre die Residenz der Grafen (späteren Herzöge) von Rutland. Jetzt wohnen sie in dem großen und zeitgemäß komfortabeln, doch in modernem trivialen Stile errichteten Belvoir Castle an der Grenze zwischen Leicestershire und Lincolnshire. Durch ihre romantische Flucht aus Haddon Hall wurde Dorothy Vernon zur Heldin in vielen Gedichten, Romanen und Dramen bis herab auf unsre Tage, und fast auf jedem Schritte, den man in ihrem jetzt verlassenen Palaste thut, wird man von dem herumführenden dienstbaren Geiste mit einer Menge Anekdoten von dem schönen und mutigen Edelfräulein unterhalten.

Es würde eines gründlichen Kenners der gotischen Schloßarchitektur und vielen Raumes bedürfen, um eine Vorstellung von dem gleichzeitig anheimelnden und prächtigen, romantisch regellosen und den Schönheitsinstinct berührenden Gebäudekomplex zu geben, wie er da auf unebnem Boden zwischen dem dunkeln Walde und dem klaren Flusse liegt. Es giebt wenig alte Ritterburgen in Westeuropa, und wahrscheinlich gar keine in England, die gleichzeitig so wohlerhalten und auch von dem geringsten Versuch einer Restauration unberührt geblieben sind. Dieser wichtige Vorzug hängt mit dem Umstand zusammen, daß der Platz seit mehr als hundert Jahren unbewohnt ist. Bei genügender Phantasie und archäologischer Kenntnis hat man hier die beste denkbare Gelegenheit, sich eine Vorstellung davon zu bilden, wie „die Großen im Lande“ vor 400 bis 500 Jahren oder in noch früherer Zeit zu wohnen und zu leben pflegten.

Um die beiden, in verschiedner Höhe gelegenen Schloßhöfe sind Baulichkeiten von sehr verschiednem Alter zusammengedrängt. In der kleinen unregelmäßigen Schloßkapelle findet man runde normannische Wölbungen und Fenster. Ein besonders primitiv gestalteter Pfeiler und der massive gleich daneben befindliche Taufstein sollen sogar angelsächsischen Ursprungs sein. Im 14. Jahrhundert wurde der in seinem einfachen, malerischen Stil höchst interessante sog. „große Banketsaal“ mit seinem massiven Spitzbogen-

portal erbaut, das nach einer unregelmäßig angeordneten kleinen Terrasse im untern Burghofe hinausführt. Diese Halle war, wie in allen nordischen Ritterburgen, der Schauplatz alles offiziellen und gesellschaftlichen Lebens, für das der reiche und mächtige Edelmann den Mittelpunkt bildete.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts wurden in etwas reicherem, doch gleich geschmackreinem Stil die Prunkgemächer rings um den obern Schloßhof hinzugebaut; und zu allerlezt, wahrscheinlich gegen Ende des 16. Jahrhunderts, erhielt der ganze unregelmäßige Komplex durch die sogenannte „lange Gallerie“ oder den Ballsaal seinen Abschluß. Dieser hat nach der Gartenterrasse zu drei pittoreske, von Immergrün überwachsene Erker, die die populärste architektonische Schönheit des Platzes ausmachen und durch unzählige Gemälde und Kupferstiche verewigt wurden.

So wuchs also die alte Ritterburg im Laufe der Jahrhunderte Stück für Stück — von innen nach außen — je nachdem der Bedarf an vermehrten Räumen oder neuen Gemächern für besondere Zwecke das erheischte. Der alte ehrwürdige Rittersaal blieb, trotz aller Veränderungen und Erweiterungen — stets der Mittelpunkt dieser organisch verflochtenen Gebäude, die alle schon durch das Aufre ihre verschiedene Bestimmung in harmonischer Weise verraten. Verhältnisse und Verzierungen der Fenster und Portale scheiden sofort die weich stimmungsvolle Kapelle von dem vornehm monumentalen Rittersaale. Die niedrigen und einfachen, doch trotzdem malerischen Küchen- und Ökonomiegebäude sind unmöglich mit dem anheimelnden Baublock zu verwechseln, worin die Wohnzimmer der Familie liegen, so wenig wie diese mit dem stattlicheren und deutlich ornamentierten Teile für Gastzimmer und Festhale. Die schlanken Wachttürme, deren Zinnen das Ganze überragen, verleihen dieser Architekturphysiognomie einen ganz selbständigen, herb kriegerischen Zug.

Hier, wo kaum ein Fenster dem andern, kein Portal, keine Treppe oder Thür der andern gleicht, bildet all die äußere Schönheit einen fein harmonisierenden, doch völlig durchscheinenden Schleier über das Zweckmäßige in jedem besondern Gebäudeteile. Diese schöne Vereinigung des künstlerisch Freien mit dem physiologisch Gebundenen in der gotischen Schloßarchitektur

ist es, die man ganz allgemein und vielleicht am besten in dem Ausrufe: „Wie malerisch!“ zusammenfaßt.

Will man den schroffsten Gegensatz zu dieser ungezwungenen Individualisierung und organisch maßvollen Größenzumessung von Gebäudeteilen sehen, so braucht man nur eine Wegstunde weit durch Wiesen und Parke nach Chatsworth House zu wandern.

Auf einem, an Haddon erinnernden Terrain, d. h. zwischen einer bewaldeten Anhöhe und dem durch offene Wiesengründe fließenden Derwent, haben die Ahnen des jetzigen Herzogs von Devonshire gegen Ende des 17. Jahrhunderts den alten gotischen Familiensitz durch einen großen, viereckigen Renaissanceblock ersetzt, dessen fast identisch konstruierte und geschmückte Seiten jede gegen dreißig, einander ganz gleiche Fenster aufweisen. Nach Norden zu hat man später, 1820, in noch dürftigerem Geschmack einen zwei Duzend Fenster langen Flügel angebaut, der mit einem nichtsagenden Pavillon im gleichen einförmigen Kasernenstil abschließt.

Außerlich findet sich nur ein kleiner oder fast gar kein Unterschied zwischen Küche und Prunksaal, zwischen Kapelle und Wohnzimmern. Alles ist in dieselbe rechtwinklige, hochstattliche Form eingepreßt, ohne Rücksicht auf etwas anderes als mechanische Gleichförmigkeit und gleißende Oberfläche. Das riesenhafte Bauwerk ist seiner herrlichen Naturumgebung ebensowenig angepaßt, als wenn der für Londons Verhältnisse zugeschnittene Buckingham Palast von einer Schar böser Geister durch die Luft hierher versetzt würde. Man kann erraten, daß der Besitzer dieses Palastes mit all seinem Reichtum an Zimmern und Sälen darunter unmöglich eine einzige, kleine anheimelnde Studierstube mit mäßig großen, unregelmäßig angebrachten Fenstern und den für ein solches ansprechendsten Verhältnissen an Höhe und Bodenfläche auffuchen kann. Hier lebt man großartig, ob man will oder nicht, ob es sich für den Zweck eignet oder nicht.

Von demselben einfältigen Größenwahn zeugt die mächtige Steinbrücke über den Fluß unten im Parke. Eine solche Brücke würde für einen Arm der Seine in Paris passen, hier draußen in lieblicher und einfacher Natur nimmt sie sich fast grotesk aus. Die unästhetische Großthuererei, die all diese

feine, städtische Architektur hier in die Natur hinaus verlegt hat, hat auch noch die eigenartige Schönheit des Flusses durch Aufschütten von Dämmen unten im Parke vernichtet, Dank denen das Wasser unter der Brücke und dicht vor dem Schlosse eine künstliche breite Fläche, doch auch einen künstlich trübe Konsistenz erhalten hat . . . ein bedauerlicher Unterschied gegenüber dem hurtigen, klaren Wasser, das in schmaler, von Weiden und Erlen geschützter Rinne sich um den Fuß von Gaddon Hall schlängelt.

Chatsworth House ist jedoch nicht leer, wie die alte Burg in Gaddon. Vom Kellergeschoß bis zum Dachfirst ist die Residenz des Herzogs von Devonshire angefüllt mit allerlei Bequemlichkeits-, Luxusartikeln und Kunstschätzen, die Geld und hoher Rang nur zusammenhäufen können. Um diese Dinge zu bewundern, wallfahrten alljährlich Tausende von Einheimischen und Fremden (natürlich besonders Amerikaner) hierher, und sie finden die Staatsräume auch stets geöffnet, sowie in ihren Pflichten wohl eingeeübte Diener bereit, alles kostenlos zu zeigen und zu erklären. In der Sommerfaison beginnt die Vorzeigung jeden Tag um elf Uhr vormittags, als wäre das Schloß ein Museum in einer Großstadt. Nicht selten stehen zu dieser Stunde schon ein paar Duzend Neugierige aus allen Gesellschaftsklassen und verschiedenen Nationalitäten vor den vergoldeten Gitterthoren und warten geduldig auf Einlaß.

Kunstfachen so schockweise zu betrachten hat natürlich keine Nachteile, vorzüglich da kein Einzelner, aus leicht erklärlichen Gründen, länger als alle Übrigen in einem Zimmer verweilen kann. Man bekommt indes einen „allgemeinen Überblick“ über die Dinge, die das hochadlige Haus Cavendish im Laufe der Zeit in seinen Prachtsälen anzusammeln für gut befunden hat. Zuerst führt man uns in einen stattlichen, marmorschimmernden Vorfaal mit schöner nach den Prunkgemächern führenden Freitreppe. Hier finden sich Decken- und Wandgemälde . . . alle, wie auch in den übrigen Zimmern, von sehr mittelmäßigem Werte. Der Geschmack auf diesem Gebiete war in der Zeit von 1680 bis 90, als Verrio, Laguerre und andre Modemaler das Stammschloß des Herzogs von Devonshire

aus schmückten, bekanntlich nicht grade der beste. Die Kapelle, in die wir darauf einen Blick werfen, sieht überaus unfirchlich aus. In architektonischer Hinsicht ist sie ein gewöhnlicher, heitrer Renaissance-salon mit hohen Zederholzpanelen, die sehr feine Schnitzereien in Rokokostil aufweisen.

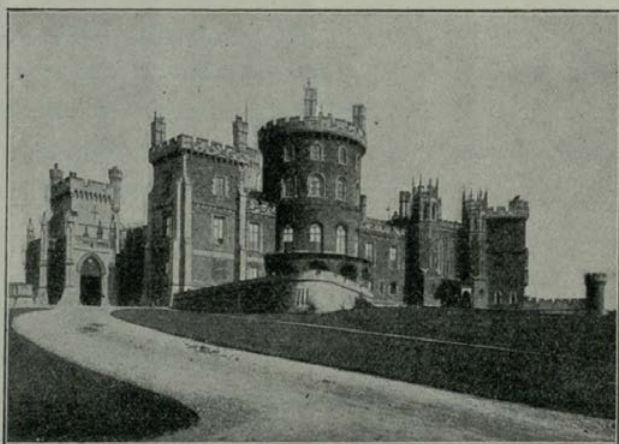
Nun folgen in langen Gallerien die berühmten Kunstschätze des Hauses mit Hunderten von Originalskizzen von Raphael, Leonardo da Vinci, Michael Angelo, Titian, Corregio, Rubens, Rembrandt, Dürer, Holbein, Claude und andern Meistern, sowie eine Gemälde-sammlung mit verschiednen feinen Bildern aus der alten deutschen und der niederländischen Schule. Einen angenehmen Gegensatz zu der engen, schlecht beleuchteten Bildergalerie bietet die stattliche, durch Oberlicht schön erhellte Skulpturhalle, wo wir eine Venus und einige Basreliefs von Thorwaldsen, mehrere große Arbeiten Canovas, (Kopf Napoleons, sitzende Statue seiner Mutter, Endymion u. a. m.), bewundern können. In den von Gold und kostbarer Möbelausstattung mehr als nötig schimmernden Prunkzimmern werden Geschenke fürstlicher Personen, die hier zu Gaste waren, vorgezeigt. Der Zar Nikolaus, der 1844 hier war, hat ein Paar von den bekannten großen Malachitgefäßen zum Andenken zurückgelassen.

Draußen im Park sieht man noch eine andre Erinnerung an diesen Monarchen, nämlich eine für seinen Besuch eigens hergestellte Fontäne, die ihren armdicken Wasserstrahl 79 Meter hoch emportreibt. Der Gärtner verfehlt auch nicht, auf eine Reihe von Bäumen hinzuweisen, die von lauter Mitgliedern des englischen Königshauses gepflanzt wurden . . . darunter eine Eiche, die mit der Regierung der Königin Viktoria fast gleichaltrig ist, da sie als Prinzessin diese kurz zuvor pflanzte, ehe sie so plötzlich berufen wurde, den Thron des britischen Weltreichs einzunehmen.

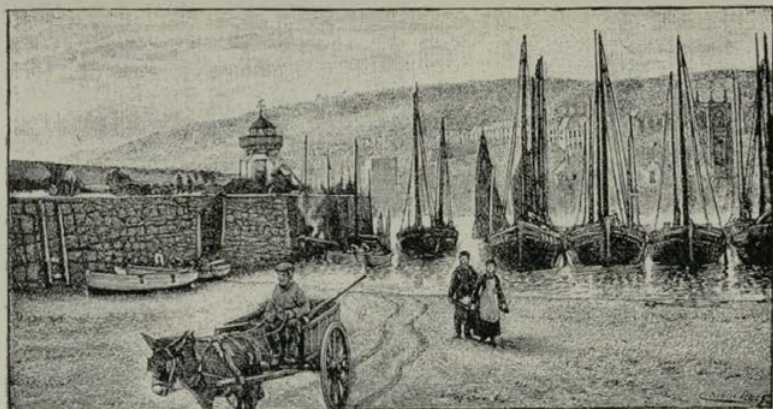
Da ich nun einmal auf „historische Kuriositäten“ gekommen bin, kann ich wohl auch erwähnen, daß sich unten im Parke in einem dichten Baumdickicht auf der andern Flußseite ein dunkles und düstres turmähnliches Bauwerk, von wassergefülltem Wallgraben umgeben und mit kleiner Terrasse auf dem Dache, erhebt. Hier soll Maria Stuart in Gewahrsam gehalten worden sein, wenn sie während ihrer langen Gefangenschaft von

ihrem Wächter, dem Grafen von Schrewsbury, zuweilen nach Chatsworth gebracht wurde.

Das nicht das mindeste Interessante an Chatsworth sind die schönen, merkwürdigen Zuchttiere, die man in dem ausgedehnten Parke herumlaufen und weiden sieht. Der jetzige Besitzer ist zwar ein namhafter Politiker, doch auch ein eifriger Landwirt, der für neue Versuche in dem von den wissenschaftlichen Erfindern und Verbesserern vielleicht am meisten vernachlässigten Hauptnahrungszweige viel Geld opfert.



Belvoir Castle.



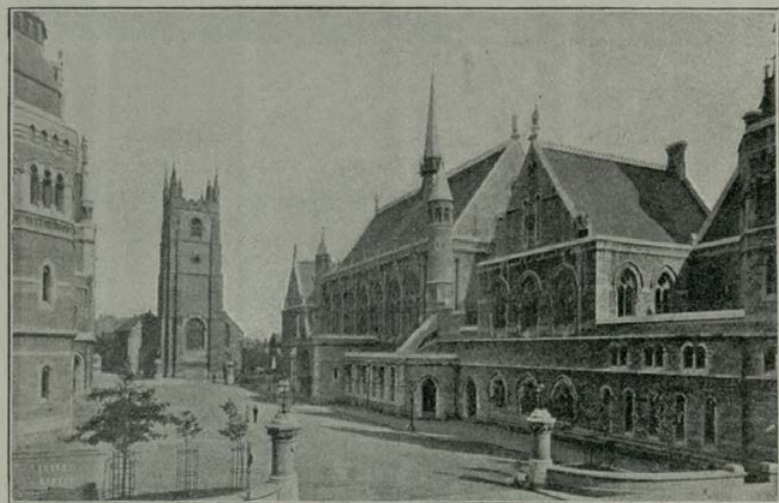
St. Ives.

Einundzwanzigstes Kapitel.

In der Gegend von Land's End.

Seines schönen Sommerabends legte ich mich in einem Schlafwagen zu Bett, der von der Paddington Station London mit dem — gewöhnlich „der fliegende Holländer“ genannten — Expresszug der Großen Westbahn verließ. Das sanfte, gleichmäßige Schaukeln, das eintönige Klackteklack . . . Klackteklack . . . der Räder auf den Schienen, die Schläfrigkeit nach einem, in dem schwülen und bunten Themselabyrinth wohl verbrachten Tage . . . alles trug dazu bei, mich in tiefen, ungestörten Schlummer zu versenken, aus dem ich erst am folgenden Morgen gegen sechs Uhr erwachte, als ein scharfer Sonnenstrahl, der sich zwischen der klappernden Jalousie und dem Fensterrahmen hereinstahl, mich hartnäckig am linken Augenlide kitzelte. Jeder Kubikcentimeter meines Hirns war noch vollgepfropft von staubiger, dumpfer Londoner Stimmung, als ich, die schlaftrunknen Augen öffnend, über blendende Strecken niedriger, langer Hügel blickte, die in feuchtem, graugelbem und grau grünem Schimmer vor mir lagen. In weiter Ferne glitzerte das Meer durch den sich eben auflösenden Frühnebel.

Großer, überraschender Stimmungswechsel in dem Londondunstigen Gehirn . . . und ein gelindes Gefühl von Scham, wie ein auf der Eisenbahn verfrachtetes Tier mehrere Stunden dieser erfrischenden Morgenherrlichkeit verträumt zu haben. Als die Gewissensbisse zugleich mit den letzten Resten Londoner Staubes im vortrefflichen Toilettenraum des Waggons weggespült waren, hatte ich von der in London erworbenen Unverschämtheit schon wieder genug gewonnen, um dem Schaffner eine Tasse warmen, starken



Das Rathaus in Plymouth.

Kaffee abzulocken, den dieser im Dienstcoupé auf versteckter Spiritusmaschine für sich selbst bereitet hatte. Aus dem vertraulichen Gespräch während des Kaffeeschlürfens erfuhr ich, daß der Zug vor etwa einer Stunde in Plymouth gehalten habe und wir nach einer weiteren Stunde am Ziele der Reise, in dem schönen Badeorte Penzance dort unten in der Gegend des meerumschlungenen Land's End eintreffen würden.

Als wir dann an einer Nebenbahn, einige Stationen vor Penzance hielten, kam mir plötzlich der Gedanke, daß es doch weit interessanter sein müßte, nach diesem Orte zu Fuß zu gelangen. So bestieg ich einen hier

wartenden Lokalzug und landete gegen sieben Uhr in der kleinen Fischerstadt St. Ives auf der Nordseite der Landzunge. Hier in der hübschen Hafensbucht roch es nach Fisch und Theer, und neben den vom Morgenfischzuge schon heimgekehrten Booten versteigerte man den schuppigen, zappelnden Fang. Männer und Frauen mit wetterfesten Zügen und groben Trachten standen feierlich schweigend im Kreis um den offiziellen Auktionator; man meldete sein Gebot mit verhaltener Stimme, langsam und vorsichtig, als gälte es, hier große Landgüter zu erstehen, statt kleine Lose von Matrelen, Rochen und Seeaal zu je 10 bis 18 Pence.

Von einem hohen, vereinzelt aufragenden Felsen, der den kleinen Hafen gegen den Wogenschwall des Ozeanes schützt, hat man freie Aussicht über den ganzen nackten, faltigen Küstenstrich, der sich in nordwestlicher Richtung bis zum Bristolkanale hinaufzieht. Diese Küste mit den haidekrautbedeckten Anhöhen und den engen, tief grünen, ins Land einschneidenden Thälern war es, die nach mittelalterlicher Sage den Schauplatz für die wunderbaren Thaten des Königs Arthur und seiner Ritter von der Tafelrunde bildete. Da hinauf, zur Burg Tintagel-Terrabil „am kornischen Meere“ kam König Uther von Osten her auf dem Kriegspfade, erschlug den Gemahl der Königin Ygrayne und ehelichte sie noch in selbiger Nacht; als dann der Königin Sohn Arthur (Artus) geboren war, wurde dieser ins Land hinein geführt, und zwar durch den geheimnisvollen Merlin, den keltischen Magier, der in der Arthursage die Schicksalsfäden in den vor Alter zitternden Fingern hält. König Arthur kam schließlich wieder nach der väterlichen Burg am Meere zurück. Durch Merlin erhielt er vom Zaubergeiste im Waldsee das wunderbare Schwert Excalibur. Er vermählte sich mit der schönen Guenivere und bestand tausend seltsame Abenteuer an der Spitze für Tugend und Liebe kämpfender Ritter von der Tafelrunde . . . doch das Schicksal mußte sich erfüllen. Schön Guenivere liebte den edeln Launcelot, und nachdem die dunkle Nemesis der keltischen Sage alle Ritter Arthurs in der schrecklichen Schlacht auf der Haide von Camelot hatte fällen lassen, erhielt Arthur den Todesstreich von dem jungen Königsprossen Mordred. Excalibur wird wieder in den Waldsee ge-

schleudert, wo die weiße, ausgestreckte Hand des Geistes das Schwert erfasst. Was mit König Arthur später geschah, weiß niemand, denn drei schöne Königinnen entführten ihn vom Schlachtfeld in einem Boote . . . man glaubt aber, nicht nach dem Reiche des Todes. Hiermit ist die Sage jedoch nicht zu Ende. Während Launcelot glaubte, daß er die Königin Guenivere umarme, war das die junge, ihn unglücklich liebende Lady Elaine — sie, die zuletzt an ihrer Liebe starb — und die glänzende Rittergestalt ihres Sohnes überstrahlt sogar die des Königs Arthur. Nicht dieser war es, sondern der junge Galahad, Launcelots Sohn, der die große Meisterprobe bestehen sollte, den heiligen Gral mit reinem Blicke zu schauen; . . . das wußte auch schon der alte Merlin, als er das Kind Arthur in seinen Armen hielt.

Daß die englische Version dieser herrlichen keltischen Sage deren Schauplatz nach Cornwall verlegte, geschah mit gutem Grunde, denn die südwestlichste Halbinsel Großbritanniens ist ein uralter keltischer Kulturherd. Auf den Pfaden über die kahlen, sonnigen Hügel zwischen St. Ives und Penzance geht der Wanderer an mancher seltsamen Steinbaute aus der keltischen Vorzeit vorüber. Diese rohen, fast formlosen, von Flechten bedeckten Blöcke sind noch Zeugen der landeinwärts gerichteten Züge phönici-scher Seefahrer gewesen, die vor 3000 Jahren hierher kamen, um Zinn zu holen. Man kommt noch an Gruben vorbei, die schon von diesen frühzeitigen, transozeanischen Kaufleuten angelegt wurden. In allen Richtungen erheben sich kleine, turmartige Bauwerke aus rohbehauenen Stein; sie sind vierseitig, mit einem runden, hohen Schornstein an einer Ecke. Die meisten dieser primitiven Grubenbauten liegen jedoch in Ruinen und geben der waldlosen, dünnbevölkerten Landschaft den Charakter eines Kulturschlachtfeldes, wo das Getöse des Lebens und des Kampfes zuletzt verstummt ist und wohin die schweigenden Geister der Urzeit zurückgekehrt sind, um über den Erfolg so vielen Mühens und Strebens nachzusinnen. Noch vor 25 Jahren gewann man für mehr als 20 Millionen Mark Kupfer aus den erzeichen Eingeweiden Cornwalls und Devonshires . . . jetzt verlautet, daß man nach Nevada hinüber fahren muß, um kornische Grubenarbeiter in

ihrem Glanze zu sehen. In unsern Tagen hat der kornische Gewerbefleiß, soweit er nicht bereits nach den Grubenfeldern Amerikas ausgewandert ist, angefangen, aus der Grubennacht emporzusteigen und nach der bergigen Küste überzufiedeln, um im Kampfe mit den Stürmen und Wogen des Weltmeers den kargen Lebensunterhalt wieder zu erobern, der unter allen Kultur- und Lebensverhältnissen der Lohn des Körperarbeiters ist, und dort hinaus, wo die Wege sich über die Felsenränder, hoch über der weißen Brandung des Meeres hinschlängeln, wollen auch wir ihm jetzt folgen.

Wir sind an der Südküste hinauf bis einige englische Meilen jenseit Penzances gelangt und blicken von drei- bis vierhundert Fuß Höhe aus grade hinunter nach der majestätischen Bucht, die von Land's End im Westen und von Lizard Head im Osten begrenzt wird. Am wolkenlosen Himmel steht die Sonne im Zenith und gießt Ströme blendenden Lichts auf ein Panorama voll unvergleichlicher Farbenpracht. Der Strand besteht zwischen Penzance und dem St. Michaels Mount aus schneeweißem Sande. St. Michaels Mount bildet eine runde Felsenmasse, die aus dem Meere lotrecht aufsteigt und in der Höhe von einigen hundert Fuß von einer mittelalterlichen Burg bekrönt ist. Hinter den Thürmen und Zinnen dieses kühn konstruirten Feudalnestes dehnen sich weite Strecken fruchtbarer, saftig grüner Hügel aus, die nach dem blauen Rücken der Berge Cromwalls zu da aufsteigen, wo diese grade aus ins Meer hinausragen. Die hüpfenden, schaumgekrönten Wellen der halbkreisförmigen Bucht blenden das Auge mit einem tiefern Blau, als selbst dem des Himmelsgewölbes, und über dem Grunde zwischen den rotbraunen Granitfelsen da unten in der glitzernden Tiefe grade vor unserm Fuße, schillert das Wasser einmal im wärmsten, dunkelsten Purpurrot und dann wieder im kältesten, durchsichtigsten Eisgrün. Der Wanderer sinkt auf duftigem Ackeraine hinter den üppigen Fuchsienecken des Wegs nieder und überdenkt andächtig den südländischen Reiz der Meeresbucht und die paradiesische Fruchtbarkeit der nach der Mittagsseite zu abfallenden Gärten und Ackerstücke.

Die Durchschnittstemperatur ist hier nur wenig niedriger, als im mittlern Italien. Freilich sind die Niederschläge noch größer als gewöhn-

lich im regenreichen England, die schönen Tage sind dafür aber klarer, farbenfreudiger hier draußen auf der Landspitze am atlantischen Meere, als weiter drin im Lande, wo immerfort ein Dunstschleier zwischen Sonne und Erde schwebt. Das Schlimmste am englischen Regen ist übrigens nicht seine Menge, sondern seine Art. Dann und wann, wie unter dem schönen Sommerhimmel Nordeuropas, einmal einen Sturzregen mit scharf markiertem Anfang und Ende zu bekommen, mit dem herrlichen Kontrast zwischen dem Wegwehen bleigrauer, schwerer Wetterwolken und dem Wiederhervorblicken des freundlichen Blaus des Himmels . . . das ist ja ein erfrischendes Naturspiel und kräftigt die Lebenslust. Das Gegenteil gilt aber vom englischen Regen, der weder Anfang noch Ende kennt, sondern von einer Woche trüber Witterung eingeleitet wird, der zwei Wochen unausgesetzten Sprühregens folgen. Darauf kann man vielleicht mit einem dreitägigen Platzregen belohnt werden, doch diesem schließen sich wieder zwei Wochen Sprühregen und vierzehn Tage trübes Wetter an, bis endlich eine Woche lang halbklarer Himmel bleibt . . . als Übergang zu einer neuen, endlosen Staubregenperiode. Das englische Klima ist Sonnen- und Farblosigkeit, Einförmigkeit in bedrückenden Naturstimmungen . . . und erzeugt deshalb Spleen, Völlerei, Brutalität, sowie das große Gegengift für alle zugehörigen Störungen: den Puritanismus. Der britische Puritanismus ist eine systematische Dämpfung der Lebenslust, eine Abwaschung der kräftigen Farben des Seelenlebens, eine absichtliche Einimpfung von Depressionsstimmungen und deren äußeren Formen. Man hegt hier nämlich ein großes Mißtrauen gegen sich selbst: daß Abandon gleichbedeutend mit Brutalität werden könne. Um dieser Gefahr gewaltsamen Stimmungswechsels unter einem eintönig grauen Himmel zu entgehen, macht man seine Seele dauernd einförmig und grau. Man wird moralisch, respektabel, doch uninteressant . . . denn man hat das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Zufolge dieser psychischen Einwirkungen auf die angelsächsische Rasse verdient das milde englische Klima die Bezeichnung eines der schlechtesten auf Erden, denn das Klima soll das menschliche Leben mehr anregen und den menschlichen Charakter reicher machen, nicht aber umgekehrt. Daß der

Pflanzenwuchs in England so wunderbar saftig und reich an weichen, poetischen Farbentönen erscheint, das ist damit doch zu teuer erkauft.

Das offene, sonnige Cornwall ist keltisches Land, wenn auch mit englischer Sprache. Es soll über hundert Jahre her sein, daß man in einer Kirche hier an der Küste bei Newlyn eine Frau begrub — selbstverständlich mußte es eine Frau sein! — die den cornischen Dialekt der keltisch-britischen Sprache noch beherrschte. Der Volkstypus, vorzüglich der weibliche, ist unverkennbar keltisch, doch nicht überwiegend nordkeltisch, wie in Irland, sondern oft südkeltisch mit bräunlichem Teint, schwarzem Haar, braunen Augen und schwach gewölbter Nase. Der Volkscharakter ist etwas angenehmer und wärmer, als im übrigen Südenland, doch nicht so geistig beweglich wie in Irland, sondern eher schwerfällig, wie der rassenverwandte Charakter der Bretonen. Ubrigens kann man kaum sagen, für wieviel abenteuerliche Rassenmischungen man in dem entlegenen Lande Beispiele finden kann, hier, wo Phönizier und Römer kolonisiert, Angelsachsen und Normannen erobert haben und wo sich schiffbrüchige, spanische Seefahrer ansiedelten.

Das originelle Volkstum, nicht minder als die Reize der Natur und die Milde des südländischen Klimas, haben nach St. Ives und dem Fischerdorf Newlyn bei Penzance ganze Kolonien jüngerer englischer Maler verlockt, die fern vom erkünstelten Leben der Themsemetropole makelloser Naturwahrheit nachstreben. Manches frische Seestück und stimmungsvolle Genrebild aus dem Leben der cornischen Fischer und Grubenarbeiter ist schon von hier nach der Royal Academy oder den Pariser Salons gewandert. In Cornwall giebt es unverfälschtes Bauern- oder wenigstens Landbewohnerleben, und an solchen Quellen frischer, künstlerischer Inspiration ist England gewiß nicht reich.

* * *

Bei der Rückreise nach London machte der Wanderer von der kleinen Stadt Southampton aus einen Abstecher nach Dartmoor hinauf und ihm schien diese Wüste den schottischen Haidegegenden sehr ähnlich, wenn auch nicht ganz so großartig wie diese zu sein. Die Ausichten über haidebedeckte

Höhen sind einander ja in allen Ländern ziemlich gleich. Ubrigens fand er doch, daß die Graffschaft Devonshire — weitberühmt wegen ihrer Viehzucht und ihrer Molkereierzeugnisse — Naturschönheiten von ganz eigener, unübertrefflicher Natur bietet. Das Waldesgrün der engen, gewundenen Thäler und die Buschvegetation darin sind die üppigsten, die man in Eng-



Aus einem südensüdlischen Dorfe.

land sehen kann. Wo die Thalwände steil abfallen und ein Bach unten in der dunkeln, blaugrünen Waldestiefe murmelt, glaubt man gern, in einem geheimnisvollen Sagenlande zu sein, wo bleiche, gepanzerte Gestalten von der Wahlstatt Camelfords noch in mondhellen Nächten umherstreifen, um die Tugend zu schützen und nach Ritterart um Minnepreise zu werben. Ist man in der rechten Stimmung, so erschaut man vielleicht das keltisch-schwärmerische Heldentrio: den König Arthur mit Launcelot und Galahad an seiner Seite. Es wäre nicht möglich, einen schlagenderen Gegenatz zu

dem praktischen, rauhen, gewaltthätigen germanischen Heldentypus zu erträumen als diese poesievollen Mystiker, die mit dem Schwerte für unerreichbare Ideale kämpfen und nach unerforschten Ländern wallfahrten, um übermenschlich heilige Reliquien zu sehen. Der keltische Held ist ein Stimmungsmensch. Die Art der Abenteuer, wonach seine Seele dürstet, führt nicht zu großen Thaten, sondern zu großen Stimmungen. Daher kommt es leicht vor, daß er — wie Launcelot — als Einsiedler endet. Er ist der Held des kontemplativen, nicht des aktiven Lebens. Im Grunde hat die exotisch phantasievolle, von wunderlichem Schmucke gleichsam überwucherte keltische Ritterpoesie nur einen einzigen kriegerischen Stoff, nämlich um mit Ibsen zu reden,

. Krieg mit den Zaubergewalten
Im eignen Hirn und Gebüt.

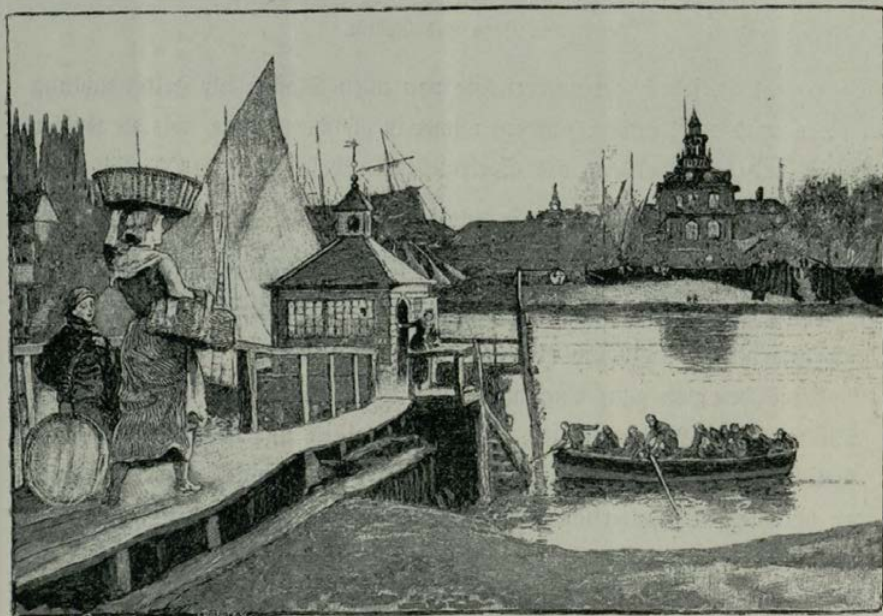
Das ist jedoch der universellste von allen Stoffen für Heldendichtung . . . er wird nicht ärmer, sondern reicher in gleichem Maße, wie die Kultur wächst und die Probleme des Seelenlebens vervielfältigt.

Zu dichten heißt: Gerichtstag halten Über sich selbst und sein Gemüt.

Die zweitausende Jahre alte Hauptstadt Devonshires, Exeter, ist nicht minder originell und anziehend, als die sie umgebende Landschaft. Es ist eine altertümliche, ländlich friedvolle Kleinstadt mit den besten Obst- und Molkereiläden von ganz England. Die kleine Kathedrale harmoniert im Stil mit ihrer Nachbarschaft . . . sie ist originell und anheimelnd, altertümlich und tadellos künstlerisch. Im südlichen Querschiffe befindet sich eines der schönsten mittelalterlichen Grabdenkmäler Englands, das Hugh Courtnay's, Grafen von Devon, der neben seiner Gattin auf dem Deckel des hohen, einfach gehaltenen Sarkophags ausgestreckt liegt. Er ist groß, und grimmig anzuschauen in der schmucklosen, erschreckenden Rüstung des 14. Jahrhunderts und stützt die Füße gegen einen niedergekauerten Löwen. Sie ist schön, zart und fein, mit langem, bis zu den Füßen reichendem, eng anschließendem Kleide und hat als Fußkissen zwei Schwäne mit verschlungenen Hälsen. Die langen, graden Finger sind zum Gebet gefaltet und die Blicke

nach oben gerichtet. Die Kopfskissen werden von vier andächtigen, aus dem harten, graugelben Marmor meisterhaft gemeißelten Engeln gestützt.

In seinen barschen Zügen glaubt man zu viele Kraft zu lesen, denn der verlockende geistige Inhalt der Kraft, die poetische Stimmung geht ihnen gänzlich ab. In ihren milden, edlen Gesichtslinien liegt zu viele Schwärmerei, denn alles daran ist nach innen gewendet, und von expansiver, handelnder Leidenschaft findet sich fast keine Spur. Vielleicht war er Germane und sie Keltin . . . zwei reine Rassenvertreter mit weltgeschichtlichen Gegensätzen in den vereinigten Herzen.



Südenenglisches Hafenstädtchen.

VI.



Die
moderne
Agrarfrage
in
England.



Typische englische Landschaft.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das großindustrielle Exportregime und die englische Landwirtschaft.

Der freundliche Leser hat mir bisher auf einer Rundreise durch das industrielle England Gesellschaft geleistet. Wir haben auch die malerischen Überreste früherer Kulturstufen nicht übergangen. Dagegen ist von landwirtschaftlichen Zuständen nur wenig die Rede gewesen. Diesen will ich nun hier einige Aufmerksamkeit widmen . . . nämlich vom Gesichtspunkte der großindustriellen Entwicklung, denn jetzt konzentriert sich unser Interesse für England um die überaus dunkle und doch so bedeutungsvolle Frage nach dem Kulturwert der Großindustrie überhaupt.

Daß es einen großindustriellen Gesichtspunkt für die typischen Agrarfragen giebt, ja daß dieser Gesichtspunkt uns die „moderne Agrarfrage“ selbst enthüllt, darüber kann wenig Zweifel herrschen. Schon der flüchtigste Blick auf die Geschichte der englischen Landwirtschaft in unserm Jahrhundert liefert dafür den schlagendsten Beweis. Vor 50 Jahren (also in der Mitte

der 40er Jahre) wurden im Vereinigten Königreiche etwa 14 Millionen Quarters (1 Quarter = 290,79 Liter) Weizen auf einer Anbaufläche von 4 Millionen Acres (1 Acre = 0,4 Hektar) erzeugt. Jetzt dagegen, in der Mitte der 90er Jahre, gewinnt man im Jahresdurchschnitt nur 6 Millionen Quarters auf etwa 1½ Millionen Acres . . . ja, zwischen 1894 und 1895 verminderte sich das englische Weizenareal um nicht weniger als ½ Million Acres oder 200 000 Hektar. Gleichzeitig (d. h. binnen 50 Jahren) ist die Bevölkerung von 27 bis über 38 Millionen Seelen angewachsen. Dieser enormen Verminderung der Weizenerzeugung auf den Kopf der Bevölkerung entspricht eine gleich enorme Vermehrung der Weizeneinfuhr. Vor 50 Jahren betrug sie nur 4 Millionen Quarters (oder 29 Kilo für den Kopf), jetzt beläuft sie sich auf 29 Millionen Quarters (oder über 182 Kilo für den Kopf der Bevölkerung). Hand in Hand hiermit ging ein ganz maßloses Sinken der Weizenpreise. In den 40er Jahren hielten sie sich auf etwa 50 Schilling für das Quarter. Jetzt schwanken sie um die Hälfte dieser Summe und sind sogar einmal bis 18 Schilling für das Quarter (7 Mark 87 Pfg. für 100 Kilo) herunter gewesen. Zieht man den Jahrzehntdurchschnitt der englischen Weizenpreise in Betracht, so ergibt sich, daß man bis zum Ende des 16. Jahrhunderts zurückgehen muß, um ein gleichniedriges Preisniveau zu finden.

Nicht minder überraschend ist die Bevölkerungsstatistik. Zu Anfang unfres Jahrhunderts war die Bewohnerschaft Englands ungefähr gleich auf Land und Stadt, auf Landbau und Industrie verteilt. Jetzt (1895) dagegen wohnen 72% der Bevölkerung in Städten und nur 28% auf dem Lande. (Frankreich hat nur 35% Stadt- und 65% Landbewohner.) Fast ein Drittel der Bevölkerung des ganzen Landes wohnt in 24 Großstädten (jede mit über 100 000 Einwohnern). Während die jetzige ackerbautreibende Bevölkerung Englands die vor 50 Jahren an Zahl nur ganz wenig übertrifft, sind die industriellen und kommerziellen Klassen inzwischen 2½ bis 3 mal zahlreicher geworden.

Das sind einige Daten, die den Beweis liefern, daß unser Jahrhundert — vor allem seine zweite Hälfte — Zeuge einer gewaltigen Re-

volution in der Stellung des englischen Ackerbaus gegenüber dem englischen allgemeinen Leben gewesen ist, und daß diese Umwälzung in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zum Aufschwunge des großindustriellen Kommerzialisismus stehen muß.

Um vom Auslande so große Weizenmengen zu erhalten (die hier nur als typisch für die ungeheure Einfuhr von Getreide, Fleisch und Nahrungsmitteln überhaupt angeführt sind), muß Großbritannien doch irgend etwas im Austausch geben. Dieses „Etwas“ besteht in Steinkohlen, bearbeitetem Eisen und veredelten Gewebestoffen aus Baumwolle, Wolle und Leinen. Die gesamte industrielle Ausfuhr ist im Laufe der letzten 15 Jahre bis zum Monatswerte von durchschnittlich 500 Millionen Mark aufgestiegen. Zu Anfang des Jahrhunderts betrug er nur den achten Teil hiervon und noch vor 40 Jahren erst zwei Fünftel der angegebenen Summe.

Ausfuhr von Industrieerzeugnissen und Einfuhr von Ackerbauprodukten spielen also eine außerordentlich wichtige und mit jedem Tage wachsende Rolle im ökonomischen Leben des modernen Englands. Es scheint fast, als ginge die Tendenz dahin, den Landbau zum relativ unbedeutenden Nahrungszweige herabzudrücken und Industrie und Handel zur Hauptsache der Produktion zu machen. Da nun England in ökonomischen Dingen das „Musterland“ Europas ist, hat es nicht an Versuchen gefehlt, in andern Ländern einen Teil der Zukunftstheorien zur Geltung zu bringen, wofür die englischen Verhältnisse einen Stützpunkt zu bieten schienen. Das Verhältnis zwischen Ackerbau und Industrie in England hat deshalb augenblicklich ein allgemeines Kulturinteresse für die Völker Westeuropas.

Adam Smith, der Vater der englischen Nationalökonomie, hat der Welt den klassischen Ausdruck für den Grundsatz gegeben, daß die Arbeitsteilung der Grundwall der Großindustrie sein müsse, und England hat diesen Satz vollkommener als sonst ein Land Europas verwirklicht. Wir sehen in England nicht allein die Arbeitsteilung von Mann zu Mann in der nämlichen Werkstätte, sondern auch zwischen verschiedenen Werkstätten bezüglich der Erzeugung desselben Konsumtionsartikels, zwischen verschiedenen Städten in der Anfertigung verschiedener Qualitäten derselben Ware, sowie

zwischen verschiedenen Bezirken in der Betreibung verschiedener Zweige derselben Hauptindustrie. Schließlich hat England durch Erweiterung seiner Industrie auf Kosten des Landbaus den Anstoß zu der Idee einer internationalen Arbeitsteilung, einer internationalen Lokalisierung der Haupterwerbszweige gegeben, als letzte Konsequenz des großen Arbeitsteilungsevangeliums und als Apotheose des großindustriellen Kommerzialisismus. Man hat Englands ökonomische Entwicklung bis zum heutigen Tage beobachtet und daraus zuweilen den Schluß gezogen, daß jedes Land einmal einige wenige Produktionszweige zu seiner Spezialität machen und sich zur Befriedigung seines übrigen Bedarfs auf den Austausch mit andern Ländern stützen werde. Weshalb — so hat man mit von kommerziellem Enthusiasmus flammenden Augen gefragt — weshalb sollte England Weizen bauen, wenn das Manitoba, Indien und Rußland billiger thun? Warum Rind- und Hammelfleisch erzeugen, da Neuseeland und Kanada solches lebend oder geschlachtet für billigen Preis über den Ozean senden? Warum Wolle produzieren, da Australien zur Zucht von Wollschafen so vortrefflich geeignet ist? England ist ja im übrigen so außerordentlich gut ausgerüstet, um im Austausch die langen und kurzen Manufakturwaren zu liefern, die Manitoba, Indien, Rußland, Neuseeland und Kanada so notwendig brauchen. Warum sollen die Haupterwerbszweige nicht international lokalisiert werden — der Ackerbau hier, die Industrie da — und soll es nicht dem Welthandel überlassen bleiben, die Einseitigkeiten der nationalen Produktion auszugleichen?

Ja, warum? Warum sollte in aller Zukunft nicht die ganze Welt in allergrößtem Maßstabe mit der ganzen Welt Handel treiben? Man fordere nicht, daß der kommerzielle Enthusiast auf diese Frage eine vernünftige Antwort geben solle, denn der Enthusiasmus sieht hier nur, wovon er sich mästen kann. Für den, der zu schachern liebt und der davon entzückt ist, Profite durch Kauf und Verkauf ohne Ende zusammenzuscharren, und der niemals ermüdet, die „Stimmung“ von Produzenten und Konsumenten zu studieren, für den ist das Schachern, die Profitmacherei und die Beobachtung des „Weltmarktes“ so ziemlich das Höchste im Leben, wenn nicht das Einzige von wirklichem Werte — ein herrlich zweideutiges Wort!

— im Dasein. If that is the sort of thing you like — well, then it is just what suits you, sagt man englisch mit böshaft ironischer Tautologie. Wenden wir uns mit unsrer Frage dagegen an einen Sozialpolitiker, so stoßen wir vielleicht auf einen Mann, der kühn und gedankenreich genug ist zu behaupten, daß das kommerzielle Leben nur bis zu der Grenze von Wert ist, als es dazu dient, ein höheres Leben als das kommerzielle Leben selbst zu erzeugen. Mit schönern und dunklern Worten heißt das: Der Kommerzialisismus ist nicht eine große Kulturschlange, die sich selbst in den Schwanz beißt, sondern nur ein Glied, vielleicht nur ein zweifelhaftes Glied, in der langen Kulturkette. Wenn einem weisen Mann das Wort „Kommerzielle Blüte“ über die Lippen kommt, hält er sich fertig, in der nächsten Minute hinzuzusetzen, daß damit von einem eigentlichen „Blühen“ vielleicht überhaupt nicht die Rede ist . . . denn er weiß, daß die Wege des Kommerzialisismus nicht alle Zeit die der Kultur sind.

Nun trifft es sich obendrein, daß die Theorie vom konsequenten Weltkommerzialisismus mit internationaler Lokalisierung gewisser Haupterwerbszweige als eine jener grotesken Generalisierungen des typischen englischen Kaufmannsverständes erscheint, die so ungeheuerlich unwahr sind, grade weil sie so intensiv praktisch, d. h. weil sie von so äußerst kurzfristigen Anschauungen über die Dinge und ihren Zusammenhang abgeleitet sind. Thake short views of things, sagt der Engländer, und hat damit ein Rezept gegeben, durch das man reich, doch nicht weise wird. Der englische Fabrikantentraum von einer Weltarbeitsteilung unter den Nationen mit „praktischem“ Manufakturmonopol für England verflüchtigt sich schon schon vor der sumpeln Frage, warum Nahrungsmittel ausführende und Manufakturwaren einführende Länder, wie Nordamerika, Neuseeland, Australien, Ostindien, Rußland u. a. m. in Ewigkeit fortfahren sollten, ihren Bedarf an Manufakturwaren durch Einfuhr zu decken, statt diese im Lande selbst herzustellen. Und sollten sie auch nicht dahin kommen, ihre eignen Ackerbauerzeugnisse zu brauchen, wenn sie erst selbst eine Großindustrie haben? Ist nicht die internationale Lokalisierung gewisser Erwerbszweige nur eine vorübergehende Entwicklungsphase, die auf dem höchst einfachen

Sage beruht, daß die Großindustrie in allen Ländern nicht wohl gleichzeitig anfangen konnte, sondern nur aus natürlichen, ökonomischen und politischen Gründen grade in England anfing? Und ist es nicht sonnenklar, daß der Großindustrialismus infolge seines innersten Wesens — seiner bezüglich der Produktionslokalität stetig wachsenden Ungebundenheit — im Gegenteil zu einer fast absoluten Dislokalisierung der Nahrungsbranche führen muß?

Von Herbert Spencer — einem Engländer, der wegen seiner umfassenden Anschauung der Dinge weise, doch nicht reich wurde — haben wir gelernt, daß in der fortschreitenden Entwicklung des Natur- und Volkshaushalts auf die Differenzierung später die Integrierung folgt. Vom Anfang der 70er Jahre verbreitete sich der großindustrielle Differenzierungsprozeß auf dem ungeheuern, stets zunehmenden Gebiete des Welthandels rasch weiter. Nachher ging er wohl auch noch voran, doch in abnehmendem Tempo, und gleichzeitig begann der großindustrielle Integrierungsprozeß, der in zunehmendem Tempo fortschritt. Neben der internationalen Lokalisierung der Erwerbszweige haben wir nun die internationale Dislokalisierung; und wenn diese beiden, einander entgegengesetzten Entwicklungsströmungen dereinst in stabile Gleichgewichtslage gekommen sind, dürfte der Welthandel auf den Austausch gewisser Rohstoffe, wie Steinkohle — wenn diese noch gebraucht wird — Holz, Erze und Baumwolle, sowie auf südländische und exotische Genußmittel, künstlerische Erzeugnisse, Litteratur und dergleichen reduziert sein.

Wie natürlich, hat man in dem industriellen England die schärfste Empfindung dafür gehabt, daß die großindustrielle Dezentralisation im Ernste begonnen hat. Die ökonomische Litteratur dieses Landes ist insolgedessen besonders reich an Abhandlungen und Diskussionen über das bemerkenswerte Ereignis, daß alle möglichen Industrien in allen Ländern aufgewachsen sind, so daß die Tendenz hervortritt, alle „natürlichen“ industriellen Weltmonopole (à la Lancashire's Spinnereimonopol, das Metallwarenmonopol der Midlandsdistrikte u. s. w.) zu vernichten und dafür möglichst viele Erwerbszweige auf möglichst kleiner geographischer Fläche einzubürgern.

*

*

*

Der Berechnung nach bringt die Baumwollindustrie allen daran Beteiligten (Lohnarbeitern und Kapitalisten) jährlich über 1000 Millionen Mark ein. Das ist etwa der elfte Teil vom gesamten Nationaleinkommen des Vereinigten Königreichs . . . woraus wir den Schluß ziehen können, daß ein ernster Druck in diesem Nahrungsbranche sich zum wirklichen Nationalunglück gestaltet.

Das Vorhandensein eines solchen Drucks ist zur Zeit nicht zu bezweifeln. Die Handelskammer von Manchester hat wiederholt Untersuchungen über die Ursachen der allgemeinen Depression angestellt, die in der englischen Baumwollindustrie schon seit 1882 herrscht. Die betäubten englischen Baumwollfabrikanten sind darin einig, daß der relative Rückgang ihrer Industrie nicht darauf beruhe, daß sich der Verbrauch von Baumwollwaren in England oder in der übrigen Welt verringert hätte. Im Gegenteil; der Konsum ist in rascher, stetiger Zunahme. „Eintausend Millionen Menschen auf der ganzen Erde benutzen jetzt Baumwolle als Bekleidungs-material.“ Nur Englands relativer Anteil an der Befriedigung dieses Bedarfs ist kleiner geworden . . . mit andern Worten, seine Ausfuhr an Garn und Geweben verrät Zeichen relativ verminderter Lebenskraft. Dieser Rückgang soll nun dreierlei Ursache haben: das Aufkommen großartiger, konkurrierender Baumwollindustrien auf dem Festlande Europas und in Nordamerika im Laufe der letzten Jahrzehnte, ferner die hohen Schutzölle, womit die betreffenden Staaten ihre jungen Industrien unterstützen, und endlich die Konkurrenz der ostindischen Baumwollfabrikanten.

Die Zeit ist für immer vorbei, wo der europäische Kontinent das beste Absatzgebiet für englische Webstoffe und gröbere Garne war; nur die Ausfuhr feinerer und feinsten Garne blüht noch in alter Weise. Ein Teil dieses Baumwollgarns kehrt aber in der Form von Geweben nach England zurück. Mindestens die Hälfte dieser Gewebe — so äußert sich ein Sachverständiger — gewinnt in England Terrain infolge der ästhetischen Überlegenheit der Waren und nicht, weil diese mittels billigerer Arbeitskraft und minder gewissenhafter Methoden als die entsprechenden englischen Artikel hergestellt wären.

Thatsächlich hört man unter den englischen Industriellen viel chauvinistisches Geschwätz darüber, daß die jungen kontinentalen Industrien die englischen nur durch Betrügerei bezüglich der Qualität und durch intensivere Arbeiterausbeutung verdrängen. Aber die zahlreichen Deputationen, die englische Gewerbetreibende verschiedenster Art jetzt nach dem Kontinente schicken, um die Ursache zu ergründen, warum die dortigen Etablissements mehr und mehr Kundenschaft an sich ziehen, haben sich in jedem Einzelfalle gezwungen gesehen, diese Theorien zu widerlegen, sogar was die vorgeblich größere Arbeiterausbeutung angeht. In jüngster Zeit hat eine solche Deputation der englischen Eisen- und Stahlindustrien den Bericht heingebracht, daß die kontinentalen Anlagen den britischen nicht selten in der Organisation, in der Benützung wissenschaftlicher Methoden und Entdeckungen und in sinnreicher und geschmackvoller Verbesserung der Waren entschieden überlegen sind. Im industriellen England verläßt man sich allzu einseitig auf die rohe, gedankenlose Empirie, und wegen Mangels an angeborenem Kunstsinne steht man mit dem gutem Geschmack oft auf gespanntem Fuße. Die Engländer sind gewiß vortreffliche Bahnbrecher, rough and ready; gilt es aber auf einem schon angebauten Thätigkeitsfelde höhere Verfeinerung zu erreichen, so erweisen sie sich meist mehr rough als ready. Verschiedne höhere, wissenschaftliche und ästhetische Anlagen sind im modernen angelsächsischen Charakter ja nur recht schwach entwickelt.

Die Erkenntnis dieser Unterlegenheit fehlt ja auch nicht gänzlich, sondern hat gerade in Verbindung mit der drohenden Gefahr der Verdrängung und Ersetzung der englischen durch die kontinentalen Industrien mehrfach Ausdruck gefunden. Man hofft nun, das Uebel durch bessere wissenschaftliche und ästhetische Ausbildung der industriellen Klassen heilen zu können und hat deshalb schon königliche Kommissionen zur Beförderung der „technical education“ eingesetzt. Aus dem Vortrage eines Mitglieds einer solchen Kommission verdienen folgende charakteristische Äußerungen angeführt zu werden: „Englands industrielle Suprematie hat von wohltrainierten industriellen Rivalen in fremden Ländern manchen harten Schlag erhalten, und die Landwirtschaft Englands ist durch den ausländischen Wett-

bewerb nahezu lahm gelegt worden . . . Veranlassung genug, um an eine gründliche Verbesserung der industriellen und kommerziellen Erziehung des Volkes zu denken.“ — „Für jede englische Maschine, die unter englischen Aufsehern in Frankreich, Deutschland, Belgien, Osterreich, Rußland und den Vereinigten Staaten zu arbeiten anfängt, wird eine gleiche Maschine, die für die Ausfuhr nach den genannten Ländern arbeitete, in England zum Stillstand gebracht.“ — „Man findet zu seinem Erstaunen, daß englische Maschinen im Auslande jetzt oft schönere und verkäuflichere Waren erzeugen, als in konkurrierenden Anlagen Englands.“

Wenden wir uns einen Augenblick zu den internationalen Zuständen in der Baumwollindustrie zurück, so finden wir, daß England auch außerhalb Europas und Amerikas gefährliche Konkurrenten erwachsen. Wir können dabei von den australischen und afrikanischen Kolonien absehen, die noch einigermaßen Hoffnung erweckende, doch infolge ihrer geringen Bevölkerung verhältnismäßig unwichtige Konsumenten von Baumwollwaren sind. Dann bleiben nur die gewaltigen Ausfuhrgebiete im fernen Osten, also Ostindien, China und Japan übrig. Gerade hier aber drückt der Schuh sehr schmerzlich. Von 1885 bis 1890 hob sich die Zahl der Baumwollfabriken Ostindiens von 87 auf 137 und die verarbeitete Menge von Rohbaumwolle von 2 088 621 englischen Pfunden (zu 453,6 g) auf 3 529 617 Pfund, sowie die Zahl der Arbeiter von 67 186 auf 102 721. Im Laufe von nur fünf Jahren ergibt das also eine Produktionssteigerung von mehr als 50 Prozent. In voller Übereinstimmung steht hiermit die Tatsache, daß die englische Ausfuhr gewisser Baumwollwaren nach Ostindien 1891 fast 2 Millionen Pfund Sterling (d. h. ungefähr 10 Prozent der Gesamtausfuhr) weniger wertete als 1890. Bombay hat übrigens nicht nur die Ausfuhr Lancashires nach Indien herabgedrückt, sondern auch begonnen, dessen Märkte im entfernteren Indien, sowie in China und Japan zu erobern.

Die augenscheinliche Gefahr, daß die neuen Baumwollfabriken Bombays Lancashire seines orientalischen Exports zu berauben drohen, ist es, warum man in Lancashire eine so pessimistische Auffassung der Lage hat. Alles, was den Handel nach Ostindien erschwert oder Bombays Wettbewerb

befördert, wird jetzt fast einstimmig als Lancashires Todfeind betrachtet, und deshalb haben die Baumwollfabrikanten Englands angefangen, es sich angelegen sein zu lassen, daß die englische Fabriksgesetzgebung über die Arbeitszeit der Frauen und Kinder auch in Bombay eingeführt werden und die britische Regierung die heikle Silberfrage in die Hand nehmen solle.

Ubrigens brauchen wir nicht über das Weltmeer zu gehen, um die unverkennbarsten Zeichen von der internationalen Dezentralisierung der Industrien zu entdecken. Alle europäischen Länder haben im letzten Vierteljahrhundert angefangen, sich zu Industrieländern zu verwandeln . . . und das in nicht geringem Maße mit Hilfe des entthronten Englands selbst. Der durch Zins- und Profitanhäufung ständig wachsende Kapitalsüberschuß in England und seinen Kolonien sucht überall emsig nach nutzbringender Anlage . . . und durch wenige Dinge kennzeichnet sich der richtige Kaufmannsinn der englischen Allgemeinheit besser, als durch die kosmopolitische Vorurteilsfreiheit, womit diese ihr Geld in gewinnbringenden Unternehmungen aller Nationalitäten und Hautfarben anlegt. So kommt es, daß ein von Jahr zu Jahr zunehmender Teil des englischen Kapitals nach dem Festlande auswandert, um dessen internationale Unabhängigkeit zu beschleunigen und die industrielle Oberherrschaft Englands stürzen zu helfen. Das „Kapital“ ist grundsätzlich unpatriotisch, denn es kennt nur den einen Grundsatz, jeden gegebenen Augenblick den größtmöglichen Vorteil einzuheimen. Es hat seine industrielle Lehrprobe in England bestanden und unterstützt nun kontinentale Industrien mit allen seinen langen und teuer erkauften englischen Erfahrungen. Englisches Gold, englische Maschinen, englische Ingenieure, Vorarbeiter und Fabriksleiter wandern nun nach Skandinavien, Rußland, Deutschland, Osterreich, Italien, Spanien, den Balkanstaaten u. s. w. aus und fördern die industrielle Unabhängigkeit dieser Länder von England mit einer Energie, als ob grade das die Absicht wäre, wofür sie sich teuer bezahlen lassen. Nach der Berechnung kompetenter Statistiker beziehen englische Kapitalisten ein Jahreseinkommen von 2430 Millionen Mark allein aus ihren fremdländischen Kapitalanlagen!

Vergleicht man die heutige Industrie- und Handelsstatistik Rußlands,

Oesterreichs und Italiens mit der vor 25 Jahren, so findet man, daß es keineswegs Deutschland, Frankreich und Belgien allein sind, die im Laufe dieser Zeit erstaunliche Fortschritte in Großindustrie und Welthandel gemacht haben. In Italien z. B. ist die Einfuhr so typischer, großindustrieller Rohstoffe wie Baumwolle und Eisen ungeheuer angestiegen (15 Millionen Kilogramm Rohbaumwolle 1876 und 68 Millionen Kilogramm 1886; 48 Millionen Kilogramm Roh- und Stangeneisen 1876 und 154 Millionen Kilogramm 1886); gleichzeitig hat sich die Ausfuhr einheimischer Erzeugnisse stark vermehrt (so z. B. Südfrüchte 89 Millionen Kilogramm 1876 und 125 Millionen Kilogramm 1886, sowie Wein in Fässern 498 000 Hektoliter 1876 und über 2 Millionen Hektoliter 1886). Der Handel nach England hat inzwischen abgenommen, während man den mit den englischen Kolonien zu befördern sucht. Rußland liefert ein zweites Beispiel. Während es 1861 (im Jahre der Aufhebung der Leibeigenschaft) nur 14 000 Fabriken mit 729 Millionen Mark jährlichem Produktionswert besaß, hatte das Zarenreich zwanzig Jahre später 35 000 Fabriken mit 2652 Millionen Mark jährlichem Produktionswert. Gleichzeitig hatte sich durch vermehrte Verwendung von Maschinen die Leistungsfähigkeit der Arbeiter nahezu verdreifacht. Die Ausbeute der böhmischen Kohlengruben verdoppelte und die der polnischen vervierfachte sich im Laufe der 80er Jahre. Die Einfuhr von Eisen, Kohlen und Manufakturwaren ist dagegen im Werte gefallen und besonders ist die der englischen Baumwoll- und Wollwaren bis zu relativer Bedeutungslosigkeit herabgesunken, während die russischen Textilfabriken ihre Produktion in einem einzigen Jahrzehnt um mehr als das Doppelte gesteigert haben.

Der unparteiische Beobachter kann aus solchen Zahlen in Wahrheit keine pessimistischen Schlüsse über die Ursachen der großen Abnahme des englischen Manufakturwarenxports nach dem Kontinente ziehen. Die Fabrikanten in England jammern zwar über „die allgemein schlechten Zeiten“, sie sind aber, wie alle einseitig praktischen Menschen, mit fixen Ideen behaftet. Eine der ungereimtesten darunter ist, daß die weltkommerzielle Entthronung Englands eine ökonomisch ungesunde Erscheinung sei, während diese

im Gegenteil in schönster Harmonie mit der großartigen wissenschaftlich-technischen Entwicklung unsres Jahrhunderts steht, die durch Entdeckungen, Erfindungen und industrielle Verbesserungen zahlloser Art, das Betreiben der meisten Erwerbszweige an fast jedem beliebigen Orte ermöglicht und erleichtert. Daß außerdem die Natur jedes Landes und der Volkscharakter unter gesunden sozialen Verhältnissen vielseitig genug sind, um zu unendlicher Mannigfaltigkeit von Beschäftigungen anzuregen, wogegen eine industrielle Einseitigkeit und wüste Spezialisierung, wie sie im industriellen England zu Tage tritt, durch und durch erkünstelt, naturwidrig und verderblich für Land und Volk sind — das möge auch nicht vergessen werden. Wenn die Industriestädte Englands als menschliche Wohnorte meist abscheulich und die großen Massen der Bevölkerung im heutigen England dummenergisch, ästhetisch gleichgiltig, sowie unfähig sind, sich für große Lebensanschauungen zu interessieren, so ist das ganz gewiß keine Erbschaft von früheren Generationen, denn im merrie England Shakespeares war selbst die Armut pittoresk und voll überschäumenden Lebensmutes, man war geistig energisch, reich an ästhetischen Talenten und mit manchen großen, jener Zeit neuen Ideen über die Bedeutung des Lebens ausgerüstet. Die geistige Armut der englischen Industriebevölkerung ist etwas Neues, etwas, das mit der seelenlosen Tyrannei des Großindustrialismus über Land und Volk erst hereingebrochen ist.

Die Großindustrie kann gewißlich zu einem guten Diener dressiert werden, sie ist aber ein schlechter Herr, ein Herr, der den Menschen zum Mittel zur Erzeugung materieller Dinge erniedrigt, der aber keine Ahnung von einer Menschenezistenz hat, die ihr eignes Ziel genannt zu werden verdiente. Herr in seiner sozialen Welt soll der Mensch selbst sein, der vollwichtige Mensch, dem nichts menschliches fremd ist, derjenige Mensch, der in dem Engländer William Shakespeare den höchsten Dichtertypus erkennt.

* * *

Wenn das großindustrielle Exportregime infolge seiner eignen Natur nichts anders sein kann, als eine vorübergehende Phase der ökonomischen

Entwicklung, die die arbeitssparenden Maschinen und die Dampfkraft zum Ausgangspunkt hat, so kann auch das agrarische Importregime nicht von ewiger Dauer sein. Ein Land wie England, das seinen Ackerbau hat zusammenschrumpfen lassen und seine Industriebevölkerung gleichzeitig stark vermehrt hat — weil es zur Zeit für die Konsumenten billiger und für die Kapitalisten nutzbringender war, daß die Bevölkerung sich zur Herstellung von Industriewaren konzentrierte, um diese in fremden Ländern gegen Nahrungsmittel umzutauschen — ein solches Land muß stets mit der Möglichkeit rechnen, sich zur Rehabilitierung der nationalen Landwirtschaft gezwungen zu sehen. In der That finden wir auch, daß die Diskussionen über die zukünftige Bedeutung des englischen Ackerbaus für das ökonomische und soziale Gedeihen des Landes sich in derselben Richtung bewegen, wie die Verhandlungen über das Aufhören der industriellen Oberherrschaft Englands.

Einseitige Industrie- oder Agrarstaaten sind auf die Dauer gleich unmöglich. Der ökonomische Gesellschaftstypus der Zukunft wird eine harmonische Mischung von Industrie und Ackerbau im Lande aufweisen und wird in der Hauptsache agrarisch und industriell selbständig oder „self-supporting“ sein. Der Verkehr zwischen den Völkern wird nicht so stark kommerziell wie jetzt, doch desto mehr kulturell sein. Das sind Anschauungen, die von vielen einsichtigen Kennern der englischen Agrarverhältnisse geteilt und offen als einzig richtiger Ausgangspunkt für die so nötigen Reformen der letzteren hingestellt werden.

Die englischen Landwirtschaftsverhältnisse zeigen in reichem Maße lichte und dunkle Züge, die jeder von großem universellen Interesse sind. Die Weizenernten Englands sind für den Hektar die größten der Welt, die Tierrassen gehören zu den edelsten, das Rind- und Hammelfleisch zum leckersten, die Wolle zum feinsten, was man finden kann. Was die Benutzung von Maschinen und künstlichen Dünge- und Futtermitteln angeht, marschiert die englische Landwirtschaft an der Spitze. Englische — und noch mehr vielleicht schottische — Musterfarmen sind würdige Beispiele für die ganze ackerbauende Welt. Für den, der sich nicht gewöhnt hat, den

nationalökonomischen und sozialen Zusammenhang ökonomischer Dinge zu sehen, sondern der bloß deren technische Seite ins Auge faßt, wäre das ja Beweis genug, daß der englische Landbau über jeder Kritik erhaben dasteht. An der Landwirtschaft wie an den Industrien Englands erkennt man aber doch, daß eine große Kluft zwischen der Erreichung hoher technischer Vollkommenheit und der Erzielung guter Kulturergebnisse mittels derselben bestehen kann. Da nun der englische Ackerbau bei weitem nicht auf die Ernährung des ganzen Volkes zugeschnitten ist, weist er — wie das englische Heer — einen höhern Durchschnittsstandard auf, als ein solcher beibehalten werden könnte, wenn die Institution völlig nationale Proportionen besitzen müßte. Nur der allerbeste Teil des alten Weizenbodens Englands wird jetzt mit Weizen bebaut. Das vortreffliche Rindvieh weidet auf alten Getreideäckern, wovon in den letzten 20 Jahren jährlich 40000 Hektar — 1891 nicht weniger als 60000 Hektar — dauernd zu Wiesenflächen umgewandelt wurden. Trotz dieser umfassenden Verwandlung von Äckern zu Wiesen und außerdem von Heiden zu grasragendem Gelände hat England seine Viehzucht quantitativ, doch nicht in zeitgemäßer Weise gesteigert. Während im Jahre 1867 auf 100 Einwohner noch 111 Schafe kamen, besaßen Großbritannien und Irland 1887 nur 79 auf die gleiche Kopfszahl. Die Rindermenge war 1889 in Großbritannien nur unbedeutend größer als 1874. Dasselbe gilt von der Schweinezucht. „Wir stehen hier vor der betrübenden Thatsache, daß England auf seinem verkleinerten Ackerareal weniger Getreide und doch auf dem dadurch verhältnismäßig vergrößerten Wiesenareal nicht mehr Fleisch als früher erzeugt,“ schreibt eine englische Landbauautorität. Der Jahreswert der englischen Fleischeinfuhr nahm zwischen 1872 und 1892 um 385 Millionen Mark zu.

Die Kunst, Schlachtvieh zu mästen, ist zwar sehr weit getrieben worden, dagegen ist die Kunst, Gemüse, Eier und Molkereiwaren zu erzeugen, fast in allen Landesteilen zurückgegangen und steht jetzt auf recht tiefer Stufe. Man versteht Dampfpflüge und Erntemaschinen zu verwenden, ist aber in der Kultur der Küchengartengewächse oft sehr unwissend. Die Massen von Eiern, Gemüse, Obst und Butter, die alljährlich nach dem für ihre Ge-

winnung so besonders günstigen England eingeführt werden, müssen auch den begeistertsten Bewunderer der Großthaten John Bulls als Landwirt gehörig abkühlen. Frankreich und Spanien allein senden jährlich für $68\frac{2}{3}$ Millionen Mark grüne Ware und Obst (außer Äpfeln). Die Eierzufuhr — größtenteils aus Frankreich, Belgien und Rußland — erreicht etwa denselben Wert, und das, obwohl England einige der besten Hühnerrassen der Welt besitzt. Der Butterimport, der einen viermal so großen Jahreswert repräsentiert, stammt in der Hauptsache aus Holland, Dänemark, Schweden und Frankreich. Für ausländischen Käse bezahlt England jährlich 101 Millionen Mark. Im Ganzen beträgt es nicht weniger als 562 Millionen Mark, was England jährlich an das Ausland für Garten- und Molkereiprodukte, sowie für Eier zu entrichten hat. Trotz des schnell wachsenden Bedarfs des Landes an diesen Nahrungsmitteln und obwohl dessen einseitige Getreide- und Fleischproduktion unter der mächtigen ausländischen Konkurrenz leidet, haben die englischen Pächter in vielen Teilen des Landes ihre Grünwaren und Obstkultur, sowie den Molkereibetrieb und die Hühnerzucht nicht allein verringert, sondern sind sogar auch in der Geschicklichkeit der Betreibung dieser, für eine hohe und gesunde Volksdiät so wichtigen Zweige der Landwirtschaft zurückgegangen. Eine „Königliche Ackerbaukommission“, die diese Thatsache unlängst hervorhob, hat den Staats- und Gemeindebehörden angeraten, energische Anstrengungen zu machen, die englischen Pächter und Landarbeiter in den Geheimnissen des agrarischen Kleinbetriebs wieder „zu erziehen“. Auch in der Landwirtschaft Englands hat in unserm Jahrhundert eine Art Großbetrieb — mit Getreide und Fleisch als Endzwecke — überhandgenommen, während die mehr handwerksmäßige und künstlerische Seite des Berufs in den Hintergrund gedrängt wurde.

Statt der gefunden und angenehmen Arbeit, alle Gartenbau- und Molkereierzeugnisse selbst zu erzeugen, hat es das englische Volk vorgezogen, sich zahlreicher als je nach ungesunden Industriestädten drängen zu lassen und sich der grauen Einförmigkeit der Fabrikarbeit zu unterziehen. Die Millionen englischer Bürger, die ihren Unterhalt nicht durch die Landwirtschaft gewinnen, mußten das natürlich in den Industrien versuchen; doch

es muß aus allerlei hygienischen Gesichtspunkten als eine sehr zweifelhafte Weisheit betrachtet werden, bei der internationalen Handelsordnung in großem Maßstabe dem Ausländer die Landarbeit zu überlassen und sich dafür zu seinem Industriearbeiter herzugeben. Der Mensch lebt nicht von Pounds, Shillings und Pence allein, sondern auch von dem körper- und seelenveredelnden Werte, den seine Arbeitsstunden besitzen. Der Volkswohlstand summiert sich aus psychischen, nicht aus monetären Einheiten zusammen. Für den, der nicht die eine dieser Klasse von Einheiten auf die andre zu „reduzieren“ versteht, bleibt der merkwürdige Unterschied zwischen Profitmacherei und Nationalökonomie eine verborgne Heimlichkeit, selbst wenn er unter seinen Landsleuten die größten Nationalökonomien hat.

Hinter dem widerspruchreichen, im Grunde sehr unbefriedigenden Zustande der modernen englischen Landwirtschaft verbirgt sich auch noch eine andre Ursachenkette, als das Kennen und Drängen der Nation zum großindustriellen Geschäfte. Das englische Grundbesitzsystem hat schon Jahrhunderte lang daran gearbeitet, dem agrarischen England viele seiner jetzigen Züge aufzuprägen. England fehlt es fast ganz an bäuerlichen Selbsteigentümern, es hat dafür ein halb feudales, halb kapitalistisches „Dreieitsystem“ (wie James Caird, eine Autorität in der Landwirtschaft, es nennt). Die erste Person in der agrarischen Dreieit ist der ungeheuer reiche, meist ablige Grundeigentümer, das Haupt einer der 15 000 Familien, die fünf Siebentel des Bodens vom vereinigten Königreiche in absolutem Besitz haben. (Um sich eine richtige Vorstellung von der Verteilung des Landbesitzes in England zu bilden, muß man wissen, daß drei von jenen Siebenteln, d. h. 12 Millionen Hektar, das Eigentum von nur 1000 Personen sind!) Der Grundbesitzer bewirtschaftet selbst nur mittels eines Verwalters ein Landgut hier und da auf seinen Domänen, die oft über viele verschiedene Landesteile verstreut sind. (Es gehörte zu der schlauen Politik Wilhelm des Eroberers, seine Vasallen nicht mit zusammenhängenden Strecken von zu großem Umfang zu belehnen.) Die übrigen Güter sind an mehr oder weniger kapitalfräftige Individuen aus der Mittelklasse verpachtet, an Farmers, die oft Gentlemen farmers sind oder sein wollen. Viele dieser Pächter sind, was

man in englischer Juristensprache Tenants at will nennt, d. h. daß sie durch den Grundeigentümer von ihren Höfen vertrieben werden können, sobald es diesem beliebt. Sonst ist der englische Pächter oft a Tenant from year to year, d. h. daß der Grundeigentümer sich seiner nicht anders als nach halbjähriger Kündigung entledigen kann. Trotz der neuen Gesetzgebung zu Gunsten der Pächter, erhalten diese nur eine geringe oder unzureichende Entschädigung für aufgewendetes und noch unausgenütztes Kulturkapital, wenn sie vorzeitig von ihren Gütern vertrieben werden. Was die Kulturmethoden betrifft, sind diese teilweise an die Vorschriften des Grundeigentümers gebunden.

Die Pachtsumme ist im Prinzip ein durch offene Konkurrenz bestimmter Mietzins, der Pächter hat aber nicht die gleiche Sicherheit für Ersatz aufgewendeten Kapitals nach längerem gedulbigen Aussharren, wie der gewöhnliche kapitalistische Gewerbetreibende; ebensowenig genießt er dieselbe Bewegungsfreiheit bezüglich der Organisation und zeitgemäßen Umwandlung seines Betriebs . . . Dank der thörichtesten egoistischen Agrarpolitik der im Unterhause mächtigen und im Oberhause übermächtigen Bodenbarone. Die Gesetzgebung mußte diese feudale Machtvollkommenheit in ökonomischen Dingen stark beschneiden, damit der englische Landmann in seiner Wirtschaftsthätigkeit freie Hand bekäme, denn in diesem Falle, wie so oft bei sozialökonomischen Mißständen, sollte die Gesetzgebung wieder zurechtrücken, was die Gesetzgebung verwirrt hatte. Schon seit Aufhebung der Leibeigenschaft verstand es der englische Adel, mit Hilfe der Gesetzgebung seine sozialen Privilegien künstlich zu bewahren und zu erweitern, Privilegien, denen die ökonomische Entwicklung ein natürliches Ende zu bereiten drohte. Von der 1688er aristokratischen „Revolution“ bis zu den 1830er bürgerlichen Reformen des Parlaments und der Lokalverwaltung besaß der grundbesitzende hohe und niedere Adel eine sozialpolitische Übermacht, die zu gewaltsamer Gesetzgebung und Verwaltung im aristokratischen Sonderinteresse benutzt wurde. Dadurch, daß man großer Bodeneigentümer war, gehörte man zu den Mächtigen im Lande; und es gestaltete sich zu einer wichtigen Seite im englischen Agrarsystem, daß reiche Personen danach strebten, Großgrundbesitzer zu

werden, nicht um sich noch weiter zu bereichern, sondern um die soziale Macht ihres Geldes zu genießen, um Mitglieder der mächtigsten, bevorzugtesten, sozial einflußreichsten und vornehmsten Klasse der Gesellschaft zu werden. Aus diesem Anlaß ist und wird man noch heutigen Tages in England Großgrundbesitzer. Man kauft Land, um Macht, Privilegien und Adelstitel zu erwerben, und in dieses System paßt es nicht im mindesten, die Landwirtschaft durch Einschränkung jener Privilegien zu einem ökonomisch gesünderen Erwerbszweige zu machen. Man kümmert sich nicht darum, daß das System Geld kostet und den Ackerbau weniger einträglich macht, als es der Fall sein könnte, denn man befriedigt stärkere Passionen als die Geldgier, nämlich die Eitelkeit und die Machtbegierde. Englands große Grundbesitzer älteren, neueren und neuesten Datums sind so reich und haben so große Kapitalien in industriellen und kommerziellen Unternehmungen angelegt, daß die Rentabilität ihres Grundbesitzes selten die einzige ökonomisch wichtige Frage für sie bildet. Sogar Landfürsten vom Hochadel, wie der Herzog von Westminster, der Herzog von Devonshire, der Graf von Derby u. a., deren jährliche Pachteinnahmen enorm sind,* gehören im Lande zu den stärksten Besitzern industrieller und finanzieller Wertpapiere, sodaß sie noch ungeheuer reich blieben, selbst wenn ihr Grundbesitz einmal konfisziert würde.

Außerdem ist zu beachten, daß zu dem Einkommen englischer Grundbesitzer als solcher noch sehr wesentliche Einkünfte rein industriellen Ursprungs: Rente vom Grund und Boden Londons, der Industriestädte und der großen Industrieanlagen, sowie Grubenrenten, hinzutreten. Da die englischen Bodeneigentümer freigebig genug waren, in den Tagen ihrer politischen Allmacht sich selbst alles Eigentumsrecht an den ungeheuern unterirdischen

* Für 15 britische Grundbesitzer belaufen sich diese jährlich auf etwa zweieinviertel Millionen Mark, und für weitere fünfzig solche auf eineinachtel bis zweieinviertel Millionen Mark im Jahre. Im gesamten britischen Nationaleinkommen (29 400 Millionen Mark jährlich) figurieren 4657 $\frac{1}{2}$ Millionen als „Bodenrente“. Der Kapitalwert des ganzen Grundbesitzes wurde von Robert Giffen für das Jahr 1885 auf 34 425 Millionen Mark abgeschätzt.

Schätzen des Landes zu, dem Staate als solchem aber abzusprechen, bilden die englischen Kohlen-, Eisen- und andern Erzgruben für sie eine besonders reichliche Einnahmequelle. Die adligen Grubenbesitzer verstehen es, den letzten Heller aus dem Konkurrenzpreise herauszupressen, den die Grubengesellschaften noch lieber bezahlen, als daß sie den Betrieb aufgeben und das hinein „versenkte“ Kapital verlieren. Der Herzog von Hamilton z. B. soll jährlich über 2¼ Millionen Mark von denen erhalten, die die Gruben in seinem Landeigentum bearbeiten. Wie „gedrückt“ der Grubenbetrieb auch zeitweise sein mag, wie bitter die Fehden sein mögen, die zwischen Grubenkapitalisten mit verminderter Dividende und Grubenarbeitern mit zurückgesetzten Löhnen ausgefochten werden, so kommt dabei doch die Abgabe auf jede Tonne geschürftes Erz oder ausgeschmolzenes Metall, die der völlig passive Landeigentümer verlangt, niemals in Frage. Besonders wunderbar erscheint der Vergleich der Steuer an den Landmonopolisten mit den Löhnen der Arbeiter. Die drei adlichen Besitzer eines gewissen Hämatitlagerbezirks erhalten zusammen jährlich gegen 2½ Millionen Mark von der großen Bergwerksgesellschaft, die dem Bezirke industrielles Leben brachte, indem sie ihn mit 40 Millionen Mark Kapital befruchtete. Die zahlreichen Arbeiter der Gesellschaft, die ihre beste Zeit unten in der Stollenfinsternis verbringen oder das ganze Jahr hindurch vor Schmelzöfen geschmort werden, müssen sich dagegen mit einer Ablöhnung von 1 275 000 Mark begnügen . . . d. h. mit der Hälfte des Einkommens der drei ganz unthätigen Edelleute. Nicht genug damit, daß die Steuer, die in allen Ländern für die Hebung ihrer mineralischen Bodenschätze zu entrichten ist, in England Privatpersonen zufällt, statt wenigstens teilweise an den Staat abgeführt zu werden und damit allen Landesbewohnern zu gute zu kommen, wie das auf dem Kontinente der Fall ist, nein, die englischen Grubenrenten sollen auch noch wesentlich höher sein, als die kontinentalen, sodaß der Eisenbahnbetrieb und ähnliche nationalökonomisch wichtige Verwendungen von Eisen und Steinkohle teurer werden, als es nötig wäre. Daß es ein großes nationales Interesse ist, das von dieser Seite des englischen Landbesitzsystems berührt wird, ersieht man daraus, daß die britischen Grubenarbeiter gegen 700 000

Mann zählen und daß die englische Grubenausbeute jährlich 1125 Millionen Mark wertet. Die aus den Erzen gewonnenen Metalle haben einen Wert von 233 Millionen Mark.

* * *

Es beruht in der That auf einer Menge sowohl sozialpolitischer, wie auch rein ökonomischer Verhältnisse, daß die agrarische Mittelklasse Englands, die 300 000 großen und kleinen Pächter (die mit weniger als zwei Hektar nicht gezählt) im allgemeinen nicht die Augen so offen halten und so betriebsam sind, wie man das bei Englands hoher allgemeiner Entwicklung erwarten könnte. Die agrarische Oberklasse denkt viel zu sehr an ihren Luxus, ihr Jagdrecht, ihre Wettrennen, ihre Parke, ihren Sport mit der Aufzucht von allerlei Rassetieren u. s. w., sowie an ihre Bequemlichkeit als Pachtgeldeintreiber in großem Maßstabe, um sich in diesen agrarisch-kritischen Zeiten die Interessen des Landmanns ernstlich zu Herzen zu nehmen. Man ist nicht bereit zur Ermunterung, wenigstens zur Gestattung wichtiger Abänderungen in dem System der Getreidekultur und der Viehzucht in großem Maßstabe, das die englische Landwirtschaft zur Zeit beherrscht.

Dank diesem Betriebssystem giebt es, mit Ausnahme Amerikas, kein Land, wo die Kapitalkraft für den Landmann eine so große Rolle spielt, wie in England. Das System verlangt, daß er verhältnismäßig große Ländereien pachtet. Es giebt über 70 000 Pachtgüter mit 40 bis 200 Hektar und 4700 mit über 200 Hektar. Er wird auch, infolge der kurzen Pachtverträge, nicht veranlaßt, sein Geld auf dauernde Verbesserungen (die zuweilen vom Eigentümer selbst ausgeführt werden) zu verwenden, sondern widmet seine Aufmerksamkeit dafür einem möglichst schnellen Umsatze. Er kauft hundertweise magre Kinder und Schafe, mästet sie und verkauft sie wieder nach einigen Monaten zum Schlachten. Derlei Transaktionen arten nicht selten zum reinen Hazardspiel aus, und die Pächter spekulieren à la hausse und à la baisse mit magerm und fettem Schlachtvieh ganz ebenso wie Börsenmänner mit fluktuierenden Industriepapieren. Dieses Kultursystem erfordert auch den Engros-Einkauf mineralischer Düngstoffe, sowie stickstoff- und fettreicher Futterkuchen, und die unaufhörlichen Handelsgeschäfte mit Super-

phosphat- und Leinsamenfuchensfabrikanten verleihen der Betriebsführung des typischen englischen Pächters noch weiter einen großkommerziellen Stempel. Die genannten Fabrikanten bilden „Ringe“, um ihre Warenpreise in die Höhe zu schrauben, und die unorganisierten Pächter fallen solchen Operationen leicht zum Opfer. Der Verkauf von Getreide, vorzüglich von Weizen, an die unter sich gut organisierten Mühlenfirmen, bietet ähnliche, für die Pächter ungünstige Seiten. Die Mühlenbesitzer, die jedes Jahr mit immer billigeren Angeboten importierten Weizens überschwemmt werden, drücken die Preise für die englischen Pächter auf das äußerste herab. Um sich mit allen diesen Handelsinteressen abzufinden, muß der englische Pächter nicht nur nach gewissen Richtungen hin geschickter Ackerbauer, sondern fast noch mehr gewiegter Geschäftsmann sein.

Die englischen Pachtgüter sind seit den wichtigen Verbesserungen der Ackerbaumethoden im 18. Jahrhundert beständig größer geworden. Von 300 000 Gütern mit mehr als zwei Hektar haben 100 000 zwischen 2 und 8 Hektar, etwa ebensoviele 8 bis 40 und über 75 000 mehr als 40 Hektar. Zu einem, in gewisser Hinsicht typischen Pachtgute in Nottinghamshire, das vor einigen Jahren mit dem ersten Preise der „Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft“ ausgezeichnet wurde, gehörten 184 Hektar Acker- und 24 Hektar Wiesenland. Auf dieses Areal verwendete man in einem gewissen Jahre 12 700 Mark zum Einkauf von Futterfuchen, Düngemitteln und dergl., sowie 54 000 Mark zum Einkauf magerer Rinder, und verkaufte für 13 200 Mark Getreide u. s. w., sowie für 99 000 Mark fette Rinder, Hühner und Erzeugnisse der Milchwirtschaft. Für Pacht, Personalsteuer und dergl. wurden 5625 und für Löhne 7875 Mark bezahlt. Zu diesem glänzenden und (nach Autoritäten) ausnahmsweise guten Nettoresultate des Jahresbetriebs trug offenbar in erster Linie die gutgeglückte Tierpekulation bei. Diese hätte auch ungünstig ausfallen können — denn der Fleischpreis hat in den letzten Jahren in England ganz bedeutend geschwankt — und dann wäre der große Gewinn zu dem mageren, grade das Auskommen gewährenden Verdienst herabgesunken, der, nach der Klage der englischen Pächter, alles ist, was ihr Erwerbszweig ihnen zur Zeit abwirft.

Die dritte Person im schönen agrarischen „Dreieitsystem“ Englands ist der Landarbeiter, dessen Lebenslage ein nicht minder dunkles Fragezeichen bietet, wie die des englischen Industriearbeiters.

Die Klasse der agrarischen Lohnarbeiter zählt über anderthalb Millionen Köpfe. Ihre und ihrer Familien hoffnungslose Arbeit und lebenslange leibliche und geistliche Sklaverei unter dem Pächter, dem Gemeindegeistlichen und dem Bodeneigentümer ist ein ebenso wesentlicher Grundpfeiler des jetzigen Agrarsystems in England, wie der Reichtum und die Standesvorrechte des Grundherren. Die Männer und Weiber, deren Hände die liebliche englische Landschaft anbauen, gehören zu den ärmsten und bedrücktesten, jedes Selbstständigkeitsgefühls und aller höheren Traditionen beraubten Gesellschaftsklassen Westeuropas. Das ist kein Bauernstand . . . Englands prächtige Yeomanry war schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts vor der Adels Herrschaft und der Großindustrie zu Grunde gegangen. Wir haben es hier nur mit einem, seit Jahrhunderten absolut besitzlosen, in erniedrigender Abhängigkeit lebenden Landproletariat zu thun, das alle Hoffnung aufgegeben hat, sich auf sich selbst als soziale Klasse stolz zu fühlen. Die jüngern, kräftigern Individuen erheben sich über ihre erniedrigte Klasse dadurch, daß sie dieselbe verlassen, nach den Kolonien auswandern, oder nach London, den großen Industriestädten oder den Grubenbezirken übersiedeln. Die agrarischen Grafschaften vermindern, die industriellen vermehren ihre Bevölkerung, was nichts andres bedeutet, als daß der Landbau ein großes Prozent seiner tüchtigsten jüngern Kräfte verliert, während die geschwächten, körperlich und geistig ziemlich aufgebrauchten Lohnarbeiterelemente der Städte und Industriegegenden durch diese gesünderen Einwanderer vom Lande aus dem Arbeitsmarkte verdrängt werden. Die Industrien und die Städte absorbieren und verwandeln die Landbevölkerung, mobilisieren deren jungfräuliche Energie und . . . verzehren diese Energie nach wenigen Generationen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß in London wohnende Familien der Arbeiterklasse, die drei Generationen hindurch dem entnervenden, aufreibenden Themsebabel angehörten, eine ganz seltene Ausnahme bilden. Die „Urbanisierung“ der Landbevölkerung Englands

beginnt mit einer Verschärfung der Intelligenz und Arbeitslust und schließt in vielen Fällen ganz plötzlich mit dem Bankrott der Lebenskraft.

Trotz dieser dunkeln, entfernten Gefahren ist es — unter den jetzigen agrarischen Verhältnissen in England — kaum denkbar, daß der junge Landarbeiter im Bewußtsein eigener Kraft der Verlockung widerstehen könnte, seine traurig hoffnungslose Stellung gegen die unabhängigere, interessantere, an Aussichten auf ökonomische Verbesserung reichere Existenz des Industrieproletariers, Gruben- oder Eisenbahnarbeiters oder Markthelfers zu vertauschen. Der englische Landbauproletarier ist seit Jahrhunderten in der ganzen offiziellen und nationalökonomischen Litteratur, sowie in der gewöhnlichen Rede schlecht und recht the labouring poor oder nur the poor — ein Pauper im Vorbereitungsstadium — genannt worden. Daß die Leute, die Englands fruchtbare Felder ackern, besäen und abernten, arm sein müssen, ist ein so unerschütterliches Gesellschaftsprinzip wie das, daß sie arbeiten müssen. . . „the labouring poor“! Auch in den rosigsten, für internationale Agrarkongresse entworfenen Schilderungen der Stellung des englischen Landarbeiters fehlt es an der geringsten Andeutung, daß er als etwas anderes als ein möglichst billig unterhaltenes Arbeitstier betrachtet werden könnte. Die agrarischen Arbeitslöhne schwanken sehr bedeutend: sie sind in den nördlichen Industriegegenden höher, als in den südlichen Grafschaften, wo konkurrierende Erwerbszweige seltener vorkommen, sie betragen im Durchschnitt für ganz England aber nicht mehr als 14 bis 15 Schilling für die Woche, ja in manchen Gegenden nur 9 bis 11 Schilling. Obwohl die Wohnungsmiete im allgemeinen sehr niedrig und der Verdienst in der Erntezeit höher ist, muß das Leben in den englischen Dörfern dennoch als ein einförmiger, langer Kampf mit der Armut bezeichnet werden, der für das Alter keine bessere Aussicht als . . . einen Platz im Armenhause bietet.

Hier und da — meist in der unmittelbaren Nachbarschaft großer Herrensitze und Musterwirtschaften — findet man wohl, daß reiche Grundbesitzer sehr hübsche, nach allen Richtungen vortreffliche Arbeiterwohnungen erbaut haben. Nichtsdestoweniger ist es eine der dunkelsten Seiten des sozialen England, daß die Grundherrschaft im allgemeinen die Arbeiterbevölke-

rung der Dörfer in sehr alten, engen, höchst ungesund und schlecht erhaltenen Hütten wohnen lassen, die in peinlicher Weise von den neuen, prächtigen, sanitär vollkommenen Scheunen- und Stallgebäuden dicht daneben abstecken. Ein großer englischer Grundeigentümer hat stets einige hübsche, ihm Ehre machende Arbeiterwohnungen, um sie dem teilnahmevollen Fremden vorzuweisen, doch selten oder nie würde er die Probe bestehen, wenn seine Arbeiterfreundlichkeit nach dem Durchschnitt der Wohnverhältnisse auf seinen Gütern beurteilt würde.

Es giebt indeß — sogar in England — sowohl malerisches, als auch unschönes Elend, und während sich niemand einreden läßt, daß das Elend der Industriestädte etwas anderes als Elend sei, liegen die Verhältnisse in den Dörfern doch etwas anders. Die englischen Dörfer sind äußerlich ebenso malerisch und anziehend, wie die Industrieorte häßlich und abstoßend. Dennoch hat es eine gar zu aristokratische Entwicklung der agrarischen Verhältnisse dahin gebracht, daß man leicht einsieht, daß das Arbeiterleben in dem gesunden Landbaugewerbe oft erniedrigender ist, als das in den ungesunden Industrien. Der englische Industriearbeiter hat wenigstens das freie Bestimmungsrecht über seine eigne Seele . . . d. h. über soviel davon, als die tageslange Fabrikanstrengung übrig läßt. Gerade die drückenden Fesseln der geistigen Freiheit — der religiösen, politischen und sozialen Gedankenfreiheit — aber sind es, die bei näherem Zusehen das Leben in den hübschen englischen Dörfern so anwidernd machen. Der Landarbeiter ist, so lange er ein solcher bleibt, aus internen und ökonomischen Gründen nicht so beweglich, wie der Industriearbeiter, wird dagegen von seinen, es mit ihm mehr oder minder aufrichtig wohlmeinenden, sozialen Vorgesetzten um so leichter gefesselt.

Man bekommt ein tiefes Mißtrauen gegen die Philantropie der Damen aus den höheren Klassen, wenn man die zudringliche geistige Bevormundung und die prozige Selbstgenügsamkeit beobachtet, womit die Töchter des Grundherrn, die Gattin des Geistlichen und die übrigen weiblichen Honoratioren der Umgebung Wohlthätigkeit gegen the labouring poor eines englischen Dorfes üben. Das A und das B dieser Wohlthätigkeit ist, daß

deren Objekt mit Leib und Seele abhängig sein, abhängig bleiben und sich stets von seinen Wohlthätern abhängig fühlen soll, ohne den Appetit zu verlieren, sich vom Morgen bis zum Abend des Lebens für sie abzuplagen. Zu diesem Zwecke läßt man sich's sehr angelegen sein, heilsame religiöse, politische und soziale Anschauungen zu verbreiten. Wird es im Winter kalt, so verteilt man Decken und Brennmaterial in homöopathischen Dosen, widersteht sich aber mit Fanatismus allen Reformen, die dahin zielen, die Landarbeiter, als Klasse betrachtet, zu heben. Daß solche Reformen — mit dem Endziele, dem Landarbeiter Anteil an der lokalen Selbstregierung zuzubilligen und durch kleine Pachtgüter u. dergl. seine ökonomische Lage zu verbessern — doch anfangsweise durchgeführt worden sind, beruht nur darauf, daß die agrarischen Gesellschaftsklassen nicht eigenmächtig über ihre sozialen Angelegenheiten bestimmen konnten, sondern in der, von den industriellen Klassen eingeleiteten Gesellschaftsentwicklung allmählich nachfolgen mußten.

Die Wechselwirkungen zwischen den industriellen und den agrarischen Gesellschaftsverhältnissen in England sind so zahlreich, daß man die letzteren gar nicht vollständig durchschauen kann, ohne sie im Zusammenhang mit den ersteren zu erörtern.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Besuch auf den normannischen Inseln.

Es war ein lauer, stiller Maiabend. Die „Expedition“ (Sammelname für den Verfasser und einen agronomischen Freund desselben, der für die Revolutionierung der europäischen Landwirtschaft durch „intensiven Kleinbetrieb“ mit oder ohne Treibhäuser schwärmt) befand sich in einem Kourierzuge, der das schöne, leicht hügelige Land zwischen dem Themsethale und den steilen Kalkfelsen der englischen Südküste durchkreuzte. Noch dieselbe Nacht schaukelten wir auf dem herrlich mondbeleuchteten Kanale unterwegs zwischen Southampton und Guernsey.

Am nächsten Morgen gegen acht Uhr erhebt sich vor unserm Auge aus dem blendenden, im Sonnenglanze schimmernden Meere eine kleine Gruppe scheinbar nackter und öder Granitklippen. Alderney, Sark und Herm zur Linken, Guernsey zur Rechten, erklärt der Mann am Steuer- rade. Wir halten auf letztere Insel zu, die uns nach einer halben Stunde eine schöne Küstenlinie zeigt, welche steil und bergig im Süden ist, nach Norden zu aber flach und niedrig wird. Der Eindruck wilder Verlassenheit verschwindet in dem Maße, wie wir näher herankommen. Die malerischen, amphitheatralisch zusammengedrängten Häusergruppen von St. Peter Port, der einzigen Stadt der Insel, werden bald durch den leichten Sonnenrauch sichtbar. Eine altmodische Citadelle türmt sich über dem Felsenvorsprung im Süden auf. Villenähnliche Wohnhäuser schimmern, in üppiges Frühlingsgrün gebettet, von den Höhen dahinter hervor, und auf den nach Norden zu sanft abfallenden Hügeln blinken überall, zwischen Haufen von grauen Wohnhäusern, lange, breite Reihe von Glascheiben . . .

das erste Zeichen von den berühmten Treibhäusern Guernseys, die uns für die Art der zukünftigen Landwirtschaft einen Fingerzeig geben sollen.

Wir dampfen vorsichtig in den geräumigen, von majestätischen Wogenbrechern umarmten Hafen St. Peter Ports ein. Nachdem wir uns durch tausende auf dem Quai aufgestapelte (zur Ausfuhr bestimmte) Körbe mit Grünwaren einen Weg gebahnt haben, wandern wir zur Stadt hinauf.

Unfre, an die Ziegelhausstädte Englands gewöhnten Augen werden zuerst von dem eigenartigen Baumaterial der Insel, einem schönen Granit-Syenit, gefesselt. Nicht allein die massiven Hafengebauten, sondern auch fast alle Wohnhäuser sind aus diesem unzerstörbaren, doch schwer zu bearbeitenden Material hergestellt. Die Häuser erhalten dadurch einen höchst einfachen, doch etwas schwerfälligen und einförmigen Stil, sehen aber mit ihren dicken Mauern und großen Fensteröffnungen recht solid und anheimelnd aus, was sich von englischen Vorstadt-„Willen“ nicht immer sagen läßt. Die älteren, aus unbehauenen Steinblöcken errichteten Häuser machen einen etwas wilden Eindruck. Jetzt baut der Bewohner Guernseys jedoch stets nur mit gut behauenen, rechtwinkligen Steinen.

St. Peter Port erweist sich als eine hügelige, beim Hafen etwas zusammengedrängte, übrigens aber sehr saubere und hübsche Stadt. Man erstaunt über die große Menge von Wohnstätten, die unzweideutig von Wohlstand zeugen, und über den in die Augen fallenden Mangel an Hütten. Was es aber an Armut giebt, die nach mehreren Beobachtern auf Guernsey so gut wie gar nicht vorhanden sein soll, das soll, wie wir hörten, doch grade in St. Peter Port zu suchen sein.

Wir machen einen Besuch in der neuen, stattlichen Markthalle der Stadt, um zu sehen, was der gepriesene, intensiv betriebene Landbau der Insel eben zu bieten hat. Neue Kartoffeln, große Gurken, Zuckerversben von vortrefflicher Qualität, türkische Bohnen und große Weintrauben fallen uns wegen der frühen Jahreszeit (der ersten Tage des Mai) ins Auge. An Salat, Spargel, Blumentohl und andern Gemüsen ist kein Mangel, ebensowenig an den herrlichsten Blumen, unter denen unzählige Callas besondere Bewunderung erwecken. Im Vorübergehen machen wir einige ethno-

logische Beobachtungen. Die über den Verkaufsständen angeschlagenen Namen der Händlerinnen erinnern uns nämlich daran, daß die Klasse hier eine gemischte ist: De la Mare, Legallais und Duquemin klingen ebenso ausgesprochen gallisch, wie Bird, Brown und Graham britisch. Für dasselbe Verhältnis spricht die Mundart. Die Bauernfrauen sprechen untereinander ein normännisch-französisches Patois, die Umgangssprache der Gebildeten ist dagegen englisch, die offizielle Sprache auf der Insel aber französisch.

Nachdem wir uns mit St. Peter Port einigermaßen bekannt gemacht und uns überzeugt haben, daß der Ort sich durch ein ruhiges, ländliches Leben und nicht durch eine kommerzielle Hezjagd uns Dasein auszeichnet, ist es unsere nächste Sorge, uns im buchstäblichen Sinne einen Überblick über die Insel zu verschaffen, denn wir sind begierig zu erfahren, welchen Eindruck der Anblick der dichtest bevölkerten und intensivst angebauten Landschaft Europas auf uns machen wird. Zu diesem Zwecke nehmen wir an einem sonnigen Morgen in einem mächtigen vier-spännigen Char-à-bancs Platz, der uns zwischen 11 Uhr vormittags und 5 Uhr nachmittags auf mindestens 50 Kilometer langer Fahrt rund um die Insel und auf ein paar unregelmäßigen Seitenwegen in das Innere derselben befördert.

Rasch geht es dahin durch die hübschen, hügligen und unregelmäßigen Straßen, worin jedes Haus — nach englischer Sitte eines für jede Familie — von einem lauschigen Gärtchen umgeben ist. Wir bewundern die Feigenbäume, die südländischen Pinusarten, die blühenden Rhododendronbüsche, die in herrlichstem, weißem Blüten Schmuck glänzenden Magnolien- und Aloearten, deren Riesenblätter den Erdboden drei Meter weit überdachen. Wir fahren an Viktor Hugo's Haus in der Rue Haute Ville vorüber, rollen durch ein Fort auf einem Berggipfel und beginnen dann endlich Eindrücke vom Bauernlande Guernseys zu sammeln.

Ein paar Stunden lang werden wir von widerstreitenden Empfindungen beherrscht . . . aus dem einfachen Grunde, daß die Wirklichkeit so wenig dem Phantasiebilde entspricht, das wir uns nach dem ausgemalt hatten, was wir in ökonomischen Büchern über die ungeheure Volksdichtigkeit und die unerhörte Produktivität der Insel lasen. Wir hatten uns eingebildet,

Guernsey müsse ein flaches, zahmes Stückchen Erde sein, wo jeder Quadratmeter zur Erzeugung von Nahrungsmitteln in Anspruch genommen und wo ein Restchen wilde Natur eine ebenso große Rarität wie ein grüner Square in London wäre.

Und was fanden wir? Ganze Strecken wilder Landschaft im Süden und Südwesten der Insel, sowie keinen Mangel an Heiden, fahlen Höhen und romantischen Felsenpartien in den nördlichen Gegenden. Zwar lagen die Gehöfte auffallend dicht gesäet und waren die Wege, sogar in den südlichen Kirchspielen, außerordentlich zahlreich und gut in Stand erhalten, doch hat die Natur hier so viel von ihrer jungfräulichen, wilden Majestät beibehalten, daß wir uns bei der Vergleichung mehr an gewisse Thäler Tirols und der Schweiz, keineswegs aber an das Flachland Norddeutschlands und Hollands erinnerten. Hoch über dem steilen Strande der Südküstenbuchten Moulin Huet und Petit Bôt, sowie von der Landspitze oben vor Creux Mahie aus sind die Felsenjenerien und Ausblicke über den brausenden Ozean die großartigsten, die man nur genießen kann, und kommt man nach einer Hochebene im Innern der Insel und sieht das ganze kleine Gemeinwesen „zu seinen Füßen liegen“, während das glitzernde Meer auf allen Seiten schimmert, dann unterliegt man leicht der Versuchung, Kleinkultur und Nationalökonomie zu vergessen und in eine unwissenschaftliche Bewunderung unsrer gemeinsamen Mutter Natur zu versinken.

Die Kleinkultur brachte sich indes bald wieder in Erinnerung. Im Süden glänzten die Treibhäuser zwar durch ihre Abwesenheit, im Innern traten sie dafür aber in desto größerer Menge auf und nach Norden zu erschien deren Zahl und Ausdehnung gradezu überwältigend. Das Gerücht hatte wahrlich nicht gelogen, wenn es verkündete, daß „weite Strecken Guernseys vollständig unter Glas liegen.“ Es war ein merkwürdiger Anblick, dem man auf einem andern Flecke der Erde schwerlich wieder begegnet. Das hübsche, launenhaft koupierte Land war von einem erstaunlich dichten, wunderbar verwickelten Netz wohl erhaltener Wege bedeckt. Diese entlang führen überall gut gebaute Granitmauern, die entweder niedrig waren und saftige Rasenstücke oder ausgedehnte Obstgärten umgaben, oder

2 bis 3 Meter hoch aufstiegen und dann stets schöne Gutsgebäude und lange Reihen mächtiger Treibhäuser umrahmten.

Und was für Treibhäuser! Ein paar hundert Meter lang und 8 bis 10 Meter breit standen sie da in Gruppen zu sechs, acht oder noch mehreren und ließen viele Hügel und ebne Landstücke im Sonnenglanze blau erscheinen . . . blau wie das Meer selbst. Trotz der wilden und pittoresken Südküste und dem Gewirr von Thälern, Klüften, Hügeln und Bergspitzen habe ich weder in Holland, noch in Belgien oder in Sachsen eine Landschaft gesehen, die annähernd so gut „ein einziges großes Dorf“ genannt zu werden verdient hätte, wie dieses reizende Guernsey mit seinen schattigen Alleeen von uralten Linden, seinen fruchtbaren Äckern, seinen anheimelnden Bauernhöfen, mit seinen überglasten Feldern, seinen entzückenden Aussichten über das Meer und seiner kräftigen und intelligenten Bevölkerung.

Dieser unwissenschaftliche Ausflug hatte uns die wichtige, durch spätere Erfahrung bestärkte nationalökonomische Beobachtung eingebracht, daß die in ihrer Art außerordentlich hohe Zivilisation auf den normannischen Inseln das Land nicht, ähnlich wie der Industriebetrieb in gewissen Teilen Englands, zur „Kulturhölle“ verwandelt hat, der die Bewohner — natürlich die ökonomisch besser situierten — während einiger Monate des Jahres gern entfliehen. Die normannischen Inseln gehören im Gegenteil das ganze Jahr hindurch für die englischen Industrie- und Handelsmenschen zu den beliebtesten „Sommerfrischen“ und Erholungsplätzen.

* * *

Die ungeheure Ausdehnung der Treibhauskultur hatte bei der erwähnten Orientierungsfahrt über die Insel auf uns einen so tiefen Eindruck gemacht, daß wir uns weder Rast noch Ruhe gönnten, bevor wir nicht einige der größern Anlagen dieser Art besucht hatten. Wir wendeten uns dazu nach dem nördlichen Teile der Insel, weil wir dort mehr Glas als an andern Stellen gefunden hatten.

Guernsey hat ursprünglich einen magern Boden. Hier im Norden ist er sogar geradezu erbärmlich, denn da besteht er fast ausschließlich aus

Meerstrand. Nur einige Niedgrasarten und der harte, mit großen, goldgelben Blumendolden geschmückte Stechginster Englands kommen auf den unangebauten Landstücken vor. Alle angebauten Strecken, von den großen Ackerfeldern bis zu den kleinsten Gartenflecken, sind zum Schutz gegen die Seewinde von meterhohen Mauern umschlossen. Hier befinden sich auch die mächtigen Steinbrüche, woraus man den schönen Syenit-Granit der Insel gewinnt und aus denen man das Wasser mittels großer Windmühlen auspumpt. Diese von Natur zur Wüstenei bestimmte Felseninsel ist es, die der Mensch ertragsreicher als jedes andre gleichgroße Areal der Erde gemacht hat.

Wir bemerken mehrere verschiedene Typen von Treibhäusern. Es giebt solche mit 3, 4, ja mit 5 Meter hohen Granitrückwänden und einem sehr breiten, in 45 gradigem Winkel abfallenden Glasdache. Das sind die Treibhausaristokraten, d. h. die teuersten ihrer Sippe. Man hat jedoch Mittel gefunden, die Konstruktion zu vereinfachen und mit Baumaterial und Raumverbrauch hauszuhalten. Hier stehen wir z. B. vor sechs 80 Meter langen und 10 Meter breiten Treibhäusern, die in zwei Gruppen zu je dreien zusammengebaut sind. Die Langwände des mittelsten Hauses sind dabei in geeigneten Abständen durch meterhohe Steinpfeiler ersetzt. Dadurch erhielt man ein zusammengesetztes Haus von 2400 Quadratmeter Bodenfläche. Dasselbe wird durch zwölf seiner Länge nach hindurchlaufende Eisenrohre erwärmt, die in gleichen Abständen auf die Erde verlegt sind. Eine weitere Vereinfachung bildet die Verwendung von Holz an Stelle des Steins oder der Ziegelmauern für die Außenwände.

Wir sahen Treibhäuser ohne künstliche Wärme, sogenannte Coolhouses (Kalthäuser), die aus einer 3 Meter hohen Rückwand und Seitenwänden aus Bohlen, sowie einer 0,7 Meter hohen Vorderwand aus Glas bestanden. Die Wände waren durch dünne Eisenpfeiler verstärkt, die auf kleinen, in die Erde versenkten Granitblöcken ruhten. Eine große Gruppe von Treibhäusern letzterer Art gehörte einer Gesellschaft (von 5 Personen), die diese Anlage an eine andre Gesellschaft von einem halben Dutzend Individuen für 13200 Mark jährlich vermieteten. Die Häuser waren $7\frac{1}{2}$ Meter breit und zusammen 1700 Meter lang. Diese wurden von einem Gärtner und

12 Jungen besorgt. In den vordern Teilen der Häuser zog man Kartoffeln und längs der Wände Erbsen. Die Kartoffeln waren (ohne künstliche Wärme) schon in der ersten Aprilwoche eßreif, und man ging eben (am 2. Mai) daran, die letzten Reste davon auszunehmen. Alle kamen nach dem Covent Garden Markt in London, wo man für das (englische) Pfund 5 bis 7 Pence ($42\frac{1}{2}$ bis 60 Pfennig) für Kartoffeln und 1 bis $1\frac{1}{4}$ Schilling (102 bis 127 Pfennig) für Erbsen erhielt. In den letzten zehn Tagen waren 4200 Pfund (1905 Kilo) Erbsen verkauft worden. Die Erde der Treibhäuser besteht aus stark mit Sand vermischem Lehm. Man behauptete, daß der Quadratfuß überdeckten Erdbodens bei den bessern Arten von Treibhäusern 7 Pence (60 Pfennig) und 5 Pence ($42\frac{1}{2}$ Pfennig) bei den kleinern und einfachern zu bauen koste.

In andern, von uns besuchten Treibhäusern waren Kartoffeln und Erbsen schon abgeerntet und durch Tomaten (in Thongefäßen) und türkische Bohnen ersetzt. In einer Gruppe von sechs Treibhäusern, die über 3000 Quadratmeter Fläche bedeckten, hatte man 2400 Töpfe mit Tomaten, von denen 10 Tonnen Früchte, d. h. etwas mehr als 4 Kilo von jeder Pflanze, gewonnen wurden. Die sehr sandige Erde war durch Düngemittel verbessert. Auf den Tomatentöpfen lag Pferdemist verstreut, der mit Kuhstalljauche begossen wurde. Diese Treibhäuser waren vom Januar an geheizt worden, und am 15. April wurde die Feuerung unterbrochen. Zur Zeit versendete man täglich 5 bis 10 Körbe mit türkischen Bohnen zum Preise von 2 Schilling für das Pfund ($453\frac{1}{2}$ Gramm). Das Personal dieser Anlage bestand aus einem Gärtner, einem Gehilfen und drei Jungen. Für mehrere Anlagen benutzte man Windmühlen zum Füllen der Wasserbehälter; in einer Treibhausfarm mit über 3000 Quadratmeter glasbedeckter Fläche war zu diesem Zwecke eine Gasmaschine aufgestellt.

Mehrfach wurde angegeben, daß man sich nicht allein auf die Ausfuhr nach London beschränkte, sondern auch viele frühzeitige Gemüse direkt nach Manchester und Liverpool, ja sogar nach Schottland versendete.

Von dem erzielten Marktpreise kamen der Angabe nach 10% dem Kommissionär zugute und entfielen 20% auf die Beförderungskosten.

Nach einem unvergeßlich angenehmen und lehrreichen Aufenthalt auf Guernsey schiffte sich die Expedition eines schönen Morgens ganz früh nach Jersey, der größten der normannischen Inseln, ein. Zuerst kommt die steile und hohe Westküste der Insel in Sicht; darauf dampfen wir an den schönen Buchten der teilweise niedrigen Südküste vorüber, in denen einige Dörfer und verstreute Gehöfte in Grün eingebettet liegen. Die Einfahrt zur Hauptstadt St. Helier ist nicht so stattlich wie die nach St. Peter Port, doch bei hartem Wetter desto gefährlicher, da dieser Teil der Küste Jerseys mit einem wilden Chaos scharfer, roter Granitklippen verschanzt ist.

Bei unserm Eintreffen ist gerade Ebbezeit und der Dampfer muß draußen im Meere Anker werfen. Von hier aus werden wir in Ruderbooten in den Hafen befördert, denn der Unterschied zwischen höchstem und niedrigstem Wasserstande ist hier im Atlantischen Meere sehr ansehnlich. St. Helier mit seinen 25000 Einwohnern ist fast schon zu groß für den, der sich nach jahrelangem Verweilen im Getöse Londons einmal gründlich zu erholen wünscht. Hier wird weit mehr französisch als englisch gesprochen und die Stadt bildet eine merkwürdige Mischung von Französischem und Englischem. Die Gesichter sind rund, nicht englisch langgestreckt; das abendliche Straßenleben hat den heitern französischen Charakter; die Cafés sind französisch, die Läden und Hôtels dagegen, sowie die Zeitungen, die Soldaten, die Polizei und Postbeamten sind von englischem Typus . . . leider auch das Essen!

Da sich Jersey längs der Südküste eine Bahnlinie — eine schmalspurige und ganz leidliche Anlage — geleistet hat, benutzte die Expedition diese zu einer vorläufigen Rekognoszierung. Der Zug befördert uns nach Westen hin durch das außerordentlich schöne Küstendorf St. Aubin nach den wilden Felsengruppen La Corbière mit ihrem großen Leuchtturme. Nach Osten hin bringt er uns durch eine ganze Reihe kleiner Dörfer nach der alten, auf hohem Berge nistenden, mittelalterlichen Feste Mont Orgueil. Von deren Zinnen begrüßen wir die kaum 30 Kilometer entfernte Küste von la belle France.

Nach einigen weiteren, längeren Fuß- und Wagenausflügen ins Innere

der Insel haben wir uns überzeugt, daß die hiesigen Naturverhältnisse und Anbaumethoden mit denen auf Guernsey übereinstimmen, obwohl die Bevölkerung offenbar minder dicht ist (die Hälfte davon wohnt in St. Helier) und die Treibhauszucht weniger Ausdehnung hat.

Die Rinderrasse Jersey's erregt unsre Aufmerksamkeit durch ihre außerordentlich feine und schöne Form. Es sind kleine Tiere von angenehmem, graugelbem Farbentone, der auf Bug und Kopf in Schwarz übergeht. Die Glieder sind leicht und elegant gebaut, und der feine, reh-ähnliche Kopf schaut einen mit großen, intelligenten Augen an. Die Tiere dürfen nie frei auf den Weideplätzen umherlaufen, sondern werden an starke, in die Erde versenkte Eisenpföcke gekettet; wenn sie so den ihnen erreichbaren Kreis abgeweidet haben, wird der Pflöck einige Meter weiter in den noch nicht abgeweideten Teil der Wiese versetzt. Die abgeweidete Stelle wird sofort mit flüssigem Dünger behandelt, um binnen kurzem neues Futter zu bieten. Hierzu sei bemerkt, daß man das Gras sehr hoch wachsen läßt, was nur zulässig ist, weil der Seetang — eines der wichtigsten Düngemittel der Insel — es sehr weich und saftig macht. Die Butter von der Milch dieser Kühe hat von Natur eine schöne brandgelbe Färbung und besonders feines Aroma. Eine andre Eigentümlichkeit des Bauernlandes auf Jersey sind dessen zahlreiche, ausgedehnte Kartoffelfelder. Wir kommen auf diese Erscheinung zurück, wenn die Ausfuhrziffern aufmarschieren werden, und bemerken im voraus nur, daß die schon 20 cm hohen Kartoffelstauden in gerade noch einmal so engen Reihen stehen, als man das in England zu sehen gewöhnt ist. Auf manchen Ackerstücken sieht man lange Reihen bis zwei Meter hoher Kohlpflanzen . . . den Rohstoff für die Herstellung von Spazierstöcken, einem andern Ausfuhrartikel der Insel.

Nachdem wir uns so durch mehr „oberflächliche“ Beobachtungen vorbereitet hatten, besuchen wir einige Bauernhöfe und sprechen über den Landbau mit den intelligenten Männern (die englisch sprechen, während die Frauen sich mit Vorliebe auf das flüssigere Französisch zu beschränken scheinen). Einen Vormittag verbringen wir auch in der größten Pflanzenschule der Insel, die einem Herrn Le Cornu gehört. Es ist eine schöne

Anlage von mehr als 9 Hektar Fläche, die beständig zwölf Gärtner beschäftigt. Bei diesen Interviews kam so manches zutage, das für die Beurteilung des intensiven Kleinbetriebs von größtem Interesse war . . . da es hier aber nicht der rechte Ort ist, in „Ökonomie zu pfuschen“, wollen wir ohne weitere Weitläufigkeiten mit der Schilderung unsrer am letzten Tag ausgeführten Wanderung schließen, die uns durch Mr. Bachfords ungeheure Treibhäuser — in gewisser Hinsicht die *Pièce de résistance* unserer Reise — führte.

In Georgetown, einem kleinen Orte, wenige Kilometer östlich von St. Helier, verlassen wir die Eisenbahn auf dem flachen, von Flugsand überschütteten Seestrande und wenden uns einer ungeheuer langen Mauer an der Seite der Landstraße zu. Die Mauer ist fast vier Meter hoch, dennoch bemerken wir hinter ihr eine Menge Glasdächer und kleine Schornsteine. Es ist Herr Bachfords „Zukunfts-Musterwirtschaft“ (wenn ein solches prophetisches Bild gestattet ist): ein Stück Land von mehr als acht Hektar mit sechs Hektar unter Glas und 22 Kilometer Heizrohren . . . nach guten Autoritäten wahrscheinlich die größte Treibhausanlage der Welt.

Wir werden von Herrn Bachford selbst mit zuvorkommender Höflichkeit umhergeführt. Sein freundliches Wohnhaus liegt in der Farm von dichten Gruppen von Glashäusern umgeben, deren Größe sie fast zu dem Titel „Glaspaläste“ berechtigt. Einzelne davon sind 260 bis 280 Meter lang und 15 Meter breit. Alle bestehen aus 2½ Millimeter dickem Glas, sind vorzüglich in Holz konstruiert und haben Wärmeleitungen und außerdem mechanische Einrichtungen, die es ermöglichen, sämtliche Ventile in jedem Treibhaus auf einmal zu öffnen. Herr Bachford berechnet, daß ihm diese Treibhäuser ungefähr 1 Schilling für den Quadratfuß bedeckten Bodens kosten (die Kosten für die Wärmeleitung wohl nicht eingerechnet). Aus den Häusern gewinnt er jährlich drei Ernten. Sie sind nicht ausschließlich für Weintraubenzucht bestimmt, denn der Besitzer verkauft jährlich 80 Tonnen Tomaten, 30 Tonnen Frühkartoffeln, 25 Tonnen Weintrauben, 2 Tonnen türkische Bohnen und 6 Tonnen Erbsen . . . außer Gurken, Melonen, Pfirsichen und anderm Obst in nicht angegebenen Mengen. Das ergibt

also gegen 130000 Kilogramm feine, vegetabilische Nahrungsmittel allein für die sechs glasbedeckten Hektar. Herr Bachford ist der einzige Leiter seiner Anlagen und beschäftigt darin 36 Arbeiter; seiner Angabe nach verbraucht er jährlich etwa 1000 Fuhren Steinkohlen und Coqs zusammen, behauptet aber nichtsdestoweniger, mit der künstlichen Wärme sehr haushälterisch umzugehen.

Es erfordert wirklich poetische Veranlagung, um Herrn Bachfords mächtige Treibhäuser zu schildern, in denen sich eine Perspektive wie in langen Alleen zeigt. Das Innere der Tomatenhäuser gleicht kleinen Wäldern im üppigen Frühlingsgrün. In den Bohnen-, Schoten- und Melonenhäusern wurde man an duftende Wiesengründe erinnert, und in den Traubenhäusern an die herrlichsten, schattenreichen Laubgewölbe. Wenn die Tomaten, Trauben und Melonen in den Farben der Reife glühen, ist der Anblick dieser „Nahrungsfabriken“ gewiß ästhetisch vollendeter als die kostbaren Gasilluminationen, womit die Stadtbewohner der Jetztzeit eine festliche Stimmung zu erhöhen pflegen.

* *

Es giebt vieles, was man durch private Befragungen nicht zuverlässig erfahren, und noch mehr, was man so von außen nicht sehen kann. Unsere flüchtige Besichtigung der Landwirtschaft auf den normannischen Inseln und nicht gar zu umfassenden Interviews mit deren Bewohnern bedürfen daher sehr der Vervollständigung durch allgemeine ökonomische Angaben. Nach solchen angelten wir in der schönen öffentlichen Bibliothek St. Heliers und in den Reports of the Royal Agricultural Society of England. Erst durch diese Studien konnte uns der lehrreiche Unterschied zwischen den im vorigen Kapitel geschilderten typisch-englischen Agrarverhältnissen und der Landwirtschaft der normannischen Inseln scharf genug vor Augen treten.

Beim gewöhnlichen Ackerbau — auch in dessen höchster englischen Gestalt — ist die Verwendung von Menschenarbeit und Kapital für die Einheit der bewirtschafteten Fläche so gering, daß man ihn im Vergleich mit dem, was wir im Vorhergehenden gesehen haben, „extensiv“ nennen kann.

Für den Ertrag des extensiven Anbaus spielen klimatische Verhältnisse und natürliche Bodenbeschaffenheit eine entscheidendere Rolle, als das Eingreifen des Landwirts. Wird der Ackerbau dagegen so intensiv betrieben, wie auf Guernsey und auf Jersey, so ist das grade Gegenteil der Fall. Tant vaut l'homme, tant vaut la terre, sagt der Franzose. Je mehr sich sagen läßt, daß der Landmann selbst den Erdboden für seine Ernten schafft und ihnen die günstigsten klimatischen Verhältnisse sichert, mit desto größerer Berechtigung darf man den Ackerbau „intensiv“ nennen.

Für den unparteiischen Beobachter kann es nicht zweifelhaft sein, daß den Ackerbau Guernseys und Jerseys mehr die günstigen Kultur-, als günstige klimatische Verhältnisse auf seinen jetzigen, außerordentlich hohen Standpunkt gehoben haben. Diese Inseln sind zwei Granitmassen mit einer, an vielen Stellen ursprünglich ganz dünnen und magern Erdschicht. Das Klima ist zwar sehr mild, doch nicht besser als in großen Strecken Europas, die — offenbar infolge erbärmlicher sozialer Verhältnisse — in barbarischer Weise bewirtschaftet werden. Die Landleute der normannischen Inseln gehören zu den sozial freiesten von ganz Europa. Sie haben von Alters her politische Selbstverwaltung mit zwei eignen Parlamenten, sowie freie kommunale Institutionen. Indirekte Steuern giebt es nicht, und sie sind überhaupt in Europa am geringsten mit Steuern belastet. Die Gesamtsteuer auf Guernsey beträgt für den Kopf der Bevölkerung nur den siebenten Teil der englischen Staatssteuer allein (die sich auf etwa 47 Mark beläuft). Die Erbgesetze befördern die Teilung des Bodens zwischen den Kindern und verhindern den Hypothekenwucher und manche andre unangenehme Folgen des „Freihandels mit Grund und Boden“. Grundbesitzer und Pächter sind auf Jersey gleich zahlreich, auf Guernsey aber giebt es dreimal so viel Grundbesitzer als Pächter. Etwa vier Fünftel des Areal's beider Inseln sind angebaut. Die Größe der Wirtschaften beträgt auf Jersey durchschnittlich vier, auf Guernsey aber nur zweieinhalb Hektar. Zehn Hektar werden auf Jersey für ein großes Gut angesehen, und die Insel hat kaum ein halbes Duzend von Grundbesitzern mit mehr als je 24 Hektar. Der Pacht ist hoch — im Durchschnitt 259 Mark für den Hektar

auf Guernsey und 315 Mark auf Jersey — infolge des wunderbaren Ertrags. Guernsey ernährt auf weniger als 5000 Hektar Bodenfläche 33000 Bewohner und Jersey auf seinen 11500 Hektar 52000 Bewohner. Das ergibt eine durchschnittliche Dichtigkeit von fünf Seelen für den Hektar, d. h. zweieinhalbmal so viel wie in England.

Wir haben es hier mit einem Gemeinwesen zu thun, wo große Volksdichtigkeit, allgemeiner Wohlstand mit gesunden Arbeitsverhältnissen, politischer Freiheit und sozialer Gleichstellung Hand in Hand gehen. In England finden wir große Volksdichtigkeit . . . in den Industriegebieten; wir finden auch Wohlstand . . . doch nicht allgemein, denn dabei sind fünf Siebentel der Bevölkerung, die aus Lohnarbeitern bestehen, gänzlich auszuschließen; wir finden, daß die Arbeitsverhältnisse unter den zahlreichen Industriearbeitern, der Hauptmasse der Bevölkerung, überwiegend ungesund sind; wir finden politische Freiheit, doch eine ungesund große soziale Ungleichheit. Das kleine Agrargemeinwesen ist also in vielen wichtigen sozialen Hinsichten vollkommener, als der große Industriestaat. Für den freilich, der auf englische Manier Geld verdienen will, eignen sich die Kanalinseln jedoch im ganzen nicht. Nicht ein einziger der vielen Engländer, die auf Jersey Land gekauft oder gepachtet und das als „Gentlemen farmers“ nach englischer Methode zu bewirtschaften versucht haben, hat mit seiner Spekulation Glück gehabt. Gleichwohl hören wir von kompetenten englischen Beobachtern selbst, daß „ein Besitzer von 10 Hektar auf Jersey weit besser wohnt und lebt, als ein solcher von 100 Hektar in England“, sowie „daß es keinem Zweifel unterliegt, daß der Gelbertrag eines Sechshektargutes auf Jersey den Ertrag einer gewöhnlichen englischen Sechzighektarfarm oft wesentlich übersteigt.“

Worauf beruht es, daß die englische Ackerbauunternehmung auf Jersey mißglückt und sich nicht einmal in England annähernd so reichlich bezahlt, wie auf genannter Insel? Das kann in der Hauptsache auf nichts anderm beruhen, als auf der großen Verschiedenheit der Wirtschaftsmethoden. Obgleich die englischen Landwirte, soweit agronomische Verhältnisse dabei mitsprechen, recht wohl die Lieferanten aller Grünwaren für ihre eignen Industrie-

gegenden sein könnten, haben wir gesehen, daß sie diese einträgliche Arbeit zum großen Teile Jersey und andern Agrargebieten überlassen und starr an der Fleischerzeugung als einziger hauptsächlichlicher Alternative gegenüber dem Getreidebau festhalten. In England verwandelt man Getreideäcker zu Wiesenflächen; auf den normannischen Inseln verwandelt man Wiesen zu Kartoffel- und Gemüseäckern. Jersey hatte 1867 noch 3050 Hektar dauerndes Wiesenland, 1887 aber nur noch 1850 Hektar. Das Brachland umfaßte im erstgenannten Jahre 1270, im letztgenannten nur 62 Hektar. Mit Getreide hatte Jersey 1887 nur 1120 Hektar bestanden, mit Klee und andern Futtergewächsen in Wechselwirtschaft 2416 Hektar, mit Kartoffeln 3244, mit Rüben 853 und mit andern Wurzelfrüchten und Gemüsen 735 Hektar. Als Obstgärten wurden 507, als Küchengärten 48 Hektar bewirtschaftet. Im Jahre 1889 hatte Jersey 2410 Pferde, 6657 Kühe und Färsen und 5076 Köpfe andrer Rinder und Schweine. Die entsprechenden Zahlen von Guernsey stimmen hiermit, unter Berücksichtigung der geringern Größe desselben, vollständig überein.

Dank einer emsigen und intelligenten Arbeit, woran die Grundbesitzer und deren Familien stets selbst teilnehmen, sind die Bewohner der normannischen Inseln in der Lage, von der so verteilten Erde ungeheure Ernten zu erzielen, die eine, für das unbedeutende Areal der Inseln erstaunliche Nahrungsmittelausfuhr ermöglichen. Jersey exportierte 1889 nahezu 60000 Tonnen Kartoffeln, die ziemlich $5\frac{1}{2}$ Millionen Mark einbrachten. Die dafür erzielten, verhältnismäßig hohen Preise beruhen darauf, daß die erste Ernte eine sehr frühzeitige ist, nämlich in der Mitte oder gegen Ende des Mai erfolgt und in London, sowie in andern englischen Großstädten starker Nachfrage begegnet. Eine zweite Ernte folgt stets später im Sommer. Auf Guernsey spielt die Ausfuhr zeitiger Treibhausgemüse, sowie die von Weintrauben und Tomaten eine große Rolle, da von der kleinen Felseninsel im Jahre 1887 über 40000 Tonnen dieser schmackhaften Vegetabilien versendet wurden. Zusammen exportieren Guernsey und Jersey jährlich einige Tausende lebender Rinder von edelster Rasse. Hühnerzucht und Eierausfuhr werden in großem Maßstabe betrieben, ebenso die Bereitung und

Ausfuhr von Apfelwein (Cider). Hummern-, Austern- und Dorschfang geben ebenfalls Stoff zu einem lebhaften Export.

Die intensiveren, mit intelligenter Arbeit und Kapitalaufwand für die Flächeneinheit freigebigeren Bewirtschaftungsmethoden dieser reizenden, von einem freien, sich wohlbefindenden Volke bebauten Inseln beweisen unzweifelhaft, daß eine nach gewöhnlicher Auffassung unerhörte Volksdichtigkeit mit der Erzeugung eines reichlichen Überschusses an Nahrungsmitteln vereinbar ist . . . und das auch, ohne daß die Natur ihre Schönheit einbüßt oder die Arbeit ungesund und entnervend wird, wie es der Fall ist, wenn eine dichte Bevölkerung sich die Erzeugung eines großen Überschusses von Industriewaren zur Spezialität macht. Die industriezermarterten Menschen Englands fahren jeden Sommer in großen Massen nach Guernsey oder Jersey hinüber, um sich durch Fußwanderungen oder Wagentouren auf diesen Inseln aufzufrischen, wo der intensivste Fleiß mit Annehmlichkeit und Schönheit des täglichen Lebens zusammengeht.

Vielleicht werden die Menschen der Zukunft entdecken, daß der Ackerbau unsere „Mutternahrung“ auch in mehr geistigem Sinne als dem einer Nahrungsmittelindustrie ist, und daß es sogar für die geistige Gesundheit des Menschengeschlechts von Bedeutung sein kann, daß niemand von Ackerbau-gegenden und Ackerbauarbeiten beständig isoliert lebt. Unter weitsichtigen Engländern erörtert man bereits die Frage, „die Industriestädte aufs Land zu versetzen“, oder wissenschaftlicher und faßlicher ausgedrückt, Ackerbau und Industrie zu integrieren, so daß beide in der großen Mehrheit der Gemeinden des Landes nahezu gleichmäßig stark betrieben würden. Industrial villages nennt man in England dieses Zukunftsideal für Ordnung der Produktion. Man stützt dabei seine Theorien über die Verwirklichung des Ideals ebensoviel auf Erfahrungsbeweise von dem Vermögen des Ackerbaues, etwas von der Intensität und Wissenschaftlichkeit des Industriebetriebs anzunehmen, wie auf die augenscheinliche Wahrheit, daß die allermeisten Formen des Fabrikbetriebs und der Industrie sich doch nahezu gleichmäßig, so wie jetzt schon der Ackerbau, verbreiten werden.

Hierbei wird die Volksdichtigkeit die wichtigste Rolle spielen, denn

ebensowenig wie ein intensiver und wissenschaftlicher Ackerbau ohne große Volksdichtigkeit denkbar ist, ebensowenig kann ein Fabrikbetrieb irgendwo anders aufleben, als wo eine große Volksdichtigkeit es ökonomisch vorteilhaft erscheinen läßt, die bedeutenden Kapitalaufwendungen zu wagen, die von modernen Fabrikanlagen auch nur mäßigen Umfangs erfordert werden. Was unsre konkurrierenden Riesenetablissemments durch Konzentration von Maschinen und Arbeitern unter einheitlicher Leitung ersparen, das würden die gleichmäßiger verteilten und deshalb minder hitzig konkurrierenden Fabriken der Zukunft dadurch ersetzen, daß sie eine Menge teurer Warentransporte und kaufmännischer Tätigkeit überflüssig machen. Industrie- und Landarbeiter sollten im ganzen Lande sozusagen Wand an Wand produzieren und nicht länger die sonderbare und ungesunde Erscheinung zweier körperlich und geistig verschiedener Klassen aufweisen . . . beide schief entwickelt durch äußerst einseitige Beschäftigungen und Lebensumgebungen, wie es im modernen England der Fall ist. Der Landarbeiter kann ja etwas von der körperlichen und geistigen Rührigkeit und Wachsamkeit des Industriearbeiters recht gut brauchen, während letzterer der kerngesunden und unerschöpflichen, nur durch steten Umgang mit der Natur zu bewahrenden Lebenskraft des Bauern gar sehr bedarf. Ein Volk, das unter den modernen Verhältnissen auf Erden lange leben will, muß sowohl mobile Lebenskraft, wie Lebenskraft in Reserve in jedem seiner Durchschnittsbürger besitzen. Ein gesundes Volk muß aus gesunden Individuen bestehen . . . vorzüglich in den „tiefen“ Schichten, denn aus der Tiefe kommt stets die Kraft zu neuen Kulturfortschritten, die unverbrauchte, jugendliche Lebenskraft, die ihren Inhaber in die höheren Gesellschaftsklassen emporhebt, so daß er, mit diesen als Fußgestell, neue Kulturideale zu schaffen vermag.

De profundis lautet das soziale Motto der aufsteigenden Kultur-entwicklung.



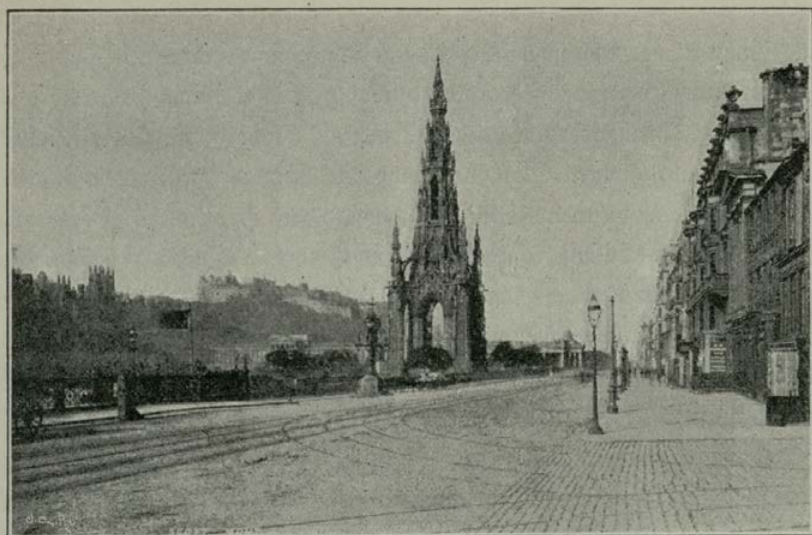
Schottische Hochländerin.

VII.

Ausflüge nach Schottland.



JAMES STEWART, LORD DARNLEY. MARY, QUEEN OF SCOTS.
 MARY, QUEEN OF SCOTS, daughter of Lord Darnley, born 1542.
 Daughter of James VII and great-granddaughter of Henry, the VIII.
 Married to France, 1548; Married to the Dauphin, 1558.
 Became Queen of France, 1559; a widow, 1560. Returned
 to Scotland, 1561; Married Lord Darnley, 1565; became a widow, 1567.
 Mary Married to Earl of Bothwell, 17 May, 1567.
 Escaped from Lochleven Castle. Lost the Battle of Langside
 and fled to England, 1568.
 Beheaded on the morning of the 8th February 1567 at the Castle of York.



Die Princess Street mit dem Walter Scott-Denkmal und dem Kastell.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Edinburger Eindrücke mit Londoner Hintergrund.

Auf der stolzen, siebenhundertjährigen Kathedrale der Erzbischofsstadt York hat es eben die Mitternachtsstunde geschlagen. Der London-Edinburger Gilzug, der bereits vier Stunden unterwegs ist, braust weiter nach Norden über die wohlangebauten, aber einförmigen Ebenen Yorkshires dahin. Obwohl die Polsterbänke des Coupés weich und geräumig sind, ist es doch schwierig, Ruhe zu finden, denn die mondhelle laue Sommernacht lockt die Phantasie zum Spaziergange hinaus über die vorübereschimmernden Wiesen, deren lange, duftende Heuschaber, zu Mittsommernachtschwärmerien einladend, in langen, dünnen Reihen dastehen.

Zwei Stunden verrinnen, und wir fahren hoch oben auf sandigem Höhenzuge an der malerischen Stadt Durham vorbei, die tief unten in geschlängeltem Flußthale liegt, während ihre düstre mittelalterliche Weste und die prächtige normannische Domkirche sich auf einem parkbefeideten

Hügel inmitten der schlummernden Häuser und Gassen erheben. Der Fluß beschreibt einen Bogen um den Hügel und spiegelt im Mondschein die drei majestätischen Thürme der Kathedrale gar herrlich wieder. Nicht lange danach raffen wir auf himmelhoher Eisenbahnbrücke über den Fluß Tyne hinein in das rußige, abstoßende Newcastle. Nachher geht es durch das Berggebiet Northumberlands hinauf zur schottischen Grenze. Der Tag beginnt zu grauen und man sieht oft längere Zeit im Osten das offene Meer sich im kaltgrauen Morgenlichte ausbreiten. Die Bewohner der moosbedeckten Steinhütten, die hier und da in den Bergklüften eingekellt liegen, tummeln sich schon draußen in ihren Booten. Wer meint da nicht so im Vorüberfahren, daß er das frische, wenn auch harte und gefährvolle Leben mit dem Neze der beständigen Lebensgefahr unten in den schwülen Kohlengruben oder der gesundheitserstörenden Thätigkeit in den noch schwülereu Fabriken bei weitem vorziehen würde?

Wir fahren durch den Hafen eines mittelalterlich pittoresken Fischers- und Seemannsortes, der Grenzstadt Berwick-upon-Tweed, die gleich den normannischen Inseln und der Insel Man als besondres politisches Gemeinwesen im Vereinigten Königreiche zu gelten hat. Nun sind wir in Schottland und die Bahn verläuft am Fuße hoher, baumloser Bergzüge hin, die grade ins Meer abfallen und schon die vollen charakteristischen Züge der schottischen Natur zeigen. Die Landschaft ist kahler, härter in den Linien und trockner in der Farbe als die englische, weist aber auch gleichzeitig kühnere Bildungen auf. Das Land, das wir durchfahren, bietet ein herberes Aussehen . . . als Vorbereitung auf die großartige Rauheit der Hochlandsnatur.

Endlich am Ziele! Der Zug gleitet in einen großen, dunkeln Bahnhof ein, wo von allen Seiten der Ruf: „Edinburg, Waverley Station!“ erschallt. Nachdem er sich äußerlich mit reichlicher Menge kalten Wassers und innerlich durch warmen Thee aufgefrischt hat, ist der Tourist fertig, sich den Ausgang aus dem weitläufigen, unterirdischen Stationsgebäude zu suchen, um die Tageswandrung zu beginnen, obgleich es erst um sechs Uhr früh ist.

Der Tag ist angenehm mit einer frischen Brise — „in Edinburg weht es immer“, behaupten meine dort wohnenden Freunde. Die Örtlichkeit verlockt zu einem langen Morgenspaziergang. In wenigen britischen Städten könnte man nach einer im Bahncoupé verbrachten Nacht einen angenehmeren Eindruck erhalten, als wenn man hier durch die Princess Street Gardens lustwandelt, deren smaragdgrüne, vom Morgentau glitzernde Grasmatte den Blicken unmittelbar vor dem Bahnhofe begegnen.

Der Teil der Stadt, den ich jetzt vor mir habe — mit den stattlichen Häuserreihen der breiten, hellen Princess Street zur Rechten und der steilen Anhöhe mit dem Edinburgh Castle zur Linken, sowie dem großen gotischen Denkmal Walter Scotts und den im klassischen Stil gehaltenen Museumsgebäuden in der Mitte und im Hintergrunde — ist oft, besonders von der romantischen Litteraturschule, hoch gepriesen worden und gilt dem schottischen Patrioten natürlich als der schönste Anblick in Europa.

Da ich weder Romantiker, noch Schotte, ja — hier — nicht einmal Patriot bin, muß meine aufrichtige Bewunderung Edinburgs in Folge einer gewissen innern Notwendigkeit wohl weniger überschwänglich ausfallen. Zuerst sei jedoch mit allem möglichen Nachdruck betont, daß der Kontrast zwischen Edinburg und allen andern britischen Großstädten ein ungeheurer ist und nach allen Seiten zum Vorteil der schottischen Metropole ausfällt. Ließ man sich die seelenlos chaotische Londoner Stimmung mit ihrem Zubehör von Schmutz, Ruß und idiotisch erbärmlicher Straßenarchitektur eine Reihe von Jahren in die Seele einmisten und da wie einen permanenten Alp liegen, so ist es sicherlich wahr, daß man wie in einem Paradiese aufatmet, wenn man in Edinburgs wohl individualisierten, hier lieblich anziehenden, dort wild großartigen, hier modern und stattlich regelmäßigen, dort pittoresk altmodischen und unregelmäßigen Teilen umherwandert, über die reinigende Berg- und Seewinde unablässig dahinfegen. Hat man sich von einer rasselnden, qualmenden Fabrikshölle, wie Glasgow, Newcastle oder Manchester, die Kehle zusammenschnüren lassen, so fühlt man sich gewiß unendlich erleichtert durch die Betrachtung, daß ein glücklicher historischer Zufall die Hauptstadt der Schotten an einer Stelle emporwachsen

ließ, wo die farge, unbändige, nordische Natur — mit steilen, spitzigen Bergen und engen, tiefen Thälern zwischen zahlreichen, verschiedengestaltigen Hügeln — dem Plage für alle Zeit ihren Stempel aufdrückt, was die Häuser bauenden und Straßen anlegenden Menschen auch thun mögen, um ihre Umgebung zu nivellieren und zahmer zu formen.

Die Natur — Dank sei ihr dafür! — läßt sich in Edinburg nicht abschaffen. Man betrachte nur die phantastische, jäh abfallende Tiefe unter den grauen Mauern der historischen Citadelle, oder die scharfkantige, wilde Formation des stattlichen Berges „Arthurs Seat“, der sich über der östlichen Außenkante der Stadt aufstürmt und die schlimmste Schärfe der vom Meere hereinstürmenden Ostwinde bricht. Es ist eine der vornehmsten Annehmlichkeiten Edinburgs, daß alle, die sich für den Augenblick an der zivilisatorischen Stümperei der englischen Menschheit satt gesehen haben, hier einen Platz finden, der ihnen gestattet, sich in gewissem Maße von ihrer Menschenmüdigkeit zu erholen, ohne sich vom Menschentreiben abzuschließen zu müssen. Einen ganzen Tag lang kann man kreuz und quer durch Edinburg wandern und frische, großartige Anblicke genießen, ohne zu empfinden, daß die Nähe einer Viertelmillion Menschen und ihrer Wohn- und Arbeitsstätten der herben, in großem Stil angelegten Naturschönheit des Platzes eigentlich Abbruch thut.

Für den, der es liebt, die Blicke weit über Land, Stadt und Wasser schweifen zu lassen, hat Edinburg sogar einen Vorsprung gegenüber dem lieblicheren, minder imponierenden Stockholm. Die schöne schwedische Hauptstadt macht den allerbesten Eindruck nicht von obenher, sondern von innen oder, noch besser, von außen her gesehen. Edinburg dagegen muß man am besten von ansehnlicher Höhe aus überschauen, wie von dem, einer Feuerbake ähnlichen Denkmale Nelsons auf dem Calton Hill an der Nordostecke der Stadt oder von der zentral und wunderbar malerisch gelegnen Citadelle.

Da steht man inmitten der Stadt auf dem Gipfel eines über 400 Fuß hohen Felsens, der auf drei Seiten lotrecht nach dem herrlichen Zentralfark Princes Street Gardens abstürzt und auf der vierten Seite, nach

Osten zu, in einen langsam abfallenden Höhenzug ausläuft. Auf dem schmalen Rücken des letzteren wandert man nach der alten, erinnerungsreichen Königsburg hinauf, von deren massiven Außenwerken lange Reihen blanker Kanonenrohre noch immer nach der Stadt hinunter gerichtet sind. Von der höchsten Batterie aus breitet sich nicht nur die ganze Stadt mit ihren Straßen, Kirchen und Palästen, fahlen Höhen und tiefen Thalsenken unter unsern Füßen aus, sondern auch, als breiter Rahmen, die grünende Landschaft und, ein Stück weiter im Norden und Nordosten, die breite, blaue Fläche der Forthbucht. Ja man kann sogar bequem, trotz eines leichten Dunstes am Horizonte, den gegenüber liegenden Strand der Bucht erblicken.

Von hier aus bemerkt man, daß Edinburg bereits mit seiner Hafencity Leith zusammengewachsen ist. Sollte die natur schöne Metropole der Schotten einmal zum doppelten des jetzigen Umfangs anschwellen, könnte es also leicht dazu kommen, daß sie zur wirklichen Seestadt verwandelt würde, die auf die eigentümliche Weise entstanden wäre, daß deren ursprünglich binnenländische Anlage im Laufe der Jahrhunderte von ihren Felsenbergen und Hügeln zum Meeresstrand hinunter wanderte. Eine solche Entwicklung würde, wenn sie sich nicht nach englischem Muster — d. h. aufs Gradwohl, nach den persönlichen Eingebungen der Grundstücksjobber und ohne eine Spur von ästhetischen Prinzipien — vollzöge, das Bild Edinburgs zu einem der großartigsten und abwechslungsreichsten Städtepanoramen der Welt erheben.

Abgesehen von einer solchen Möglichkeit und mit aller Achtung vor insulären britischen Anschauungen der Dinge, kann man doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Ort, dessen Klima meist grau und regnerisch ist, in nicht geringem Grade Mangel leidet an dem wärmeren, angenehmen Stimmungselement, das in dem, wohl der geographischen Breitenlage, doch nicht dem Charakter nach nördlicheren Stockholm so bestechend hervortritt. In unsern materialistischen Zeiten, wo das große Weltleben zur Prosa in einem Grade geworden ist, von dem sich unsre Vorfahren schwerlich eine Vorstellung machen konnten, ist es vielleicht mehr als je ein Gebot der Notwendigkeit, den Wert des lyrischen Moments des Da-

feins, der mehr südländisch heitern und stimmungsvollen Züge zu betonen, die sich noch bei nordeuropäischen Völkern vorfinden . . . vermutlich als uralte Erbstücke, denn der Mensch soll ja ursprünglich ein südländisches, wenn nicht rein tropisches Lebewesen gewesen sein.

Die Edinburger Stimmung ist, obwohl frisch und großartig, etwas trocken. Selbst wenn man von dem ausgedehnten, Stadt, Land und Meer umfassenden Panorama von Calton Hill entzückt ist, wenn eine blendende Hochsommer Sonne den Meernebel am Horizonte zerstreut und uns einen lustigen, blauen Fernblick nach den Hochländern jenseit (im Norden) der Bucht vergönnt, wird man angeregt, nicht zu vergessen, daß das Volk, das von diesem Lande ernährt und aufgezogen wird, uns freundenfeindliche Theologen, strenge Moralphilosophen und spitzfindige Metaphysiker ebenso wie Dichter und Künstler geschenkt hat. An geistigen Hilfsquellen reicher als der Engländer, nimmt der Schotte auf poetischem Gebiete eine Mittelstellung zwischen diesem und dem mit ästhetischen Anlagen oft so reich ausgerüsteten Kelten in Irland und Wales ein. Er ist zwar besserer Musiker als der Kelte, im allgemeinen aber nicht besserer Dichter oder Maler. Seine Intelligenz — an und für sich weit gründlicher als die des Engländers — ist vor allem analytisch. Im übrigen erscheint der typische Schotte als ein nüchterner, etwas schwerfälliger Mann der That, der es vortrefflich versteht, bezüglich seiner selbst und Anderer Disziplin zu bewahren und der dem Engländer in ökonomischem Unternehmungsgeist und an Klugheit nichts nachgiebt.

* * *

Das Straßenleben in Edinburg hat, vom Londoner Horizont aus gesehen, einen für den Fremden besonders willkommenen kontinentalen Beigeschmack. Das beruht zum Teil darauf, daß man hier in Mietwohnungen lebt und folglich große, mehr oder weniger ornamentale Steingebäude von ansehnlicher Höhe hat, statt der ewigen kleinen, viereckigen Ziegelkasten für je eine Familie, die die Straßen Londons so einförmig machen.

Außerdem ist das öffentliche Leben in der schottischen Hauptstadt weniger steif und dürftig. Man hat hier mehr und bessere Restaurants, die

auch in mehr gesellschaftlicher Weise benutzt werden. Man findet nicht so häufig die ungeschliffene englische Sitte, die Gaststuben in tisch- und stuhllose Krippen abzuteilen, wo man vor dem Schänktisch steht oder klebt und Spirituosen oder Bier mit möglichster Zeiterparnis (je nach der einzunehmenden Menge), und möglichst wenig gemütsersfrischender Wirkung in sich hineinfüllt. Die Armenviertel Londons machen einen wahrhaft hoffnungslosen rohen Eindruck durch die fabelhafte Menge solcher stallartigen Schankstätten, die keiner andern Form des Spirit- oder Bierkonsums als der ungeschminkten Völlerei angepaßt sind. An der Princess Street in Edinburg dagegen giebt es sogar Restaurants, die so eingerichtet sind, daß man das Straßenleben davor beobachten und den großartigen Anblick des gegenüberliegenden Parks und der Citadelle genießen kann, wenn man seine Erfrischungen einnimmt.

Dem Ähnliches ist in London unbekannt. Wird der Londoner Patriot gefragt, warum für das in einer großen Stadt so wichtige Leben außer dem Hause so schlecht gesorgt sei, so antwortet er, daß es „das Klima nicht anders gestattet“. Der Ausländer argwöhnt dabei, daß es eigentlich nur das „innere“ Klima des biedern Engländers sei, was dem im Wege stehe. In Edinburg findet der Wanderer überall einfache oder mit Lehnen versehene Bänke, die ihn zu kurzer Ruhe und Gedankenammlung einladen. In der ungeheuern Straßenwüstenei Londons, wo eine solche Vorseege für die Bequemlichkeit des Publikums weit notwendiger wäre, kann man in manchen Vierteln gehen, bis man zusammenbricht, ohne die geringste Möglichkeit zum Ausruhen in der freien Luft zu entdecken. Die Anpflanzungen der Squares sind vergittert und verschlossen, und nur wenige bevorzugte Individuen der sie umgebenden Häuser haben Zutritt zu diesen seltenen Oasen in dem dumpfen, staubigen Straßennege. Selbst in den Parks sind die Sitzgelegenheiten erstaunlich selten und erbärmlich und schlecht gehalten obendrein.

Im übrigen kann — unter vielem andern — hervorgehoben werden, daß Edinburg, obgleich eine „graue“ Stadt, weil als Baumaterial hauptsächlich Granit und eine graugelbe Sandsteinart verwendet wird — sauber und ordentlich gehalten ist, wenigstens in den ornamentalen Vierteln mit dem lebhaftesten Verkehr, während man die Reinhaltung und Beaufsichti-

gung der öffentlichen Plätze und Bauwerke Londons in unglaublichem Grade vernachlässigt. Eines Tages schlugen die Londoner Zeitungen Lärm, daß die, denen es oblag, die Fußgestelle der Bildsäulen auf dem Trafalgar Square abwaschen lassen sollten. Sie waren nämlich von Schmutz so arg bedeckt, daß man die Inschriften daran nicht mehr lesen konnte. Die Schotten haben zwar auch unheimliche Slums (Spelunken, Trinkhöhlen) in ihren großen Städten, sie zeigen aber mehr Anstandsgefühl für das äufre, unpersonliche Leben in der Gesellschaft, als die hierin arg verwahrlosten Engländer.

Wahrscheinlich ist es in der Hauptsache eine Folge dieser größern Reinlichkeit, daß die zahlreichen, in klassischem Stile gehaltenen Monumentalbauten Edinburgs sich so viel besser ausnehmen, als die entsprechenden in London. Es dürfte überhaupt in Europa nördlich von den Alpen wenige Städte geben, wo die griechisch-römische Architektur für öffentliche Bauwerke mit so gutem Erfolge angewendet worden ist, wie in „dem modernen Athen“ am Busen des Forth. Vielleicht erinnert der Calton Hill mehr als erwünscht an die schlechte Nachahmung einer griechischen Akropolis, dafür sind aber die auf einem Höhenzuge quer über den Princes Gardens gelegenen, in klassischem Tempelstil gehaltenen Royal Institution und National Gallery geglückt. Walter Scott's Monument erscheint dagegen näher besehen als ein poesieloses Stück nachgeäffter Gothik, das das Gemüt keineswegs erhebt, und der von der Geschichte Maria Stuarts her so berühmte Holyrood Palace ist ein schwerfälliges und düstres Beispiel von Renaissance-Architektur.

Das pittoresk unterbrochene Terrain Edinburgs giebt Gelegenheit zu einer Menge prächtiger Ausblicke über diese und andre Monumentalgebäude, und von den hochgelegnen Umgebungen aus bietet die Stadt einen Anblick, der zwar nicht schön genannt werden kann, dessen ganz eingenartige, frisch nordische Stimmung man aber nicht so leicht vergißt.



Schottische Bäuerinnen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Kapelle in Roslyn und die Brücke über den Forth.

Sdinburg hat in den Sommermonaten die besten Einrichtungen für Touristen, die ich in Großbritannien angetroffen habe. So findet man z. B. an schönen Vormittagen am östlichen Ende der Princess Street und nahe bei der Waverleystation stets eine Anzahl bequeme, mit guten Pferden bespannte offene Omnibusse, die für ganz mäßige Preise Rundfahrten durch die interessantesten Teile der schönen Umgebungen ausführen.

Wer sich aus irgendwelchem Grunde die beste Art, kürzere Strecken zurückzulegen, nämlich zu wandern, nicht gestatten kann, hat also hochwillkommene Gelegenheit, ohne halsbrecherische Ausgaben die Eisenbahn zu vermeiden, auf der man immer rücksichtslos gezwungen wird, grade an den einladendsten Teilen der besuchten Gegenden mit Blitzgeschwindigkeit vorüberzufahren. Da mir bei meinem ersten Ausfluge nach Schottland zu Fußwanderungen sehr wenig Zeit übrig blieb, benutzte ich in möglichster Aus-

dehnung die Wagenkommunikationen und Binnenseedampfer und fand, daß Schottland ein ebenso bequemes Touristenland ist, wie z. B. die Schweiz. Man kann hier Rundreisebillete erhalten . . . ja, Rundreisebillete, die nicht nur für alle Arten von Kommunikationsmitteln, sondern auch für Kost und Nachtquartier Giltigkeit haben. „Mein Liebchen, was willst du noch mehr?“

Ich klettere also in einen Wagen, der die Aufschrift Rosslyn Chapel trägt. Als fanatischem Bewunderer der gotischen Architektur ist es mir klar, daß es mit meiner künftigen Gewissensruhe und der Kraft zu anständigem litterarischen Wandel unvereinbar wäre, diese Gelegenheit zu verfäumen, die einzig dastehende Perle spanischer Gothik nördlich von den Pyrenäen zu besichtigen.

Es dauert kaum einige Minuten, da ist der Wagen zur Zufriedenheit des Koffelentfers mit Männern, Frauen und Kindern vollgestopft, und so rasseln wir dahin nach Süden durch eine lange, breite Straße mit hohen, an Paris oder Berlin erinnernden Häusern. Wir haben manche interessante Ausblicke hinunter in hügelige Gäßchen, wo die Bewohner ihre Wäschestücke an Querlatten vom untersten bis zum fünften, siebenten oder achten Stockwerke aufgehängt haben. Die Jungen auf der Straße tummeln sich barfuß umher, was man auch in Northumberland und dem nördlichen Yorkshire, sehr selten aber in Südenland beobachtet. Frauen zeigen sich auch barfüßig, nicht aber Männer. Hier finden sich also, wie zu Adam Smith's Zeit, Anzeichen von einem niedrigeren Lebensstandard des städtischen Proletariats, als in England.

Wo die Häuser anfangen, dünner zu stehen und nachdem wir die kahlen Hügel im Süden der Stadt erreicht haben, nehmen die Bauten wie die Menschen schnell einen ländlichen Charakter an. Man entgeht hier der peinlichen, ärmlich-vornehmen Vorstadtsarchitektur, die von den Außenkanten Londons und der englischen Industriestädte oft meilenweit ins Land ausstrahlt. Solide, höchst pittoreske Steinhütten begegnen dem Auge auf allen Seiten. Sie sind sehr niedrig, haben nur eine einzige Reihe recht kleiner Fenster und bieten gewiß, wenn sie in Verfall geraten, keinen guten Schutz gegen die Strenge des kühlen und feuchten Klimas. Mit Stroh oder schönem

grauen Schiefer eingedeckt, verschmelzen sie in malerischer Weise mit den grauen und sehr gedämpften Farbentönen der Landschaft. Hochgewachsene, stark gebaute Frauen mit kurzen, gestreiften Wollenröcken und nackten Füßen stehen in den Thüren und waschen Kleider oder besorgen andre häusliche Geschäfte . . . halb drinnen in der dunkeln, engen Hütte und halb davor auf dem Hofe, wo sich die Kinder mit Hühnern und andern Haustieren herumtummeln. Dieser Frauentypus ist noch kräftiger als der, den man in Northumberland und andern Teilen des nördlichen England sieht, und himmelweit verschieden von dem südenenglischen. Hier wachsen nicht solche magere, knochige Gestalten auf, die mehr verkleideten Jünglingen als Frauen ähneln. Dagegen haben die schottischen Frauengesichter im Vergleich mit den südenenglischen meist grobe und unregelmäßige Züge.

Warum uns im Lande John Bulls so oft veredelte, weibliche Gesichter — vielleicht die vornehmsten im modernen Europa — in Verbindung mit entarteten Gestalten begegnen, müssen wir wohl den Physiologen oder Anthropologen zu ergründen überlassen.

Unser Touristenwagen rollt nun am Fuße der Pentland Hills dahin, deren haide- und riedgrasbedeckte Kämme man von allen hochgelegenen Punkten Edinburgs erblickt. So mancher schottische König hat hier mit seinem ritterlichen Gefolge „chased the wild deer and followed the roe“, und dabei ist es wohl nicht selten vorgekommen, daß das stolze Wild der Hochlande die Jagd die steilen Abhänge der Hügel hinunterführte, um in dem engen, waldüberdachten Roslynthale, auf dessen dunkeln, steinigten Grunde sich der kleine Fluß Esk dahinschlängelt, Schutz zu suchen. Hier auf einem Felsenvorsprung erheben sich noch die Zinnen der alten Feudalburg Roslyn Castle, von der es im schottischen Volksliede so schön heißt:

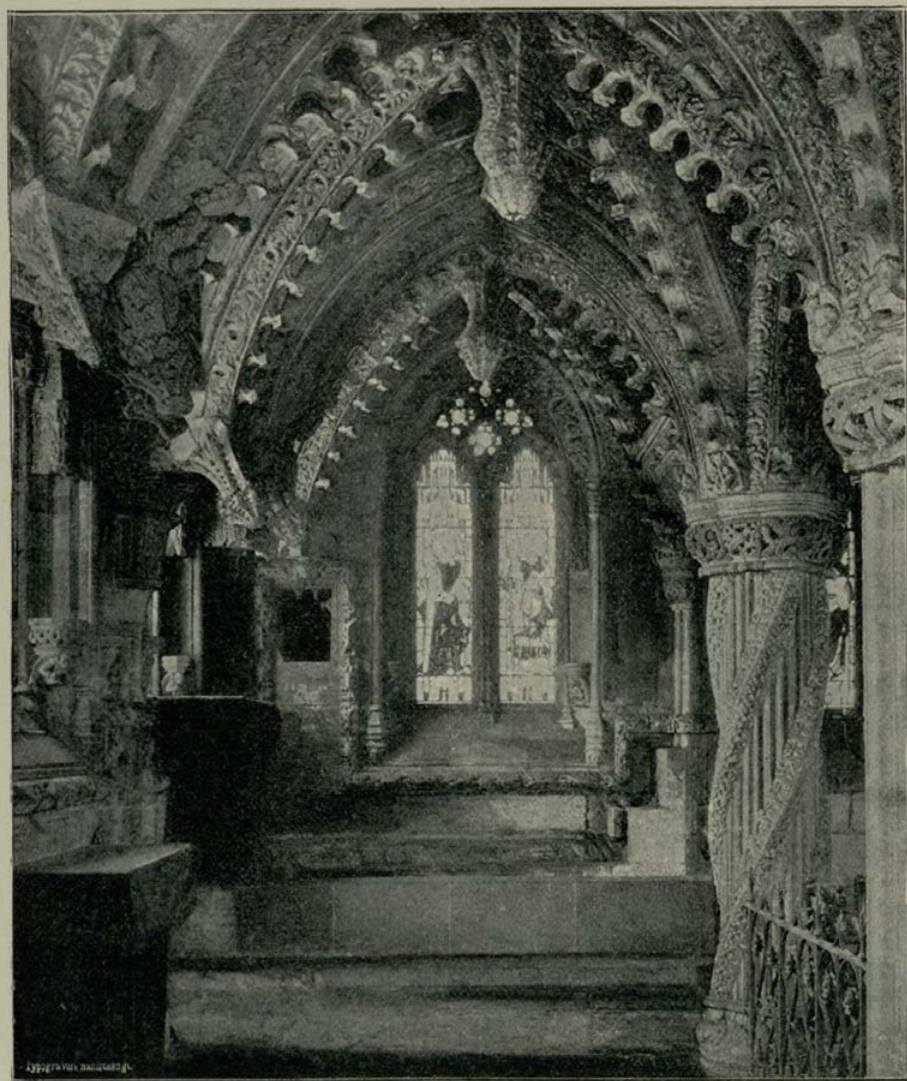
Rosslyn's towers and braes sae bonnie,
 Craigs and waters, woods and glen,
 Rosslyn's banks unpeered by ony,
 Save by muse's Hawthornden.

Auf kleinem, grünem Plateau dicht über der von so vielen romantischen Erinnerungen und Sagen unwohnenen Ritterburg erhebt sich ein

kleiner unvollendetes gotischer Kirchenbau, dessen verwitterte Steine geschwärzt wurden im Laufe der vier Jahrhunderte, die sie hier draußen in der Wildnis dem rauhen Hochlandsklima getrotzt haben. Und doch sind diese Steine den Bewunderern der Gotik durch Gipsabgüsse, Photographien und kunsthistorische Studien besser bekannt, als irgendwelche andre in Großbritannien. Man kann weit umherwandern, ohne noch ein solches Wunderwerk verzierter Architektur zu finden, wie die Kapelle von Roslyn.

Schon das vom Zahne der Zeit stark mitgenommene Äußere bereitet den mit der westeuropäischen Kirchenbaukunst des 15. Jahrhunderts vertrauten Beschauer auf etwas Ungewöhnliches vor, obwohl man gleichzeitig die deutliche Empfindung hat, hier nur ein Bruchstück vor sich zu haben. Die „Kapelle“ bildet nämlich nur den Chor einer großen Kirche, zu deren Schiff und Turm ein Grundstein niemals gelegt wurde; sie besitzt aber sowohl in ihrem Plane, wie in der überreichen Detailbehandlung eine so ausgeprägte Individualität, daß selbst die Gotik — der für individuelle Variationen und Eingebungen günstigste Baustil — ihres gleichen selten aufzuweisen vermag.

Der Stil der Roslyn Chapel steht unter den zahlreichen, schönen gotischen Baudenkmalern Großbritanniens gänzlich für sich allein da, und man hört deshalb oft, daß hier nicht von reiner „Gotik“ die Rede sein könne. Es ist auch sicherlich wahr, daß man sich bei Betrachtung dieser kleinen Architekturreliquie wie von einer südländischen, überreichen und glühenden Inspiration berührt fühlt, die auf dem kargen nordischen Boden schwerlich aufgewachsen ist. Die ungemein verwickelte Legende über das Bauwerk erzählt auch, daß Arbeiter und Baumeister aus Spanien und gewisse Detailzeichnungen von irgendwoher im Süden der Alpen gekommen sein sollen. Von der Roslyn Chapel kann man, wie von so vielen Bauwerken aus den besten Tagen der Gotik, behaupten, daß sie mindestens ebenso viele Spuren von der Persönlichkeit des Architekten und seiner Arbeiter zeigt, wie von der, die damalige Bauperiode kennzeichnenden allgemeinen Geschmacksrichtung. Die sagenhaft prachtvolle innere Ausschmückung hat den ebenso erfindungsreichen und künstlerisch selbständigen, wie wunderbar geschickten



Innenansicht der Kapelle u. L. Frau zu Roslyn.

mittelalterlichen Steinmengen eine in der Geschichte der britischen Architektur einzig dastehende Gelegenheit geboten, dem Bauwerke ihren Charakter aufzuprägen.

Tritt man durch das kleine, malerische Portal mit seinen in Form grotesker Tiergestalten in Stein geschnittenen Hängerinnen und seinen anmutigen, mit verschiedenen Mustern geschmückten Strebepfeilern, so empfindet man im ersten Augenblick dasselbe entzückende Schauern über etwas Schönes und Geheimnisvolles, wie in den frühesten Jugendjahren, wenn in der Dämmerstunde von Dornröschens Zauberpalast erzählt wurde und man die Blicke dann und wann Doré's phantastischen Illustrationen zu dieser Sage zuwandte. Ein Unterschied liegt jedoch darin, daß dieser Stimmung die Tendenz sich zu verflüchtigen innewohnte, während der reiche und eigenartige Eindruck von der Kapelle in Koflyu sich weiter vertieft, je länger man zwischen deren schönen Pfeilern und unter der verschwenderisch geschnittenen Wölbung umherwandelt.

Zwischen den acht Pfeilern des Mittelganges strebt der Blick von den mit skulptierten Einfassungen verzierten Fenstern der Seitengänge hinauf nach dem Tonnengewölbe der Steindecke, das durch Querleisten in fünf Felder mit verschiedenen phantastischen Ornamenten geteilt ist. Eine Reihe Spitzbogenfenster lassen in der Höhe genügendes Licht ein, das diesen ungewöhnlichen Teil der Ausschmückung von unten her gesehen zu genügender Wirkung kommen läßt.

Das schöne Verhältnisse aufweisende Mittelschiff wird nach Osten zu durch drei kräftig abgemessene Pfeiler abgeschlossen, hinter denen die kleine Kapelle „Unserer lieben Frau“ gelegen ist. Die anmutige spitzige Wölbung derselben zeigt ein Netzwerk von Querbögen und Diagonalstrahlen, die so verschwenderisch reiche Bildhauerarbeit aufweisen, daß der von Erstaunen gepackte Beschauer eher an den Phantasiereichtum und Fleiß indischer Kunsthandwerker als an christliche Kirchenbaukunst erinnert wird. Gleichwohl ist es hier nicht der Detailreichtum, der verwirrend wirkt, denn alle die verschiedenen Pflanzen- und Tiermotive, die verwickelten geometrischen Muster und die seltsamen Menschengestalten, die dem Auge auf Knäufen, Pilastern,

Wülsten, Unterjochen, Trägern, Gewölbeurten, Schlußsteinzapfen und Architraven (letztere hier mehr verwendet und reicher geschmückt, als sonst in der Gotik) begegnen, sind mit meisterhafter Empfindung für Stileinheit und Harmonie den architektonischen Hauptlinien unter-, oder richtiger beigeordnet.

Der südlichste der drei Pfeiler nach dem Mittelschiffe zu, der sog. „Lehrlingspfeiler“, ist weitberühmt als schönstes künstlerisches Kleinod des Platzes. Den kannelierten Schaft desselben umwinden vier außerordentlich geschmackvolle Guirlanden. Auf dem Sockel liegen in einander verschlungene Drachen und das Kapital besteht aus phantastisch gestalteten Blattornamenten, die sich von dem achtfseitigen Steinblock in kräftigem Relief abheben. Darüber sitzt ein Kranz zusammengekauerter, Musikinstrumente haltender Engel, die die „himmlische Heerschar“ vorstellen und hinter deren Rücken die mit wechselnder Ornamentierung bedeckten Quergürtel und Diagonalsstrahlen der Decke hervorspringen.

Dieses Meisterstück mittelalterlicher Bildhauerkunst erweckte offenbar schon die Bewunderung der Zeitgenossen des Künstlers und, wie in ähnlichen Fällen so häufig — es bildete sich infolge dessen eine Legende über die Entstehung des Kunstwerkes. Ein Lehrling soll es geschaffen haben, während der Baumeister sich auf einer langen Reise befand. Als dieser sich bei der Rückkehr von seinem eignen Lehrling so unerreichbar übertrroffen sah, erglühete er von Eifersucht und brachte ihm mit seinem Häufel eine tödliche Wunde an der Stirn bei. Zur Verstärkung dieser Geschichte zeigt der Kapellenwächter noch drei Köpfe, die hoch oben an den Wänden des Mittelschiffs als Ornamente unter Konsolen in Stein ausgehauen sind. Der eine stellt den Kopf eines bejahrteren strengen Mannes dar, der zweite ein Jünglingsgesicht mit tiefer Narbe an der rechten Schläfe, und der dritte einen weinenden Frauenkopf: den Meister, den Lehrling und dessen trauernde Mutter.

Wer an diese Sage nicht glauben will, der wird dagegen nicht an der Überlieferung zweifeln, daß es von der Grundsteinlegung der Kapelle in der Mitte des 15. Jahrhunderts an dreißig Jahre in Anspruch nahm, ehe man mit deren herrlicher innerer Ausschmückung fertig wurde, bei der

die Liebe zu der Arbeit um ihrer selbst willen offenbar das wichtigste Tätigkeitsmotiv der genialen Arbeiter war. Daß das Ergebnis ihrer langwierigen Arbeit so außerordentlich gut erhalten ist, weit besser als die meisten andern englischen Kirchenbauten von gleichem Alter, ist vielleicht das allergrößte Wunder. Die nur aus feiner und verleglicher Bildhauerarbeit bestehende Kapelle lag nämlich zweihundert Jahre lang als offene Ruine da, nachdem sie ein protestantischer Volkshaufen 1688 erbrochen, die Heiligenbilder darin heruntergerissen und alle gemalten Fenster zertrümmert hatte.

* * *

Ein schrofferer Kontrast zu diesem Gebäude, als das andre merkwürdige Bauwerk, die Forthbrücke, womit sich die Umgebung Edinburgs brüsten kann, läßt sich wohl kaum denken.

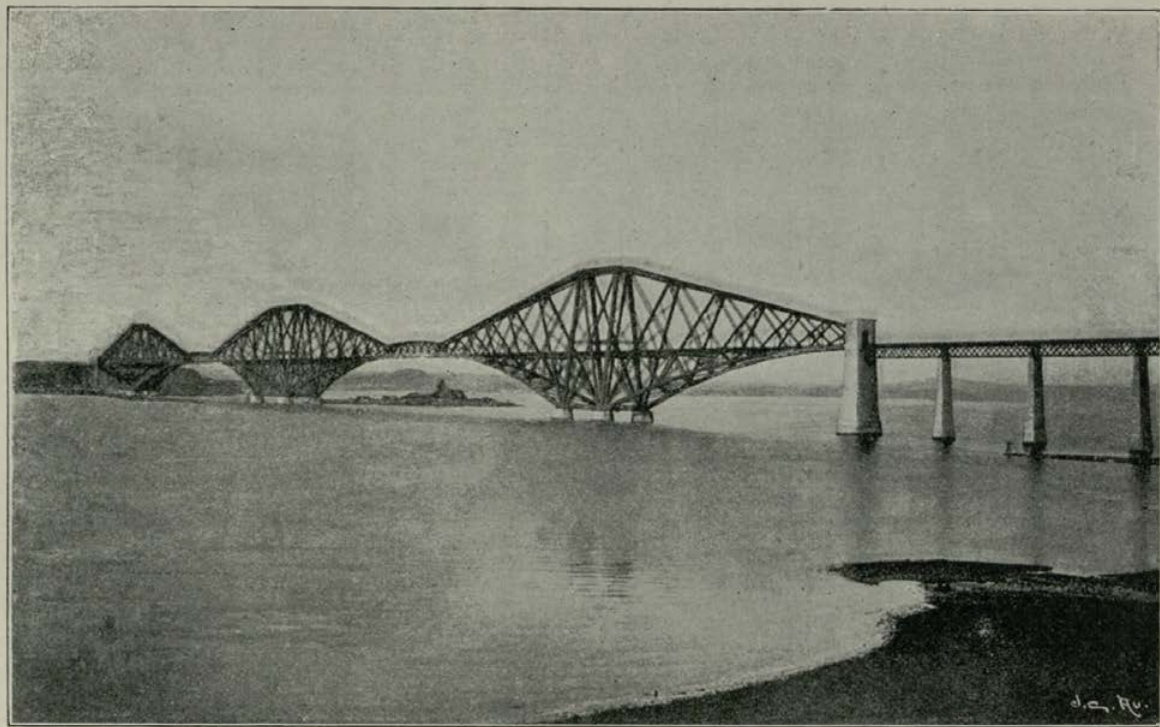
Dort reine, schöne Kunst und poetische Stimmung, hier bloße Ingenieurkunst und praktischer Nutzen. Das eine ist ebenso kennzeichnend für die religiös-künstlerische Lebensanschauung des Mittelalters, wie das andre für die materialistisch-nüchterne der Jetztzeit. Beide haben in der That nichts andres mit einander gemein, als daß sie zu den merkwürdigsten Erzeugnissen menschlicher Baukunst gehören und daß sie beide zwanglos und organisch aus den Verhältnissen und Bedürfnissen ihrer verschiedenen Kulturperioden hervorgewachsen sind. In dieser Hinsicht haben sie jedoch einen intimen Zusammenhang mit einander, und sie verdienen wohl gleichzeitig erwogen zu werden, weil der kulturpsychologische Gegensatz zwischen Mittelalter und Gegenwart dadurch mit so feltner Schärfe beleuchtet wird.

Was nun das Resultat meiner Fahrt nach der Forthbrücke betrifft, die mit ihren riesigen Spannungen quer über den Meeresarm geschlagen ist, muß ich wohl zuerst eine aufrichtige Beichte ablegen. Ich war davon nicht überwältigt . . . noch weniger entzückt. Zur Selbstverteidigung darf ich wohl anführen, daß ich mich hierin keineswegs allein weiß unter den Vielen, die von Edinburg zum Ufer des Forth wallfahrteten, um die ungeheuerlichste aller Brückenkonstruktionen der Welt zu besichtigen. Leider

gehöre ich auch zu denen, die nicht einmal vom Pariser Eiffelturme überwältigt und entzückt waren. Ich gebe jedoch der monströsen und nützlichen Forthbrücke gegenüber dem monströsen und vom Gesichtspunkt der Nützlichkeit einfältigen Eiffelturme noch den Vorzug.

Werter Leser, gestatte mir eine einfache Frage, und gib — Hand aufs Herz! — Antwort: Bist du wirklich überwältigt oder entzückt bei Durchlesung folgenden statistischen Wortschwall: „Die Forthbrücke ist 2500 Meter lang; die beiden großen Spannungen haben jede 520 Meter Länge, sie überragen in der Mitte den höchsten Wasserstand um 46 Meter und die Cantilevertürme sind, vom höchsten Wasserstand gemessen, 110 Meter und einer davon vom Grunde bis zum Gipfel 127 Meter hoch. Zur Erbauung der Brücke brauchte man 8000000 Nieten, 21000 Tonnen Zement, 20000 Kubikmeter Granit, 9000 Kubikmeter Mauersteine und 77 Kilometer Stahlplatten, und 4000 Arbeiter waren mit der Errichtung des Riesenwerks beschäftigt.“

In der That scheint es mit der Betrachtung einer solchen Eisenkonstruktion ganz ebenso zu stehen, wie mit der Durchlesung der Statistik über seine Dimensionen und Massen: die ästhetischen oder andre tiefere Gemüthsaiten bleiben dabei unberührt und der ganze „Eindruck“ löst sich zu einer intellektuellen Operation auf, deren Resultat darauf hinauskommt, daß wir es hier mit einem, den Umständen gemäß sehr großartigen und sinnreichen Menschenwerk zu thun haben, das seinen Erbauern und unsrer ganzen Zeit zur Ehre gereicht, von andern als nationalökonomischen und mechanischen Gesichtspunkten aus aber ungenießbar ist. Ein prächtiges Produktionsinstrument, das hoch entwickeltes mechanisches Wissen und hoch entwickelte mechanische Industrien voraussetzt, sowie viele Kühnheit und Gewandtheit für die Ausführung erfordert, das deshalb also ebenso logisch befriedigend wie ehrenvoll für eine Zeit ist, die ihre höchste Ehre in kühne Unternehmungen mit privat- oder allgemein nützlichen, d. s. ökonomischen, Zwecken setzt, das aber recht verlegend für den Schönheitsfimmel und recht nachtheilig für das Landschaftsbild ist, in das dieses Bauwerk hineinragt.



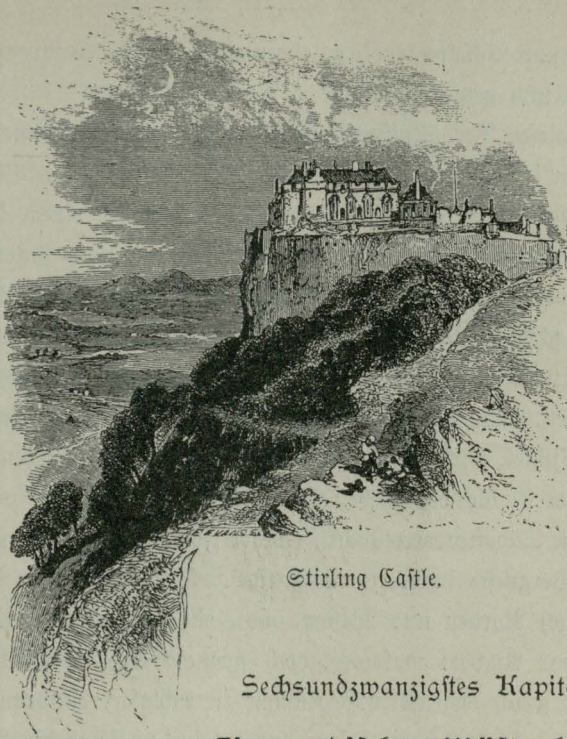
Die Forthbrücke.

Eisenkonstruktionen scheinen immer nur interessant, nie schön sein zu können.

Ich versprach mir eine neue und eigenartige Empfindung davon, mit dem Zuge über die Brücke zu fahren und wurde darin auch nicht gänzlich getäuscht. Freilich ist man fast die ganze Zeit auf allen Seiten von den breiten, einander kreuzenden Stahlbändern umgeben, woraus sie zusammen-genietet ist; einige Sekunden lang kann man aber doch dann und wann deutlich nach der großen, sich tief unten ausbreitenden Wasserfläche hinausschauen. Da überkommt einen ein schönes, begeisterndes Gefühl, als schwebte man hoch oben in der Luft mitten über den stattlichen Meerbusen dahin.

Gegen unsre Kritik der Forthbrücke kann man natürlich den vernünftigen Einwand erheben, daß wir's hätten bleiben lassen sollen, mit ästhetischen Grillen im Kopfe nach der Forthbrücke zu kommen, die man einfach als Ingenieursleistung zu beurteilen habe, wie sich das für Ingenieurmenschen gebührt. *Very well* . . . doch dann mögen die guten Ingenieure selbst es unterlassen, ästhetisch klingende Lobgesänge über ihre materiell nützlichen aber schönheitsbaren Werke anzustimmen. Es ist wohl richtig, daß man ohne Speise und Trank sogar in der spekulativen Ästhetik nicht weit kommt, wir wollen jedoch auch nicht vergessen, daß es im Eifer für das leibliche Wohlbefinden gar zu leicht ist, zu vergessen, daß das menschliche Leben (sogar das Leben unsrer Industrie- und Handelsmenschen) noch über ökonomische Bestrebungen hinaus einigen Inhalt und Zweck haben soll, ja daß diese Bestrebungen an sich nur das Mittel zum Zwecke sind. Eine Steinbrücke ist auch eine materiell nützliche Einrichtung, sie kann aber auch eine Augenweide für alle Zeiten und Geschlechter bilden . . . *a thing of beauty, a joy for ever*, wie es mit den unsterblichen Worten des englischen Dichters heißt.

Das Forthbrückensystem mag noch so bemerkenswert sein, auf diesem Wege gelangt man aber niemals zum höchsten Brückenideale. Ganz dasselbe gilt von dem Gesellschaftssystem, das jenes Forthbrückensystem gezeitigt hat.



Stirling Castle.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Ein nordisches Wüstenland.

Wenn man mit Engländern über die Natur Schottlands spricht, so erfährt man von ihnen entweder, daß sie außerordentlich schön, oder daß sie entsetzlich häßlich ist. Ein besonneneres Urtheil darüber ist dagegen höchst selten. Das deutet ja darauf hin, daß Schottland auf den Fremden jedenfalls einen starken Eindruck — im guten oder schlechten Sinne — machen muß.

Was mich selbst angeht, so kann ich das begreifen, denn ich erhielt beide Arten Eindrücke: den guten von der Landschaft und den schlechten meist vom Klima. Die Witterungsverhältnisse in den schottischen Hochlanden sind für den, der ihnen in körperlicher und geistiger Hinsicht nicht von Kindheit auf angepaßt ist, abscheulich, ja gradezu unerträglich. Nur im August und in der ersten Septemberhälfte vermindern sich die ewigen Nebel, der endlose Regen und der unangenehme Wind so weit, daß man von der

großartigen und stimmungsvollen, wenn auch ziemlich einförmigen Scenerie etwas sehen und genießen kann.

Von diesen Verhältnissen hatte ich mir schon eine Vorstellung machen können, bevor ich in Edinburg eines schönen Nachmittags das Billet zu einem kleinen Ausfluge durch die südöstlichen Hochlande löste, einem Ausfluge, der mich über Stirling und Aberfoyle nach den Seen Loch Katrine und Loch Lomond, sowie durch Bergpässe zwischen diesen führen sollte. Bis Stirling, wo ich übernachtete, ging alles nach Wunsch. Den an romantischen Erinnerungen aus dem Mittelalter so reichen, alten Königssitz bekam ich im klarsten Abendlichte zu sehen. Die kleine pittoreske Stadt liegt mit ihrer stattlichen Burg auf einem Hügel, der sich zwischen Wiesen und Wasserläufen unmittelbar am Fuße der Hochlande erhebt, als wollte er den Eingang zu diesen vom Tieflande im Südosten verteidigen, wo der Forthbusen bis auf einige Meilen von dieser Bergveste ins Land einschneidet. Von den Zinnen des Schlosses hat man nach Norden und Westen schon ein ganz charakteristisches Hochlandsbild vor Augen: waldlose, doch grüne Berge, deren kuppelförmige Gipfel oder weich bogenförmige Kämme in endloser, einförmiger Perspektive hintereinander aufragen. Der Ausblick in das Thal hinab, über dessen freundlichen Farmhäusern und saftigen Wiesen schon die Schatten des Abendfriedens lagern, bietet einen willkommenen Gegensatz zu jenem etwas düstern Bilde.

Am nächsten Morgen war ich bereits um fünf Uhr auf den Füßen, um einen Frühzug nach der kleinen Bergstadt Aberfoyle zu benutzen, die am Eingange eines Passes liegt, durch den man nach dem waldigen Distrikt Troffachs und nach dem Ostende des Loch Katrine hinübergelangt. Da ich schon einige Stunden eher als die gewöhnlichen Touristen auf den Beinen war, rechnete ich auf eine kurze ungestörte Morgenbetrachtung in den Bergen, bevor der Personenwagen nach Troffachs abging.

Es war ein trüber, kühler Morgen, dem klaren, milden Abend am Tage vorher so ungleich wie möglich. Nach langsamer Bahnfahrt über wildes Haide- und Sumpfland kam ich nach dem allseitig bergumgebenen Aberfoyle, um zu finden, daß die ganze Umgegend in dicken Morgendunst

gehüllt war, der sehr bald alle Kennzeichen des weltberühmten „schottischen Nebels“ aufzuweisen anfang. Diese interessante meteorologische Erscheinung, die thatsächlich zumeist das Klima der schottischen Hochlande bildet, besteht aus der denkbar vollkommensten Verbindung von Regen, Nebel und scharfem Winde. Die Luft ist lauter Nebel, der Nebel lauter Regen und der Regen lauter Wind, oder — weniger scholastisch ausgedrückt: man wandelt in einem undurchsichtigen Sprühregen umher, der Stunde für Stunde dicht herabfällt und einem von kaltem, schneidendem Winde unablässig durch Kleidung und Haut gepeitscht wird.

All right, es ist ja immer stimmungsvoll, eine neue Landschaft unter den für sie charakteristischen Witterungsverhältnissen kennen zu lernen . . . selbst wenn sie von der Art sind, daß man nach allen Seiten nicht viel mehr als grauen Nebel sehen kann. In Erwartung der Diligence vertrieb ich mir die Zeit damit, voller schottischer Nebelphantasien an den Seiten des 1200 Fuß hohen Berges Craigmore hinaufzuklimmen. Etwa in halber Höhe desselben befand ich mich in mehr durchsichtiger Atmosphäre und wurde mit einem ausgedehnten Fernblick über die wilde, von feuchtem Nebel eingehüllte Landschaft belohnt. Alles hier ist feucht, Haidekraut und Moos unter meinen Füßen sind wie ein Schwamm durchtränkt. Der nackte erratiche Block, an dem ich lehne, trieft von Wasser, ohne daß man recht sagen kann, woher es eigentlich käme . . . so gleichmäßig und dicht, ja dick, ist das Nebelrieseln. Bäume und Büsche, Häuser und Tiere da unter mir . . . alles tröpfelt in der schweren, kalten, grauen Dunstatmosphäre. Hier und da längs der Seiten einer steilen Höhe oder in der Kluft zwischen zwei Rämmen segeln lange, flache Nebelschleier dahin, die so solid aussehen, als müsse man darauf herumspazieren können. Alle feineren Farbentöne des Haidelandes, der Nadelwälder und Wiesen sind durch den stets vorhandenen Nebel abgeblaßt, und die Erde erscheint ebenso hypochondrisch farblos, wie der bleischwere, dicktrübe Himmel, an dem man unmöglich einen Lichtkontrast entdecken kann, der andeuten könnte, wo sich die lebensfrohe Morgensonne befände. Es liegt mehr Temperament und deshalb mehr Lebensmut in einem strammen Plagregen, der aus schwarzen Wolken niederrauscht, als in

diesem gleichmäßigen, stillen, in seiner grauen Einförmigkeit und endlosen Ausdauer so hoffnungslosen Nebelrieseln. Ein solches Wetter schleicht sich bis in die Seele hinein, wenn man viel davon auszuhalten hat; es verlöscht darin die Farbe und erniedrigt die Temperatur ganz wie in der äußern Natur . . . das wagt man schon zu behaupten, auch wenn man sich nicht erdreistet hat, den Versuch bis zu seinen letzten Konsequenzen durchzuführen.

Bei meiner Rückkehr nach der Stadt ist die Diligence vorgefahren. Es ist ein solider, vierspänniger Char-à-bancs mit Kutscher in roter Livrée. Die Touristen, Männer, Frauen und Kinder, sind von oben bis unten in Waterproofs eingewickelt. Man könnte glauben, es handle sich um eine Expedition nach dem Meeresgrunde, statt um eine Wagenfahrt über einen tausend Fuß hohen Gebirgspaß. O, was sind diese graugelbststreifigen oder glänzend schwarzen, nach Guttapercha duftenden Mackintoshes doch abscheulich, wenn man sie in so allgemeinem und unablässigem Gebrauch wie in Schottland sieht! Im Gehirn des Touristen entsteht da leicht eine mehr als zulässig intime Assoziation zwischen deren widerlichen Farben und plumpem Schnitt mit seinen Gedanken über den Nationalcharakter der so maskierten Individuen.

Was nun die Ferienreisenden betrifft, die an diesem traurigen Morgen die Diligence in Aberfoyle bis zum letzten Platze füllten, so bestanden sie größtenteils aus ziemlich einfachen, englischen und schottischen Leuten aus der Mittelklasse, die an solcher Art Wetter offenbar viel zu sehr gewöhnt waren, um dadurch ihre Laune irgendwie beeinflussen zu lassen. Es war die Sorte guter Menschen (doch schlechter Beobachter), die auch beim besten Wetter durch die naturwunderschönsten Gegenden fahren und sich mit dem alltäglichen Geschwätz unterhalten, bis der Kutscher oder Führer der Diligence darauf hinweist, was sie nach seinem Reglement zu sehen und zu bewundern haben. Dann blicken sie ein paar Sekunden lang auf, sehen und bewundern nach besten Kräften und verfallen in der nächsten Minute mit unfehlbarer Regelmäßigkeit in ihren gewohnten Gedankengang zurück. Vergift es der Führer, ihre Aufmerksamkeit für den schönsten Punkt des ganzen Weges zu erwecken,

so fahren sie mit unberührten Mienen und Sinnen daran vorüber . . . wie ganz kleine Kinder, die nicht eher wissen, daß sie etwas Eßbares vor sich haben, als bis man ihnen einen Bissen in den Mund steckt. Für diese eigentümlichen Lustreisenden ist so ein Nebelregen kaum von Übel, er giebt ihnen vielmehr einen Gesprächsstoff, den sie gewöhnt sind und auf den sie sich verstehen, und befreit sie obendrein von der Unbehaglichkeit, durch die Hinweisungen des Kutschers auf die Sehenswürdigkeiten des Weges zu oft gestört zu werden. Das letztere ist eine Wohlthat, die auch der mit eignen Augen ausgerüstete Tourist schätzen würde, wenn nur der Nebel zuweilen nicht allzudick um die Berggipfel lagerte.

Der mit großen Unkosten und Mühen angelegte Fahrweg schlängelt sich an den Seiten des Berges langsam in die Höhe und führt zwischen moosbedeckten Steinhütten und kleinen dürftigen Gartenflecken hin. Diese Andeutungen, daß menschliche Wesen das ganze Jahr hindurch ihr Dasein hier oben an der Grenze einer nebligen Wüstenei ohne andre Gesellschaft als Schafe und Schneehühner fristen, bieten ja ihre pittoresken Züge. Aber die aus rohen Steinblöcken unglaublich massig zusammengefügtten Hütten mit Fenstern und Schornsteinen allerprimitivster Art, zeugen doch von einem solchen Grade von Armut, von solchem Unvermögen ihrer Bewohner, sich nur notdürftig gegen Kälte und Nässe zu schützen, daß man seine gelegentliche schottische Schwermut leicht noch mit Grübeleien darüber belastet.

Nach einer halben Stunde sind wir oben auf einer kahlen Hochfläche, deren wilde Verlassenheit vortrefflich durch den eiskalten Nordostwind hervorgehoben wird, der darüber hinsegt und die grauen, hier und da an Felsvorsprüngen und Bergspitzen zerrissenen Nebelwolken in phantastisch geformten Quirlen vor sich her treibt. Das ist ein lebhaftes Schauspiel, das man ziemlich ungestört genießen kann, denn unsre Reisekameraden haben vollauf zu thun, ihre Regenschirme gegen die tückischen Bergwinde aufgespannt zu halten, die, wenn man es am wenigsten erwartet, aus Klüften und Thälern oder rund um die Vorsprünge und Kanten des Berges herfausen. Hier und da späht man durch Spalten im Nebel hinab nach Längsthälern mit waldbumstäumten Seen im Grunde. Nachdem der Wagen eine

Zeit lang in scharfem Trabe abwärts gerollt ist, befinden wir uns unten im lauschigsten und anmutigsten dieser Thäler, the Trossachs, zwischen Loch Bennachar und Loch Katrine, und kommen, nachdem wir uns durch das tiefende Laubwerk einiger romantischen Schluchten gedrängt haben, am bewaldeten Strande des letztgenannten Binnensees an.

Ein hübsches, zierliches Dampfboot liegt bereit, uns zum andern Ende des langen, schmalen Binnensees zu befördern. Loch Katrine genießt den Ruf, zu den schönsten der vielen schönen schottischen Seen zu gehören; das kann man heute freilich kaum beurteilen, einfach weil der Nebel die Aussicht auf die bergigen Ufer fast ganz verhüllt. Was man davon sehen kann, hat jedoch einen ganz nordischen Charakter, wie man ihn in Skandinavien antrifft. Am Landungsplatze Stronachlachar — die Schotten sprechen das „ch“ wie wir in „noch“ aus — steht für uns eine neue Diligence fertig, und weiter geht es nun nach dem Strande des Loch Lomond durch einen Bergpaß und unter Witterungsverhältnissen, die in der Hauptsache denen der eben geschilderten Fahrt zwischen Aberfoyle und Loch Katrine gleichen.

An der Haltestelle Inversnaid beim Loch Lomond wird ein Lunch aufgetragen. Es ist nun halb zwei Uhr nachmittags, und man hat es weise so eingerichtet, daß die Reisenden gerade schlecht und recht ihren Imbiß verschlingen können, bis es Zeit ist, wieder ein Dampfboot zu besteigen, um die Fahrt nach dem Süden des Loch Lomond fortzusetzen. Da das spezifisch schottische Nebelrieseln sich inzwischen zu einem gewöhnlichen Platzregen verwandelt hat, ist man im allgemeinen auch froh, unter Dach und Fach zu kommen, wenn man sich auch schwer mit dem Gedanken vertraut machen kann, gepfefferte Preise für Wagen- und Dampferfahrten zu bezahlen, einzig und allein um das Bergnügen zu genießen, daß man mit dem Kopfe unter einem Regenschirm geduckt da sitzt, als ob es sich nur darum handelte, sich so langsam, unbequem und kostspielig wie möglich von einer uninteressanten Caravanferei zur andern verfrachten zu lassen. Allerdings fällt hierbei das Bewußtsein, wahrhafter Weise sagen zu können, daß man durch einige der naturschönsten Gegenden Schottlands gereist ist, schwer in die Waagschale. Gereist ist . . . ja, „aber fragt mich nur nicht wie.“

Um diesem Schicksal einigermaßen zu entrinnen, ohne meine Reise früher als beabsichtigt, d. h. in Nowardennan am Fuße des Ben Lomond unterbrechen zu müssen, zog ich es vor, die schlimmsten Qualen des Hungers mit einigen Biskuits zu stillen und die dadurch ersparte Zeit zu einer recht lohnenden Wanderung zu einem nahegelegenen Wasserfall und einen Berg hinauf zu verwenden, von dem aus man über den prächtigen Loch Lomond — den größten und vielleicht schönsten der schottischen Seen — einen herrlichen Überblick hat. Während der Dampferfahrt zwischen Inversnaid und Nowardennan hört der Regen auf, der Nebel zerteilt sich, und als ich gegen vier Uhr nachmittags mein Mittagmahl im Hotel von Nowardennan beendet und trockne Kleider auf den Leib bekommen habe, hat das Naturschauspiel ringsumher in einer neuen Art begonnen, die mit dem vorhergehenden den herrlichsten Kontrast zu bilden verspricht.

Der Himmel ist hoch und klar und blendend strahlt die Nachmittagssonne auf die majestätisch dunkelgrünen Bergufer und das stille, tiefblaue Wasser des Loch Lomond hernieder. Über der nordischen Haide- und Nadelwaldnatur ruht Friede und ein reiner Duft, wobei man sich, nach einem Vormittag in Touristengesellschaft, doppelt glücklich fühlt, in diesem kleinen, idyllischen Winkel der einzige Gast zu sein, hier, wohin nur der Touristenstrom ein Echo von dem Lärmen und Treiben der großen Welt oder einen Hauch von deren zivilisatorisch gemischtem Aroma mitbringt. Das kleine, einem Bauerngehöft ähnliche, gemütliche Wirtshaus liegt ganz vereinzelt auf einer grünen, mit Laubholz geschmückten Landspitze, über die der Ben Lomond, der höchste Berg in dieser Gegend Schottlands, sein majestätisches Haupt erhebt.

Welch tiefinnerliche Befriedigung, nach so langem Stillsitzen in Personenwagen und auf Dampfbooten in philosophischem Nachmittagsspaziergänge nach der, 1000 Meter oben in den Lüften schwebenden Berggruppe hinaufwandern zu können! Es ist ungefähr drei (englische) Meilen bis zum Gipfel, denn der Fußweg schlängelt sich durch Haide- und Moorland über zwei niedrigere Bergkämme, ehe man den eigentlichen Regel besteigen kann.

Wie so häufig bei Bergbesteigungen, traf es sich auch hier, daß die

Aussicht von ungefähr halber Höhe weit reicher an wahrer Schönheit und Stimmung war, als vom Gipfel aus. Mit schweißtriefender Stirn und beständig auf den Boden festgenagelten Blicken in blinder Sportraferei nach dem Gipfel hinauf zu hasten und sich unterwegs nur die möglichst kurzen Pausen zu gönnen, ist in der That eine Thorheit nach Art der Touristen, mit denen wir die Diligence teilten. Vom Gipfel aus überblickt man natürlich die größte Fläche . . . doch grade in diesem sinnlosen Rennen nach Quantität in allen Dingen liegt jene zeitgemäße Dummheit. Man ist nämlich auf dem Gipfel eines hohen Berges viel zu entfernt von allen denselben umgebenden Objecten, um einen wirklich menschlichen, ästhetischen Genuß auch nur von einem haben zu können. Durch den weiten Abstand werden alle Farben matter und einförmiger, und alle Höhen, die etwas niedriger als unser Standpunkt sind, erscheinen in falscher Verkürzung oder in verflachender Perspektive. Die größte Ehre darein zu setzen, daß man eine großartige Berglandschaft von dem einzigen festen Punkte aus betrachtet, von dem aus sie sich wie eine mittelmäßige Relieffarte ausnimmt, ist natürlich höchst sportsmäßig, doch auch sportsmäßig beschränkt.

Eine Gebirgslandschaft macht den mächtigsten und vielseitigsten (d. h. wahrsten) Eindruck weder dann, wenn man sich auf dem Gipfel ihres höchsten Berges oder auf dem Grunde ihres tiefsten Thals befindet, sondern wenn man so recht mitten drin steht, d. h. sich auf einem gut gewählten Punkte zwischen den äußersten Grenzen nach allen Richtungen, nach der Höhe ebenso, wie nach der Längs- und Breitenrichtung hin befindet. Eine solche Stelle findet der Besteiger des Ben Lomond, wenn er nach dem Erklimmen des zweiten der erwähnten Bergrücken mit einem Schlag den eigentlichen Kegel vor sich hat, der wie ein gotischer Dom aus seiner Grundveste frei und klar aus dem Hochplateau emporsteigt. Nach allen Seiten außer einer — da, wo die Wasserfläche des Loch Lomond gleich einem blauen Spiegel auf dem Boden eines dunkeln Abgrunds schimmert — ist man von endlosen Strecken großartiger, wellenförmiger Haidelandschaft umgeben.

Hier kann man der schottischen Natur ihre innersten Geheimnisse ablauschen. Hier, wo das ewige Schweigen nur durch den Flügelschlag und

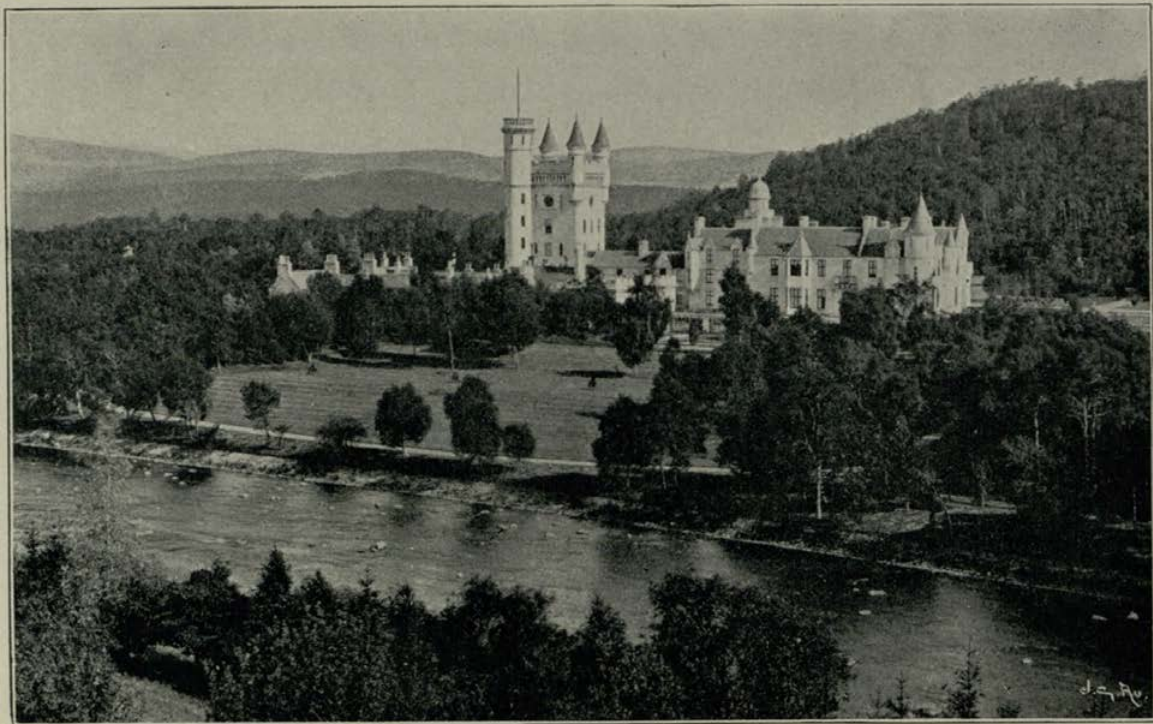
eintönigen Schrei des schottischen Schneehuhns oder durch das entfernte, ängstliche Blöken eines verirrtten Lammes unterbrochen wird, kommt einem unwillkürlich der Gedanke, daß die schottischen Hochlande eigentlich „die schottische Wüste“ heißen sollten.

Sie sind eine Wüstenlandschaft und nichts anderes . . . eine nordische Wüstenlandschaft, die die Feuchtigkeit des Klimas mit Haidekraut und Niedergas überkleidet hat, dennoch aber eine jener kahlen, leblosen Örtlichkeiten der Erde, wo Pflanzen- und Tierleben nur durch einige wenige Arten, sozusagen Eremitenarten, vertreten sind und wo der Mensch auch noch heute nur als wandernder Hirt oder Jäger existieren kann. Hier sind es nicht, wie in den Alpen, die nackten Felsensteilhänge und die mächtigen Gebiete oberhalb der Schneegrenze, sondern ganz einfach die Beschaffenheit des Bodens und Klimas — wie in der Wüste — die jeden Ansiedlungsversuch der Menschen vereiteln. Große, zusammenhängende Strecken Schottlands nördlich vom Forth und Clyde sind kaum etwas anderes, als ein wogendes Meer von Hügeln und Bergrücken, die nur mit Haide- oder Moosvegetation bedeckt sind. Nur an den bewaldeten Ufern der Seen und Bäche, die unten in den Schluchten zwischen diesen wüstenartig einförmigen und leblosen Höhen liegen, findet man die sparsam verstreuten Menschenwohnungen. Daß aber sogar die malerischen Thäler, die das große schottische Wüstenland in allen Richtungen durchkreuzen, so totenstill und menschenleer sind, beruht weniger auf der Natur, als auf der Kultur. Auch die Kultur kann Wüsten schaffen, wie wir im folgenden sehen werden.

Wenn dann die Sonne rot und groß im Westen hinter Dumbar-ton's Landhöhen versinkt, die ihre dunkeln Rämme parallel hinter einander erheben, werfen die Berge lange, schwere Schatten hinunter auf das blaue Wasser des Loch Lomond und über das ganze, meilenweit wellige Wüstenland am Fuße des Ben Lomond. Im roten Abendschein flammen dann das Haidekraut und die braunen Erdhügel einige Minuten lang in wunderbar schönem, dunkelblauem, bronzebraunem und grünviolettem Farbenspiele auf, und im kristallklaren Dämmerlichte bildet die herbe, unveränderliche Nacktheit der unzähligen schottischen Höhen ein ergreifendes Schauspiel . . .

ergreifend deshalb, weil es sich aus so unerhört wenigen und einfachen Elementen zusammensetzt.

Die Natur ist hier in gehobenerer Wüstenlaune und bietet uns aus ihrem reichen Repertoire einen einzigen Accord, dessen überwältigende Kraft und Reinheit die Seele so füllen möchte, daß sich darin für den Kleinmut und die Unruhe des Alltagslebens kein Raum mehr findet.



Schloß Balmoral, Sommerresidenz der Königin Viktoria.



Das Deethal vor Braemar.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Über die Grampianberge nach Balmoral.

Als ich mich zum zweitenmale nach Schottland und nördlich von Edinburgh begab, ging mein Ehrgeiz dahin, quer über die Grampianberge zu spazieren und mich so ein paar Tage lang in the very heart of the Highlands zu fühlen.

Da diese Bergkette fast gerade von Osten nach Westen — etwa in der Linie vom Ben Nevis nach Stonehaven, dicht südlich von Aberdeen verläuft, konnte ich meine Absicht am besten ausführen, wenn ich irgendwo mitten im Lande von Süden nach Norden wanderte. Nach sorgfältigen Studien in Reisehandbüchern und Reisekarten fand ich, daß es gerade in dieser Lage einen wilden und einsamen Paß zwischen dem südwärts fließenden Tay und dem ostwärts fließenden Dee gab. Vom Dorfe Blair Athole an einem nördlichen Zuflusse des Tay bis zum Dorfe Braemar am Dee galt es 30 engl. Meilen quer durch die Grampianberge zu marschieren . . . ohne ein Dorf oder ein Gasthaus, und nur mit zwei, augenblicklich wahrscheinlich leeren Waldhüterhäuschen auf dem ganzen Wege. Das klang ja verlockend für den, der in der Julisaison Londons die Entdeckung gemacht hat, daß der Mensch auch etwas zu viel von dem be-

kommen kann, das zivilisierte Menschengewimmel genannt wird. Um diesen erfrischenden Gegensatz zwischen dem intensivsten Kulturgetöse und der intensivsten Naturstille zu genießen, läßt „die Gesellschaft“ die Londoner Saison und das maßlos prächtige Badeortleben in der Mitte August von Jagdausflügen in die schottischen Hochlande ablösen.

Ein zeitiger Morgenzug brachte mich von Edinburg über die Forthbrücke nach Perth, von wo der Hochlandszug einige Stunden später weiter nach Norden abging. Schon gegen 11 Uhr befand ich mich oben in der kleinen, idyllischen Hochlandsstation Pitlochrie, von der aus ich gemächlich an einigen schönen Wasserfällen vorbei und durch den pittoresken Killiecrankiepaß zum Blair Athole hinaufspazieren konnte.

Die hier zwischen zwei- und dreitausend Fuß hohen Bergkuppen ragen dicht um den klaren Garrybach auf, der sich in den düstern Klüften zwischen den Bergwänden eine schmale, abgrundtiefe Furche ausgegraben hat. Die Berge sind unten mit Wald bestanden, höher oben aber nur mit Haidekraut und ungleich hohem Niedgras bedeckt. Wo sich das schmale, geschlängelte Thälchen verbreitert, weiden Pferde und Kühe in grünen Einfriedigungen und dichte Gruppen von Laubbäumen spiegeln sich in dem glitzernden Wasser, das über ein steiniges Bett dahinplätschert. Dann wird die Scenerie aber wieder düster und feierlich. Der Bach rauscht durch ein dunkles, kahles Felsenthor, und nun wird es um den Wanderer plötzlich still. Das Wasser steht da unten in einem bodenlosen Riesentessel durchsichtig schwarzgrün still. Auf der Oberfläche bemerkt man nicht die geringste Strömung und hört nicht den leisesten Laut von dem reißenden Falle ober- und unterhalb dieser Stelle. Die Scenerie ist hier so dämmerig dunkel, still und andachtsvoll, wie das Innere eines gotischen Tempels. Eine alte Steinbrücke, die aus einem einzigen Bogen in schwindelnder Höhe besteht, verbindet den Fahrweg von einer Thalseite zur andern und bietet eine großartige Aussicht über den obern Teil des Passes. Hier wurde vor zwei Jahrhunderten ein blutiges Treffen zwischen 3000 Hochlands- und zwei- bis dreimal soviel Tieflandschotten ausgekämpft, welche letztere in das Gebirge hinaufzudringen suchten, um es unter das Scepter Wilhelms von Oranien zu bringen.

Im kleinen Bergdorfe Blair Athole bekommt der Tourist schon eine Ahnung von dem größern Komfort, doch auch von den höhern Preisen der Hochlandhotels. Am folgenden Morgen sieht das Wetter zweifelhaft aus, doch da das schottische Hochlandswetter niemals anders ist — außer wenn es vierzehn Tage hintereinander im vollen Ernste regnet — stecke ich mir ein paar tüchtige Butterbrote in die Reisetasche und marschiere gegen zehn Uhr in flottem Takte den einsamen Thalmweg Glen Tilt hinauf, der graden Wegs durch die Grampianberge führt. Nach einer halben Stunde hab' ich die letzten Menschenwohnungen hinter mir, und nach einer weitem halben Stunde, als ich am Waldhüterhäuschen jenseits der Berge vorübergekommen war, sind auch die letzten Schafherden zurückgeblieben. Nun ist man, und das im vollen Ernst, wieder in der großen nordischen Wüste.

Inzwischen hat ein schwacher Regen angefangen, der bis Sonnenuntergang anhält. Da der fast ganz ungebahnte, hier und da nur durch kleine Steinhäufchen bezeichnete Steg durch angeschwollene Bäche und durch sumpfiges Moorland führt, sind meine Schuhe bald voll Wasser. Der Regenschirm kam nicht als Wanderstab benutzt, sondern muß aufgespannt getragen werden, um wenigstens den Rücken gegen Nässe und die schneidenden Bergwinde zu schützen. Bei dem Mangel an trocknen, windgeschützten Ruheplätzen ist es grade kein Genuß, die erwähnten Butterbrote zu verzehren. Das sind jedoch die bekannnten Unbehaglichkeiten des nordischen Wüstenlandes; man tröstet sich damit, daß der Sonnenbrand und Wassermangel der orientalischen Wüsten doch noch schwerer zu ertragen sein möchten. In den Einöden Syriens würde man keine 30 engl. Meilen (50 km) in acht Stunden zurücklegen können. Hier in Schottland geht das aber ganz bequem, denn hier ist es auch im Hochsommer mehr als wünschenswert kühl und an Wasser fehlt es gewiß nicht . . . besteht doch die Atmosphäre zu mehr als der Hälfte aus feinverteiltem Wasser. Was wäre eine Wanderung in Schottland ohne die Nässe und die grauen, stülgemäßen Unbehaglichkeiten? Ein Stil muß ja da sein . . . trockner oder feuchter Stil, Sonnenschein- oder Trüberhimmelsstil, das sind nur Detailsfragen.

Zum Glück ist der Himmel hoch, keine Wolken oder Dunstmassen

niedriger als die höchsten Berggipfel, so daß die Aussicht durch den blaugrauen Schleier des Staubregens immer frei bleibt. Stunde auf Stunde dasselbe Panorama: steinige Thalgründe mit grauem, eintönig gurgelndem Wasser in der Mittelrinne, und steile, haidebedeckte Berge mit kahlen, abgerundeten Gipfeln. Weiterhin, im Passe durch die Grampiankette, endlose Sandstrecken und Moräste, sowie weiße Schneeanfasslungen hoch oben in den Spalten der höchsten Berggruppen, darauf wieder ein steiniges Thal, das obere Deethal, das endlich, nahe am Ziele der Wanderung, dem Dorfe Braemar, ein freundlicheres Aussehen mit Wiesen, angebauten Aekern und schattenreichen, aus Laub- und Nadelholz gemischten Hainen annimmt.

Es ist die absolute Waldlosigkeit, die alle höher gelegenen Teile des schottischen Berglandes so einförmig und traurig macht, denn die Berge erreichen nie die Höhe, wo kühn aufsteigende graue Hörner und mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel der Nacktheit eine gewisse Majestät verleihen. Nur wenige Wochen im August und September, wenn das Haidekraut blüht und die Luft gewöhnlich mehrere Tage hintereinander klar bleibt, bekommen diese Gegenden eine Farbe, die für den Mangel des tiefen Grün anderer nordischer Nadelwälder tröstet. Es ist eine grausame Ironie, solchen Wüsten mit dem Namen „Wald“ (Forest) schmeicheln zu wollen, und das absolute Unvermögen des Landes zur Bewaldung tritt nur um so greller durch die ärmlichen Erfolge reicher Grundbesitzer hervor, die dem Waldmangel heldenmütig abzuhelpen versuchten. Die meist ängstlich eingehegten Nadelholzschonungen, die man hier oben sieht, sind dünn und häßlich und die Bäume sehen wie abgezehrt aus, wenn sie sich auf der lockern, dünnen Erdschicht, die die Berge bedeckt, überhaupt auf der Wurzel stehend erhalten können. Sehr häufig hat man aber das eigentümliche Schauspiel, ganze Wälder umgeweht zu sehen. Alle Bäume liegen in gleicher Richtung auf dem Boden und zeigen gespensterhaft mit den Wurzeln in die Luft; ein unheimlicher Anblick, der einen zum Phantasieren über ein Schlachtfeld anregt, wo Schnellfeuerkanonen und Kugelsprizen ein paar Minuten lang gegen ein fehlerhaft aufgestelltes Infanterieregiment gearbeitet haben. Im Killiecrankiepasse und auf den Domänen des Herzogs von Athole um Glen Tilt lagen Tausende

von Stämmen durch die Frühjahrsstürme hingestreckt. Die herzogliche Wüstendomäne nördlich von Blair Athole soll 52 000 Hektar umfassen, die teils für Schneehühner, teils für schottische Hirsche „reserviert“ sind. Von letzteren soll es gegen 10 000 Stück geben. Während meiner Wandrung glückte es mir jedoch nicht, mehr als ein Rudel von etwa zwei Duzend Köpfen zu Gesicht zu bekommen, und diese weideten auf dem Wüstengebiet des Herzogs von Fife, dem „Forest of Mar“, zehn englische Meilen westlich von Braemar.

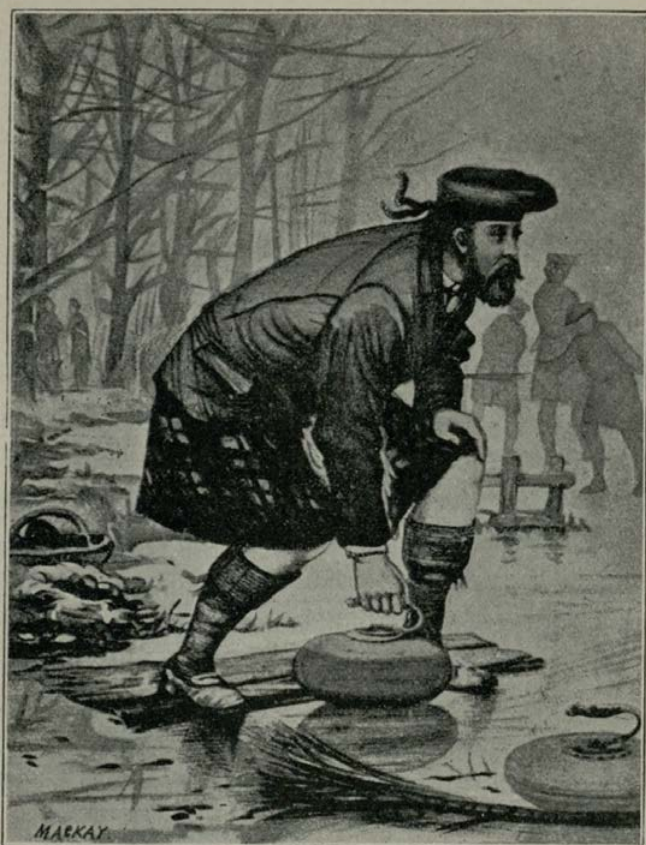
Die eigentlichen Hochlande mögen für einen mehrwöchigen Jagdsport zur besten Zeit des Jahres recht erfrischend sein, im übrigen aber erscheinen sie als die traurigsten, einförmigsten, trübsten Länder der Erde. Längs der wunderschönen Flußthäler, vorzüglich des reizenden Deethals hinab ist es dagegen, sowohl mit der Vegetation und dem Klima, als auch mit der Abwechslung der Scenerie, besser bestellt. Auf einem Four-in-hand das Thal von dem malerischen Braemar hinabzufahren, wo die Wald- und Bergpartien an die des nördlichen Scandinavien erinnern, dann nach Balmoral und weiter nach dem Städtchen Ballater, wo die Hochlandbahn von Aberdeen anfängt, ist einer der herrlichsten Naturgenüsse, die Schottland zu bieten hat. Das Flußthal ist breit und voller Wiesen und Laubholzwälder; auf den Abhängen folgen dann schöne dichte Nadelwälder und über diesen erheben sich die abgerundeten, haidebedeckten Bergeshäupter. Aus dem Grün schimmern da und dort malerische Herrensitze ältern und jüngern Datums hervor.

In erster Linie erweckt darunter natürlich die Hochlandresidenz der Königin Viktoria, Balmoral Castle, die Aufmerksamkeit des Fremden. Es ist ein weitläufiger Gebäudekomplex aus hellem Granit in dem etwas schweren, doch mit der Natur der Umgebung gut harmonisierenden Stil der schottischen Feudalburgen. Unten am Ufer des Dee gelegen, auf einem mit Gartenanlagen, Alleen und Hainen geschmückten Wiesengrunde am Fuße eines der Ausläufer der Grampianberge, vereinigt diese Stelle die anziehendsten Züge der schottischen Natur. Man hat hier Bergluft und Hochlandscenerie, ist aber gleichwohl gegen die wilden Bergwinde geschützt und kann ein ebenso reiches Parkgrün genießen, wie in England selbst. In der ringsherum

gelegenen Domäne mit 12 000 Hektar Bergwüste und 400 Hektar Wald fehlt es natürlich nicht an Wildpret. Im Flusse fängt man Lachsforellen und andre Hochlandfische. Die Königin, die das Gebiet von dem Großgrundbesitzer der Gegend, dem Grafen (und spätern Herzog) von Fife kaufte und das jetzige Schloß zur Seite der allzu hart mitgenommenen alten Ritterburg erbauen ließ, hat hier seit 1849 alljährlich längere oder kürzere Zeit verweilt.

Auf der Bahnfahrt von Ballater nach Aberdeen hinunter verliert das Thal des Dee schnell seinen Hochlandscharakter und wird dafür zum Mittelpunkt eines der fruchtbarsten und bestangebauten Distrikte Schottlands. Die Ähnlichkeit mit der Natur Mittelschwedens ist hier ganz auffallend. Die Stadt Aberdeen mit ihrer schweren, schlichten Granitarchitektur ist dagegen typisch schottisch. Trotz des lebhaften Verkehrs auf den Straßen erscheinen die hohen, massiven Gebäude ebenso steif und unpoetisch nüchtern, wie die langen, magern, unerschütterlich ernstesten schottischen Fabrikanten und Kaufleute, deren kommerzielle Überlegenheit selbst der Engländer willig anerkennt. „Old Aberdeen“ ist indes an gewissen Stellen recht pittoresk mit seinen engen, gewundenen Straßen, seinen vielen geschwärzten Herrenhäusern aus dem 17. Jahrhundert und mit seinem prächtigen gotischen Universitätsgebäude.

Hier nehme ich von Schottland Abschied und vertraue mich am Abend dem flying Scotchman an, der mich am folgenden Morgen um sieben Uhr wohlbehalten in London abliefern wird.



Schottischer Sport auf dem Eise.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie schottische Wüsten von Menschenhand geschaffen wurden.

Ja, Schottlands Hochlande sind Wüsten; die Gerechtigkeit gegen die schottische Natur fordert aber die Anerkennung, daß das keineswegs der Fall ist, weil die Natur sie unwiderruflich dazu bestimmt hätte. Auch der Mensch kann Wüsteneien schaffen. In den nordwestlichen und nörd-

lichsten Hochlanden, sowie draußen auf den Hebriden, giebt es wüste Marken, deren frühere Bewohnbarkeit früher durch das Vorhandensein einer fleißigen und allseitig achtungswerten Bevölkerung bewiesen wurde. Diese wurde von Haus und Hof vertrieben, weil geldgierige oder sportslustige Grundbesitzer den Boden mehr ihren eignen Interessen entsprechend ausnutzen wollten. Die Geschichte, wie das zugeht, bildet ein besondres und keineswegs das schönste Blatt in den zum großen Teil so dunkeln sozialen Annalen Großbritanniens.

Unter den Kelten der nördlichen Hochländer Schottlands hatten sich bis zur neuern Zeit nicht nur eine uralte Sprache und ein kernfrischer Volkscharakter, sondern auch uralte Familien- und Besitzverhältnisse erhalten. Noch 1745 zerfiel die Bevölkerung in „Clans“, große Familienverbände, die in frühem Stadium der menschlichen Kultur aus noch primitiveren, auf Blutgemeinschaft beruhenden Gesellschaftsverhältnissen entstanden waren. Diese alten keltischen Clans siedelten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf den Hebriden, den Orkney- und Shetlandinseln, sowie in den schottischen Grafschaften Ross, Argyle, Sutherland und Inverness. Jeder Clan bewirtschaftete Acker und Wiese, Jagdrevier und Fischwasser in Gemeinschaft mit sämtlichen Clanmitgliedern und erkannte in politischen, juristischen und ökonomischen Angelegenheiten einen erblichen Häuptling an. Dieser Clanhäuptling besaß nicht den Grund und Boden des Clans, denn derselbe gehörte keinem einzelnen Clanmitgliede, sondern allen zusammen, und der Häuptling konnte deshalb „ebenso wenig kommerziell über den Erdboden verfügen oder die Inassen desselben vertreiben, wie die Königin von England ihre Unterthanen aus dem Lande jagen kann“ . . . um Prof. Newmans Worte zu gebrauchen. Nur wegen ganz besonders schweren Verbrechens konnte ein einzelnes Clansmitglied seines Clanrechtes verlustig erklärt und ausgewiesen werden.

Es würde hier zu weit führen, eingehend zu untersuchen, wie diese urwüchsige, aber freie und mit den Lebensverhältnissen da oben in der fargen Bergwelt harmonisierende soziale Ordnung durch die Unterwerfung der Clanhäuptlinge unter die englische Krone und deren feudale Rechtsgrundsätze

umgestürzt wurde. Der Clanhauptling wurde Feudalherr, und als solcher konnte er — wie alle Feudalherren unter der Umwandlung der feudalen Naturalhaushaltung zur Geldökonomie und zum kapitalistischen Eigentumsrecht — seiner Zeit die gemeinsamen ökonomischen Rechte des Clans auffaugen und zum Einzelbesitzer alles Grundeigentums desselben werden.

Dieses wurde natürlich noch immer von den Clansmitgliedern, zuweilen mehreren Tausenden solcher, bebaut und kultiviert. Das vertrug sich aber nicht immer mit den neuen, privatökonomischen Interessen des Bodenmagnaten. Ihm kam es darauf an, herauszufinden, welche Benutzung des Erdbodens dem Eigentümer die größten Einkünfte abwarf. Nachdem man eine Zeit lang mit der Zerstückelung des Bodens zu möglichst kleinen Wirtschaftsbetrieben experimentiert, dadurch die Zunahme der Bevölkerung begünstigt und diese in wesentlich schlechtere ökonomische Verhältnisse gebracht hatte, fand man endlich, daß eine geringe Anzahl sehr großer Pachtgüter das bequemste (hinsichtlich der Eintreibung des Pachtzinses) und auch das „ökonomischste“ sein müsse. Es war in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts: England lag mit halb Europa und mit Nordamerika im Kriege, infolge dessen alle Nahrungsmittel-, vorzüglich auch die Fleischpreise im Lande ungeheuer stiegen. Die schottischen Lords beschloßen deshalb, ihre Hochlandsdomänen dadurch zu „verbessern“, daß sie sie zu kolossalen Schafweiden verwandelten. Dazu mußten natürlich die alten Inassen, die ehemaligen Clanverwandten der adeligen Herren, entfernt werden. So wurden sie einfach von dem Boden vertrieben, den sie Jahrhunderte hindurch angebaut hatten; ihre Häuser riß man nieder und vereinigte ihre Kulturflächen zu Riesengütern oder ließ sie als Brache für die Schafe liegen. Diese Austreibungen, wodurch — wie die Erfolge bewiesen — ungeheure Strecken ertragfähigen Bodens schließlich ganz außer Kultur gesetzt wurden, waren auch im besten Falle geeignet, einen gesunden und edeln Volksstamm zu verderben und aufzureiben. Hierzu kommt, daß sie mit einer Brutalität und Rücksichtslosigkeit ausgeführt wurden, die hinreichend waren, sie zu einer unauslöschlichen Schande für ihre „aufgeklärte“ und „humane“ Zeit zu machen.

Unter den unzähligen Austreibungen in Hochschottland haben vorzüglich die auf den Besitzungen des Herzogs von Sutherland in den nördlichsten Teilen des Landes ebenso durch ihren unerhörten Umfang wie durch die Rücksichtslosigkeit ihrer Durchführung eine traurige Berühmtheit erlangt. Diese großen „Reinigungen“ begannen 1807 mit der Vertreibung von 90 Familien, die kleinere Bodenflächen nahe der Küste erhielten und das Holz, woraus ihre Häuser errichtet waren, mitnehmen durften. Die Strapazen des Umzugs kosteten einer Anzahl von Kindern, Frauen und ältern Personen das Leben und noch vielen andern die frühere Gesundheit. Zwischen 1809 und 1814 wurden die Austreibungen noch strenger gehandhabt. Die vertriebenen Bauern erhielten nun zum Anbau lauter ganz ungeeignete Haide Strecken, ihr Mobiliar wurde kopfüber aus dem Hause geworfen, ihre Ernten vernichtet und die Häuser zuweilen fast über dem Kopfe der Bewohner niedergebrannt . . . alles nur, um diese „Reinigung“ des herzoglichen Hochlandbesitzthums zu beschleunigen. Zwischen 1814 bis 1820 wurden weitere 3000 Familien von ihrem kleinen, angestammten Besitz verjagt, ohne einen Pfennig Schadenersatz für zerstörte Wohnungen und Kulturen. Die Herzogin von Sutherland — den Titel führte damals eine Frau — eignete sich durch diese brutale Massenerpropriation nahezu 32000 Hektar ertragsfähigen Bodens an und überließ ihren ehemaligen Clanangehörigen dafür 2400 Hektar — weniger als 1 Hektar auf die Familie! — unfruchtbares, wüstes Land gegen einen Pachtshilling von $6\frac{3}{4}$ Mark für den Hektar. Der in Beschlag genommene Boden wurde in 29 ungeheure Schafzuchtbetriebe verwandelt, auf denen 1833 gegen 131000 Schafe weideten . . . als Ersatz für die 15000 vertriebenen Hochlandshotten.

Man kann sich leichter vorstellen als es beschreiben, welche verderbliche Wirkung ein Umsturz dieser Art auf die vertriebne und unter ganz neue ungünstige Lebensverhältnisse versetzte Bevölkerung ausüben mußte. Die neuen Landstücke längs der felsigen Küste waren ohne Ausnahme zu klein und unfruchtbar, um die Bebauer ernähren zu können. Weiden für das Vieh fehlten gänzlich. Die Vertriebenen mußten also, ganz gegen ihre Gewohnheiten und Überlieferungen, einen Nebenerwerb durch Fischfang oder

durch Verdingung als Lohnarbeiter zu finden suchen — entweder in den Fabriken der großen Städte oder auf den großen Pachtgütern. Kaum hatten die neuen Küstenbewohner sich dann an das gefährliche und mühsame Leben des Fischers gewöhnt, als der herzogliche Eigentümer von Land und Wasser das Aufblühen dieser neuen Lebensgrundlage durch eine hohe Besteuerung des Fischfangs unterband. Der wegen seiner Kraft und Männlichkeit berühmte Hochländer entartete auf den „gereinigten“ Domänen zu einem Landproletarier des gewöhnlichen englischen Typus. Die schottischen Hochlande hatten ihre periodenweise hungernden, hilflos verarmten Crofters (Kleinpächter) bekommen, deren Elend heute zu einer der vielen „sozialen Fragen“ in Großbritannien ausgewachsen ist. Während des Krimkriegs sollte es dem Herzog von Sutherland nicht gelingen, aus seinen nördlichen Besitzungen ein Hochländerregiment aufzustellen. Es gab dort zwar viele Hirsche und Schafe, doch wenige kampffähige Männer, die noch das Gefühl hatten, daß sie ein Vaterland besäßen, das zu verteidigen sich lohnte.

Den Verlauf der „Reinigungen“ im nördlichen und nordwestlichen Schottland bis zu ihrem Abschluß zu erzählen, würde eine lange Geschichte werden. Als es keine Felsen- und Heidestrecken zur Verteilung an die ausgewiesenen Bauern mehr gab, verschiffte man diese zu Tausenden nach Amerika und Australien, nur um Platz für Schafherden zu gewinnen. Auch diese mußten seiner Zeit wieder auf vielen der großen schottischen Adelsgüter weichen, um von Hirschen und Schneehühnern ersetzt zu werden. Die Fleischpreise hielten sich nämlich nicht immer so hoch, wie während der napoleonischen Kriege, und in unsern Tagen hat sogar neuseeländisches Hammelfleisch auf den englischen Märkten zu konkurrieren angefangen. Dagegen sind die adligen oder industriellen Geldfürsten Englands, ja sogar solche Amerikas, gern bereit, große Summen für das Privileg eines privaten Jagdreviers in den schottischen Hochlanden zu bezahlen. Die Schafe mußten also da weichen, wo früher die Menschen verschwinden mußten. Weite Strecken vortrefflicher Schafweiden wurden zu Hirschparken, d. h. zu kahlen Heiden verwandelt und nun schweifen einige tausend Hirsche in Gesellschaft von ein

paar tausend Schneehühnern in vielen, von Natur fruchtbaren Gegenden umher, wo sich noch vor achtzig Jahren aus freundlichen Dörfern und malerischen Bauernhäuser die Rauchsäulen zum Himmel empor schlängelten. — Einzelne Ruinen dieser Dörfer trifft man in den, von Menschenhand geschaffnen Wüsteneien auch noch heute an.

Nach den Untersuchungen einer königlichen Kommission hat Schottland zur Zeit mehr als 800 000 Hektar „Deer-forest“. Eine ansehnliche Ziffer mit der Bedeutung, daß man, um des Jagdvergnügens weniger reicher Leute willen, nicht nur eine ganze große Landschaft mit fruchtbarem Boden außer Kultur gebracht, sondern auch viele der schönsten Partien der schottischen Berge zum Privateigentum gemacht und damit das Betreten derselben verboten hat. In Ross-shire z. B. besitzt ein reicher Amerikaner über 600 Quadratkilometer Hirschpark. Es ist schon dahin gekommen, daß die Presse sich genötigt sah, die Aufmerksamkeit auf die Ungehörigkeit zu lenken, daß große Strecken eines zivilisierten Landes künstlich zu einem „privaten“ Wildgehege gemacht würden, wohin ein paar Duzend Individuen einige Wochen im Jahre kommen, um ihrer mehr oder weniger aufrichtigen Leidenschaft für den Sport zu fröhnen.

Hierbei kommt auch in Betracht, daß eine ganze Bevölkerung untergeht und ausgerottet wird . . . ein Schicksal, das in letzter Zeit mehr als einmal der 70 000 Köpfe zählenden keltischen Landbevölkerung im nördlichen Schottland prophezeit worden ist. Das Hirschparksystem hat nicht allein auf das anbauwürdigste Land Beschlag gelegt, sondern die Nachbarschaft eines gefriedigten Wildgeheges bringt schon an und für sich den vielenorts magren Kulturen der Kleinbauern großen Nachteil. Entweder müssen sie zwischen dem Hirschpark und ihren Äckern eine teure Einzäunung errichten, oder Tag für Tag Wache halten, daß das Rotwild nicht herüberkommt und ihre knappe Ernte verwüstet. Dazu müssen sie obendrein Menschen auf Wache ausstellen, denn Hunde zu halten ist ihnen ebenso verboten, wie der Besitz von Schusswaffen. Schläft der Wächter im Laufe der Nacht ein, so kann der Kleinbauer beim Erwachen seine Saaten aufgezehrt und niedergetreten finden. Erfühnt er sich nun aus Not und Verzweiflung,

einen Hirsch zu töten, der nach seinem Feldstück übergetreten war, so erwarten ihn eine Anklage und exemplarische Bestrafung. Für diese Hochländer ist es zum Verbrechen geworden, ein wildes Tier auf dem Felde zu schießen, im Strome — der von besonderer Wasserpolizei behütet wird — einen Fisch zu fangen und sogar, nur hinaus nach der offenliegenden Wildmark zu gehen. Er genießt oft nur die „Freiheit“, in seiner elenden Hütte zwischen den fahlen Klippen auszuharren und langsam zu verhungern oder mit den Seinigen ins Armenhaus zu kommen.

Die Aufmerksamkeit der englischen Allgemeinheit wurde auf den Kernpunkt der sog. Crofter-Frage — die Notwendigkeit größerer Anbaufläche für die Hochländer, die im Laufe des Jahrhunderts von ihren ererbten Höfen vertrieben worden waren — besonders durch die Aufsehen erweckende Volksbewegung auf der Insel Lewis in der Hebridengruppe, im November 1887 und Januar 1888, hingelenkt. Ein Berichterstatter der Westminster Review schrieb damals, „daß man auf der unglücklichen Insel Lewis die Hinopferung des Landbesitzertums und aller menschlichen Interessen zu Gunsten des Sports und der Bodenernte in der aller schlimmsten Form beobachten könnte. Inmitten einer hungernden Bevölkerung von Tagelöhnern, Kleinbauern und Fischern — die oft kein Stückchen Land für sich haben, in elenderen Erdhöhlen als den schlechtesten in Irland wohnen, die zur Zeit von Geld und Nahrungsmitteln völlig entblößt sind und sich geradezu gezwungen sehen, unmenschliche Gesetze zu übertreten, buchstäblich: um sich vom Hungertode zu retten — inmitten dieser Unglücklichen giebt es fruchtbares Ackerland und herrliche Weiden, die dem größten Teile der Inselbevölkerung recht guten Unterhalt gewähren könnten, wenn man sie in den letzten Jahren nicht in Hirschparke verwandelt hätte . . . Diese notleidenden Menschen sahen sich schließlich zur Empörung getrieben und im November 1887 wagten 150 derselben einen Einfall in den, in der Gemeinde Loch gelegnen Hirschpark, den ein Engländer namens Platter gepachtet hatte. Trotz des Widerstandes der Waldhüter wurden etwa 20 Hirsche geschossen. Man beabsichtigte, sie unter die hungernde Bevölkerung zu verteilen und durch dieses Aufsehen erweckende Vorgehen die Verhältnisse zur Kenntnis

der Allgemeinheit zu bringen. Nur wenige, die etwas von den Leuten dort wissen, möchten instande sein, sie deshalb zu tadeln.“

Sofort wurde ein Kanonenboot nach der Insel hinauf geschendet; die Leiter des Aufbruchs stellten sich freiwillig als Gefangene. Der Gerichtshof sprach sie jedoch — und zur großen Genugthuung der Allgemeinheit — sämtlich frei. Schon während des harten Winters 1882 hatte die Not unter der, von den Großgrundbesitzern an den Bettelstab gebrachten Bevölkerung der nördlichen Hochlande allgemeines Aufsehen erregt. Nach langwieriger Agitation und umständlicher amtlicher Untersuchung war das Parlament 1886 zu bewegen gewesen, ein Gesetz („Crofters act“) anzunehmen, das einigermaßen den wichtigen Grundsatz anerkannte, daß das Landbesitzrecht der adligen und kapitalistischen Magnaten kein absolutes sei, sondern daß die Nachkommen der alten Clangehörigen von ihren Höfen nicht mehr vertrieben werden dürften, so lange sie einen entsprechenden, im Notfalle durch unparteiische juristische Richter festzusetzenden Pachtzuschilling bezahlten. Dieses „Pachtrecht“ kann der Bauer auf Mitglieder seiner Familie vererben. Unter gewissen Verhältnissen kann er den Bodeneigentümer durch die Behörde sogar zu einer Vergrößerung seines Pachtareals zwingen. Daß es sich dabei nur um eine Hilfe für die armen Klassen handelte, geht daraus hervor, daß das betreffende Gesetz keine Anwendung findet, wenn die jährliche Pachtsumme mehr als 608 Mark erreicht. Außerdem wird der besondere Nachweis verlangt, daß der betreffende Bauer nach dem Landbesitzrechte auf das Erbe der alten Clanmitglieder wirklichen Anspruch hat. Ein fühlbarer Mangel dieser Reformgesetzgebung bleibt es aber, daß sie nichts für die Clansfamilien thut, die durch Expropriation ganz landbesitzlos wurden, d. h. also, daß sie den Hilfsbedürftigsten der ganzen Bevölkerungsklasse gar nicht zugute kommt. Für sie weiß man nichts andres vorzuschlagen, als die Auswanderung, und bei einer Gelegenheit erbot sich die Regierung, die Verschiffung von 1250 solcher ganz verarmter Familien durch ein Darlehn von 2,8 Millionen Mark zu unterstützen.

Die Crofterfrage lehrt, wie so viele ähnliche soziale Fragen, daß die Vorgeschichte des Großgrundeigentums in manchen Hauptzügen oft eine

Diebes- und Räubergegeschichte ist. Es wäre ein Wunder, wenn unsre Gesellschaftsordnung völlig gerecht wäre, denn bei ihrer Begründung und Auf- richtung hat zu viele brutale Gewalt und schmutziges Unrecht Eingang ge- funden. Eine wunderliche Laune der Geschichte ist es aber doch, daß die wilden und öden schottischen Hochlande den schlagenden Beweis für diese bittere Lehre der sozialen Geschichtsforschung erbringen mußten.



VIII.

Irländische Eindrücke.





Irischer Geistlicher unter Polizeischutz.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Dublin und Cork.

In England hört man von Irland und den Irländern nicht viel anderes sprechen, als was mit der ewigen „irischen Frage“ in Verbindung steht. Die Frage des Home-rule hat — leider — dadurch, daß sie so viele Jahre „schwebt“ und das Thema für Tausende von langatmigen Parlamentsreden, Wahlaufrufen, Revueartikeln und Broschüren geworden ist, an ihrem ursprünglichen pittoresken, oder richtiger, allgemein menschlichen Interesse verloren. Wer einen kulturpsychologischen Ausflug nach Irland

beabsichtigt, thut weit besser, die Homerulezänkereien der letzten zwanzig Jahre in seinem Gedächtnis in den Hintergrund zu drängen, als sie seiner Brille Färbung verleihen zu lassen. Es kommt hier, wenn's auch etwas Anstrengung kostet, darauf an, sich zu erinnern, daß die große Insel im Westen Albions von einer alten, reichbegabten Rasse bevölkert ist, die den Kenner Westeuropas — ganz unabhängig von einzelnen politischen Tagesfragen — tief interessieren muß.

Hat man so lange unter Engländern gelebt, daß man sich von deren achtbaren, am Ende aber doch etwas deprimierenden Seelentypus nach einer Abwechslung sehnt, und hat man nach einer solchen unter den noch achtbarern, doch auch noch etwas mehr deprimierenden Schotten vergebens gesucht, dann muß man — wenn man nicht den merkwürdigen britischen Inseln mißmutig überhaupt den Rücken kehrt, seine Schritte nach Irland lenken.

Die beste Gelegenheit, von London nach Irland zu kommen, bietet der Morgenschnellzug von der Eustonstation („the Irish mail“), der schon um elf Uhr in Chester und um ein Uhr Nachmittag am Hafen von Holyhead auf der Insel Anglesey eintrifft. Die Fahrt, die vor der Ankunft in dem alten malerischen Chester nur die gewöhnlichen freundlichen, doch einförmigen Landschaftsbilder bietet, wird später hochinteressant. Man hat das Meer zur Rechten und die Walliser Berge zur Linken, und die letzteren, die bei Chester nur als entfernte blaue Bogenlinien erscheinen, verliert man nicht eher wieder aus dem Gesicht, als bis man sich gegen drei Uhr Nachmittag mitten auf dem St. Georgs-Kanal befindet und mit dem Fernglas bereits die Wicklowberge südlich von Dublin erkennen kann. Das wallisische Hochland ist grün und schön, voller malerischer, enger, gewundener Thäler, die den geübten Fußwandler anlocken; wirklich großartige Bergpartien fehlen aber fast gänzlich. . . . hier wie überall auf den britischen Inseln. Snowdon (Schneehügel) liegt noch, trotz seines stattlichen Namens, 244 Meter unter der Schneegrenze! Die Szenerien auf den britischen Inseln sind oft entzückend, selten erhaben.

Der Dampfer, der den Zug in Holyhead erwartet, ist ein komfortabler englischer Raddampfer. England begleitet den Reisenden also, bis er in

Kingstown, der kleinen Hafenstadt Dublins, den Fuß auf irischen Boden gesetzt hat. Hier wird man nun augenblicklich von Dienstleuten und Bahngepäckträgern umschwärmt, deren Englisch mit einer Geschwindigkeit hervorsprudelt, die an das Pariser Französisch erinnert. Hat man sich von der ersten Überraschung, die Sprache der phlegmatischen Engländer in hastigem Tempo zu hören, erholt, so unterscheidet man auch den unverkennbaren irischen Dialekt mit breitem, herzlichem Tonfall und halb scherzhafter Melodie, die sich in der Klangfarbe der Sprache vermengen und sie zu einer ganz andern Zunge machen, als das trockne, an scharfen, dünnen Lauten so reiche Englisch. Nach mehrtägigem Aufenthalt auf der Grünen Insel muß der Fremdling dagegen ankämpfen, sich nicht im Ernst einzubilden, daß es Irländisch und nicht Englisch ist, was er um sich hört.

Wenn der Zug von Kingstown im Westland-Row-Bahnhofe anhält, befindet man sich schon inmitten der irischen Hauptstadt. Obgleich die Straßenarchitektur sich von der englischen wenig unterscheidet und ebenso abstoßend ist wie diese — denn Dublin ist keineswegs eine schöne Stadt — so fehlt es hier doch nicht an einer gewissen Lokalfärbung. Vielleicht das erste, was die neugierigen Blicke des Touristen fesselt, sind die ebenso leichten und einfachen, wie unbequemen und häßlichen irländischen Droschken. Mit Londons vortrefflichen Cabs haben sie nichts gemein, als ihre zwei Räder. Sie entbehren des beweglichen Verdecks und bestehen eigentlich nur aus zwei Sitzbänken mit Rückenlehne dazwischen, die der Länge nach (d. h. in der Verlängerung der Gabeldeichsel) über beiden Rädern befestigt sind. Vier Personen können darauf Platz finden, außer dem Kutscher, der vorn zwischen den Rückenlehnen thront, und man fährt also seitwärts, etwa wie auf einem Saumfattel, der auf Rädern sitzt und den das Pferd hinter sich her zieht, statt ihn auf dem Rücken zu tragen. Der Apparat schwankt natürlich nicht wenig, und da die lebhaften irischen Kosselenker es lieben, ihren Gaul beständig galoppieren zu lassen, hat der der Sache ungewohnte Fremde angestrengt zu thun, um sich auf dem gebrechlichen Gefährt zu halten.

Ein anderer bezeichnender Zug des Dubliner Straßenlebens ist ernsthafterer Art . . . die Polizisten nämlich. Sie sind nach Gestalt, Uniform

und Auftreten ihren Berufsgenossen in London so merkwürdig ähnlich, daß man sie für den ersten Augenblick im Verdacht haben könnte, reine Engländer zu sein. Diese hochgewachsenen, starkgliedrigen Polizisten in schwarzen Röcken und Helmen haben etwas von angelsächsischer Solidität und Phlegma an sich. Es befinden sich zwar nicht wenige geborne Engländer darunter, die allermeisten sind aber doch Irländer, wenn auch nicht reine Kelten. Die Polizei Dublins rekrutiert sich nämlich hauptsächlich aus den östlichen Provinzen Ulster und Leinster, sowie besonders aus den Grafschaften Meath und Queens County in der Nachbarschaft der Hauptstadt, wo die Bevölkerung mit altskandinavischen und englischen Elementen, natürlich mehr mit letzteren, vermischt ist. Noch mehr als die Rassenmischung trägt jedoch die Disziplin dazu bei, der Polizei in Dublin und im übrigen Irland, auf dem Lande wie in den Städten, ein englisches und militärisches Aussehen zu geben. Der Landpolizist ist mit Gewehr, Bajonett, Säbel und Pistolen bis an die Zähne bewaffnet. Im gewöhnlichen Dienst hat er, wie der Stadtpolizist, stets einen kurzen, schwarzen Stock — mehr einen Knüttel — im Gürtel, während sein Berufsgenosse in England außer letzterm gewöhnlich keine Waffe führt. Der Letztere steht unter der Ortsobrigkeit und hat wie jeder Andre seine eigne Wohnung. Der irische Polizist dagegen liegt in Kasernen (Police barracks), die gleichmäßig über das ganze Land verteilt sind; man findet sie hoch oben auf den Bergen, weit draußen in den Häiden, mit einem Wort: überall. Außerdem steht die irländische Polizei unmittelbar unter den englischen Behörden im Dublin Castle, ist also von den Ortsobrigkeiten ganz unabhängig.

Das irländische Polizeicorps ist also im Grunde nichts andres als eine maskierte Militärtruppe. Sie ist ein über jede Quadratmeile gleichmäßig verteiltes, unter angelsächsischem Kommando stehendes Okkupationsheer, welches doch nicht gern das scheinen will, was es ist. Trotz aller „schützenden Verkleidung“ kann der aufmerksame Fremdling doch nicht umhin, darunter Unrat zu wittern. Man merkt es an der Luft, daß das Land in Belagerungszustand ist. Die Polizisten gehen auf dem Lande fast stets paarweise. Des Abends schwärmen solche Patrouillen von den Ortschaften

nach allen Richtungen aus und marschieren längs der Landstraßen, bis sie die Patrouillen von der nächsten Ortschaft treffen. Nach dem Austausch militärischer Begrüßung machen sie dann rechtsumkehrt und marschieren nach der Kaserne zurück.

Noch bezeichnender für die Lage der Dinge ist das beständige Geplänkel zwischen dem niedern Volke und der Polizei, etwas, was scharf von den Verhältnissen in England absticht, wo Polizei und Bevölkerung mehr kameradschaftlich und freundlich mit einander verkehren, als vielleicht in irgendeinem andern Lande. Die beständigen kleinen Scharmützel zwischen Volk und Polizei sind am besten in Dublin zu beobachten, wo die ärmeren Klassen ihr humoristisches und lebhaftes Wesen besser als in den meisten andern Landesteilen bewahrt haben. Man darf nämlich nicht glauben, daß die schweren nationalen Heimtuchungen der letzten fünfzig Jahre an den Irländern vorbeigegangen wären, ohne dauernde Spuren im Volkscharakter zu hinterlassen. Doch davon später.

Vorzüglich sind es Frauen und Kinder, die ein Vergnügen daran zu finden scheinen, daß sie sich an den englischen Hütern der Ordnung reiben. Ein gewöhnliches Schauspiel in den Gassen Dublins ist eine Schar jugendlicher Straßenbengel, die gleich einem Wespenschwarme einen majestätischen Polizisten mit angelsächsischer großer Nase und gewaltigem blonden Knebelbart umschwärmen. Die Spottreden, womit man sein sanftes Blut in Wallung zu bringen sucht, sind nicht von gewöhnlicher Art und auch nicht ohne Interesse für den Kulturforscher. Man entdeckt nämlich in diesen Wizeleien oft einen politischen Hintergrund, selbst wenn sie von siebenjährigen Buben oder von Fabrikmädchen ausgehen. Der Esprit des Iren, der sonst grade wegen seiner eleganten Vielseitigkeit bewundert wurde, scheint leider vorwiegend politisch zu werden. Es giebt für Irland sozialpolitische Lebensfragen, die so schwer auf der Volksseele lasten und von alltäglicher Sorge so häufig in den Vordergrund gedrängt werden, daß sie die Seele des Iren mehr und mehr auszufüllen beginnen, wobei sie die künstlerisch leichte und ironische Lebensstimmung auslöschen, die eines der edelsten und ältesten Erbgüter der keltischen Rasse war.

Dublin ist, wie gesagt, keine schöne Stadt und aus keinem Gesichtspunkte anziehend oder interessant. Man braucht keine besonders feine Witterung zu haben, um bald zu ahnen, daß das irländische Leben hier nicht in seinen gesündesten oder echten Entwicklungsformen vertreten ist. Dublin, das vor 1000 Jahren einmal die Hauptstadt der skandinavischen Eroberer war, ist jetzt eine anglo-irische Stadt und eine englische Garnisonstadt obendrein, die in gewissen Hinsichten mehr englisch als irisch ist. Das Gesellschaftsleben, mit dem englischen Bizekönig im Dubliner Schlosse als Mittelpunkt, ist zwitterhaft im schlechteren Sinne des Wortes. Die reichen Parvenüs, denn solche finden sich auch in dem tief verarmten Irland, äffen englisches Wesen nach, weil das als „fein“ gilt, und eilen zu den glänzenden Empfangsabenden im Schlosse des Bizekönigs, um sich in ihrer eignen Einbildung wie in der anderer über sich selbst zu erheben. Einen Kontrast hiergegen bildet der charakteristische Umstand, daß es zur Zeit keinen einzigen adligen Palast in Dublin, der Hauptstadt des dereinst nur unter Großgrundherrschaften verteilten Landes, mehr geben soll. Die „Town residences“ der irischen Gutsbesitzer findet man jetzt in London.

Dublin ist der Mittelpunkt für den irischen Viehhandel, den Haupterwerbszweig des Landes, und der tiefe wirtschaftliche Gegensatz, der sich stets zwischen dem kleinen ländlichen Produzenten — besonders wenn er, wie in Irland, bedrückt und arm ist — und dem Händler vorfindet, der in seinen Erzeugnissen „macht“, prägt sich in dem Verhältnisse zwischen Dublin und dem flachen Lande immer mehr und mehr aus. Dublin ist zum Zentrum der Ausbeutung des armen irischen Landmanns im Interesse kapitalkräftiger, handeltreibender Schlaufköpfe geworden.

In der That sind verschiedne soziale und ökonomische Verhältnisse in Dublin ebensoviele Symptome für die Tendenz der modernen Kultur-entwicklung, in dem unglücklichen Irland noch mehr soziale Zersplitterung zu schaffen, als es da zur Zeit schon giebt. Es ist nicht genug damit, daß der irische Boden das Eigentum von Leuten ist, die nie auf ihren Gütern wohnen, sowie daß deren Ackerbausystem die Söhne und Töchter des Bauers, sobald sie das reifere Alter erreicht haben, zur Auswand-

zung zwingt, nein, auch die ganze höhere Mittelklasse entwächst so zu sagen dem väterlichen Gemeinwesen und wird in sozialem Sinne eher ein Anhang zur englischen, als zur irländischen Gesellschaft. Die irische Kultur, die einst so unglaublich hoch da stand, ist, Dank der jahrhundertlangen Zerstörungspolitik der englischen Erobrer, in Verfall geraten. Die höhere Bildung, Schale sowohl als auch Kern, wandert jetzt aus, wie die agrarische Jugend. Die reichen Parvenüs betrachten es als höchsten sozialen Triumph, englischen Luxus im Schatten des englischen Dublin Castle nachzuahmen, und deren Söhne wenden der Dubliner Universität den Rücken, um sich die akademische Politur von Oxford oder Cambridge anzueignen und schließlich in London die Carrière zu machen, die ihnen das Vaterland nicht zu bieten vermag. Die höhern und die niedern Gesellschaftsklassen entfremden sich einander in noch bedrohlicher Weise, als das in den übrigen westeuropäischen Staaten der Fall ist. Der intime organische Austausch zwischen den Gesellschaftsklassen, der allein eine gesunde und friedliche soziale Entwicklung zu gewährleisten vermag, stößt in Irland auf ganz besondere Hindernisse . . . auf Hindernisse, die für ein erobertes und planmäßig herunterzivilisiertes Land charakteristisch sind. England saugt nicht nur die irischen Bodenrenten und die irischen Arbeiter, sondern auch die irische Intelligenz auf.

Infolge davon macht so manche Gegend von Irland, und vor allem Dublin selbst, einen schwermütigen Eindruck auf den, der sich von der bitteren Vergangenheit abwenden und mit vorurteilsfreiem Auge lieber der Zukunft entgegenblicken will.

Die öffentlichen Bauwerke Dublins, darunter in erster Linie das ehemalige Parlamentsgebäude, die Universitätsgebäude und das Zollhaus (das stattlichste von allen), entbehren für den Architekturliebhaber des Interesses. Die Denkmäler in der Sackville Street, der vornehmsten Straße der Stadt, sind in ihrer Art nicht besser, einzig mit Ausnahme der schönen Marmorstatue des katholischen Nüchternheitsapostels Pater Mathew. Er ist barfüßig, in grober Mönchskutte und mit strengem, asketischem Gesichtsausdruck dargestellt. In Cork giebt es eine Statue desselben Mannes; diese zeigt

ihn aber in der Professorentracht aus der Mitte des Jahrhunderts. Der Ausdruck ist ebenso elegant und banal, wie das Kostüm. Es ist schwer zu glauben, daß die beiden Erinnerungsmale denselben Mann vorstellen. So viel kommt auf das Gewand an, wenn es als Ausdruck für eine künstlerische Anschauungsweise erscheint.

Eine große Nelsonsäule in der Sackvillestraße ist eine Nachbildung des Niesenmonuments auf dem Londoner Trafalgar Square und übertrifft dieses an Geschmacklosigkeit . . . die einzige Weise der Überbietung, wenn man es nicht unterlassen kann, eine thörichte Idee nachzuahmen. Eine gewaltige Säule zum Andenken an einen großen Mann zu errichten, ist ja eine schöne, künstlerische Symbolik, doch oben auf die schwindelnde Höhe des Kapitäls seine Statue zu setzen, die sich darauf wie ein Spielzeugmännchen in der Nähe und wie ein lächerliches Metallknäuschen von der Ferne gesehen ausnimmt, das ist eine künstlerische Dummheit . . . obgleich sie die Römer begangen haben. In seiner Art ebenso verfehlt ist der große Granitobelisk, den man zu Ehren Wellingtons draußen im Phönix-Parc von Dublin aufgerichtet hat. Hier fehlen gänzlich die künstlerischen Proportionen, die das alte Kulturvolk Agyptens seinen Obelisken so vortrefflich zu verleihen verstand . . . wieder eine mißglückte Anleihe, obgleich die Darlehnsgeber diesmal keine Schuld an dem Fiasko hatten.

Der Phönix-Parc selbst ist jedoch eine Anlage von großer Schönheit, einer der herrlichsten Parke in englischem Stil, die man nur sehen kann. Die große Herde von Hirschen, die auf den saftigen Grasmatten weiden und hier und da aus dem Schatten hundertjähriger Bäume hervorlugen, verleiht diesem herrlichen Stück irländischer Natur einen besondern idyllischen Reiz. Der Phönix-Parc bietet Dem Ersatz, dessen Schönheitsinn beim Wandern durch die Straßen Dublins unbefriedigt geblieben war.

Dublin ist eine große Stadt mit über 350000 Einwohnern, wenn man von der künstlichen Municipalgrenze absieht und den ganzen Polizeibezirk mitrechnet. Belfast zählte bereits 1881 über 200000 und Cork über 80000 Einwohner. In Irland wohnen jedoch nicht mehr als 16 Prozent der Gesamtbevölkerung in Städten mit mehr als 10000 Seelen, gegen

56 Prozent in England und Wales. Die Irländer sind also ebenso ausgeprägt ein Landvolk, wie die Engländer ein solches von Stadtbewohnern, und um Irland kennen zu lernen, ist es deshalb ebenso notwendig, das Land und die ganz kleinen Städte ins Auge zu fassen, wie die Großstädte zu studieren, wenn man sich ein Urtheil über das englische Leben bilden will.

* * *

Der Verkehr auf den Straßen Dublins ist munterer und farbenreicher als der in großen englischen Städten. Die Läden werden zeitig geschlossen, und schon zwischen sieben und acht Uhr abends herrscht auf der boulevard-ähnlich breiten Sackville Street ein heitres, gesellschaftliches Promenadenleben, zu dem wohl in Frankreich nicht aber in England ein Gegenstück zu finden ist. Von den passiv gassenden Volkshaufen der englischen Städte merkt man hier keine Spur, sondern lärmende, plaudernde, singende, tanzlustige Menschen, deren Lebensgeister nicht in versiegelten Flaschen stecken, wie es in englischen Arbeitervierteln so oft der Fall zu sein scheint.

Ziemlich ähnlich, wenn auch in beschränkterem Maße, ist das Leben in Cork. Wenn ich die Wahl hätte, würd' ich jedoch die kleinere Stadt vorziehen. Das auf kuppertem Boden, weit drinnen an schöner Meeresbucht gelegne Cork ist schlicht und recht eine blühende, sauber gehaltene Provinzialstadt, während Dublin eine mißglückte, etwas unordentliche Residenzstadt ist, ohne etwas anderes zivilisatorisch Anziehendes als seine, für den Sprach- und Geschichtsforscher außerordentlich wichtigen Sammlungen irischer Handschriften in der Universitätsbibliothek und im Schloßarchiv.

Daß die Bewohner Corks an sich recht lebhaft sein können, davon erhielt einer meiner skandinavischen Freunde unzweideutige Beweise. Sein Besuch fiel etwas zeitiger als der meine und zwar, als grade die Wahl eines Parlamentsmitglieds im Gange war. Eines schönen Vormittags, als er da durch eine der wenig verkehrreichen Straßen Corks dahinschlenderte, hörte er hinter sich plötzlich die Tritte, das Singen und Rufen einer großen Volksmenge. Es war eine Masse Wahlmänner nebst jüngern Fabrikarbeiterinnen und Hafenarbeitern, die grüne Zweige schwingend und patriotische

Homerulegesänge anstimmend, für den parnellitischen Kandidaten des Kreises demonstrierten. Einige Polizisten folgten ihnen in achtungsvollem Abstände.

So weit war alles gut und schön. Nun will's aber das Unglück (oder richtiger, die wohlüberlegte Taktik der kämpfenden Parteien), daß der Zug einer gleichen, für den antiparnellitischen Kandidaten demonstrierenden Profession begegnet. Beide Scharen füllen sofort die ganze Breite der Straße und können oder wollen ihren Marsch nicht fortsetzen, ohne zusammenzustößen. Die irländische Polizei, der solche Vorkommnisse ebenso vertraut sind, wie den Berliner Schutzleuten das Aufhelfen gestürzter Droschkengäule, zögert keinen Augenblick, ihre kleinen schwarzen Holzknüittel aus den Lederfutteralen zu ziehen und zwischen die kampflustigen Parteien zu stürzen. Nun bildet die Polizei einen lebenden Zaun quer über die Straße und weist mit den Stöcken nachdrücklich und wohlwollend einige Versuche der streitsüchtigen Scharen, die die Schranke durchbrechen wollen, zurück. Da nimmt man seine Zuflucht zur regelrechten Belagerungstaktik. Man bombardiert sich gegenseitig über die Konstapler hinweg mit kleinen Steinen, Stöcken, faulem Obst und andern revolutionären Geschossen. Die Konstapler bekommen ein reichliches Teil mehr oder weniger unabsichtlicher Fehlwürfe, bewahren aber eine bewundernswerte Ruhe . . . „Die sind das gewöhnt“, sagte das alte Weib von den Barschen, die sie lebend abschuppte. Endlich, nachdem man des Steinwerfens müde ist und es eventuell ein paar von den Polizeiknüitteln eingeschlagne Augen und Nasen gesetzt hat, beschließt man umzukehren und den unterbrochnen Demonstrationszug auf Umwegen fortzusetzen . . . vielleicht mit der geheimen Hoffnung, an einer Straßenecke ohne dazwischen stehenden Polizeicordon mit dem Feinde Fühlung zu gewinnen. Die Polizei kennt aber ihre Pappenheimer, teilt sich in zwei Rotten und jede folgt getreulich ihrer Demonstrantenschar.

Diese kindische Kampflust, von der die Frauenwelt und die Jugend in nicht geringstem Maße befallen ist, bildet natürlich den schroffsten Gegensatz zu dem streng friedlichen, wenn auch nicht immer vernünftigen Auftreten der Engländer bei Wahlagitationen. Nicht alle Völker kleidet es, auf dem schlüpfrigen Kampfplatze demokratischer Politik aufzutreten. Je lebhafter

der Nationalcharakter, desto weniger würdig gestaltet sich das Auftreten. Damit ist nicht gesagt, daß es den Irländern in den großen Prinzipienfragen am tieferen Ernste fehlte . . . ebensowenig, wie man sich einbilden darf, daß z. B. dem gravitatischen Gebahren der Engländer immer eine tiefe und warme Überzeugung entspricht. Der Engländer giebt sich oft einen falschen ihm selber schmeichelnden Schein dadurch, daß er überwiegend kalt und berechnend ist. Der Irländer — und auch der Franzose — giebt sich oft einen falschen ihm selber verleumdenden Schein dadurch, daß er so kindisch impulsiv, so hitzig und wenig berechnend ist.

Hier verdient bemerkt zu werden, daß die parnellitische Partei zahlreicher und volkstümlicher erscheint, wenn man in Irland umherreist, als wenn man die irische Frage in englischen Zeitungen studiert. Spricht man mit Landeskindern aus verschiedenen Gesellschaftsklassen, vorzüglich in den südlichen und südöstlichen Grafschaften (in der Provinz Munster), so findet man sehr häufig parnellitische Sympathien und bemerkt, daß „der große Führer“ (Parnell) in dankbarer und bewundernder Erinnerung noch immer fortlebt. Er besaß das Vertrauen fast des ganzen irischen Volkes, und unter den antiparnellitischen Iren in Westminster hat er in dieser Hinsicht noch keinen Nachfolger gefunden. Im niedern irischen Volke, und auch bei gebildeten Irländern, herrscht offenbar die Befürchtung, daß die Antiparnelliten das Selbstregierungsprinzip durch Kompromisse gefährden könnten, und an diesem hält die überwältigende Mehrzahl der Irländer in vollem Ernste fest.

Ebenso erkünstelt und herzlos, wie die parlamentarische Behandlung des Homeruleproblems erscheint, ebenso echt, aus dem tiefen Volksinstincte gerade aufquellend erscheint das Homerulebestreben, wenn man es näher dadurch prüft, daß man es mit Bürgern und Bauern, mit Gelehrten und Ungelehrten, Alten und Jungen, mit Männern und Frauen in Irland bespricht. Vom irischen Standpunkte betrachtet, ist Homerule eine brennende, sozialpolitische, ja in gewisser Hinsicht eine Frage der ökonomischen Existenz.



Irische Landleute auf dem Wege zur Kirche.

Dreißigstes Kapitel.

Zu Fuß durch keltische Landschaften.

Die Besuche in Dublin und Cork waren nur Vorbereitungen zu meinem Spaziergange über Land, denn Irland ist, wie erwähnt, ein Bauernland und muß deshalb von agrarischen Gesichtspunkten mit derselben Notwendigkeit, wie England von großindustriellen aus, beurteilt werden.

Schon auf der Fahrt von Dublin nach Cork konnte ich vom Coupéfenster aus einige Beobachtungen über die Physiognomie des Landes machen. In der Nachbarschaft Dublins sieht man ausgedehnte Wiesen und Weideflächen, deren sammetweiche Grasmatten an Schönheit mit den englischen wetteifern. Hier wird das beste Schlachtvieh Irlands gezüchtet und gemästet, und hier auch das Fleisch der aus dem Landesinnern kommenden Tiere verbessert, ehe es nach dem beefsteakhungrigen England verschifft wird. Die Umgegend ist meist im Besitz großer Schlachtviehpekulanten in Dublin, die ihre lebende Ware hier auf Lager halten, um günstige Konjekturen auf dem Ausfuhrmarkte abzuwarten. Menschliche Wohnungen giebt

es nur wenige, und diese bestehen meist aus Hütten mit nur einem Raume für Hirten und Ochsentreiber.

Zwischen zwanzig und dreißig englische Meilen südwestlich von Dublin nimmt die Landschaft allmählich ihren speziell irländischen Charakter an. Der Boden zeigt schwache Wellen, so daß sich häufig eine weitreichende, freilich wenig wechselvolle Aussicht bietet. Oft schließt die Perspektive mit einer blauen Bergkette, z. B. mit den Wicklowbergen, die wir nun im Osten lassen. Vorwiegend sieht man Heiden und Torfmoore. Mit Wald ist es schlecht bestellt, und Obsthäuser um die Häuschen fehlen fast gänzlich. Ebenförmig gewahrt man hier die schöne Buschvegetation und die üppigen Hecken Englands, sondern die Felder sind durch niedrige, lose aufgestapelte Steine oder Torfstücke abgegrenzt, die zwei bis drei Fuß hoch aufgeschichtet wurden. An sehr vielen Stellen ist der Erdboden aufgegraben und der schwarzbraune Torf in backsteinähnlichen Stücken ausgeschnitten und in kleinen lockern Pyramiden zum Trocknen aufgestellt. Das vom Humus braun gefärbte Grundwasser sammelt sich meist einige Fuß hoch in diesen Gruben und trägt dazu bei, dem Ganzen ein düstres, sumpftartiges Aussehen zu verleihen. Der traurige, kahle Eindruck der irischen Binnenlandgegenden mildert sich jedoch wesentlich, wenn man erst das Auge an den — im Vergleiche mit England — weniger „fein polierten“ Charakter der Ackerwirtschaft gewöhnt und erkannt hat, daß Getreide- und Kartoffelfelder auch hier gewöhnlich sorgsam gepflegt und vortrefflich gehalten sind, sowie keineswegs unfruchtbar aussehen.

Die ländlichen Wohnungen sind kleine, grob aufgemauerte, eingeschossige Häuser mit malerischem Strohdache und äußerlich mit blendendem Weißkalk abgefärbt, wodurch sie in recht anheimelnder Weise von der etwas grauen und einförmigen Landschaft abstechen. Mit Ausnahme einzelner elenden, fast fenster- und schornsteinlosen Hütten an der Seite des Weges zeugen die Wohnstätten von Sorgsamkeit und häuslichem Wohlergehen. Man darf nur nicht so beschränkt sein, darunter ganz dasselbe zu verstehen, wie die Angelsachsen, die Deutschen und die Skandinavier. Ist der Kelte auch nicht immer fleißig und reinlich nach Art des Germanen, so denke man daran, daß Wesen

und Leben des Germanen ebensowenig alleinjeligmachend sind. Keltische Verkommenheit ist weit malerischer und lebensfrischer als germanische, und das darf auch nicht so gering angeschlagen werden. Man hat mit vollem Recht behauptet, daß, wenn zwei Menschen dasselbe sagen, es doch nicht dasselbe sei. Ebenso wahr ist es, daß, wenn zwei so grundverschiedne Rassen wie Kelten und Germanen dem nämlichen Fehler verfallen, es nicht derselbe Fehler ist, dem sie verfallen. Sind beide zu derselben Stufe materieller Armut herabgesunken, so weichen sie doch, was die seelischen Eigenschaften betrifft, vielleicht von einander noch soweit ab, wie der König vom Bettler. Wenn der verarmte Germane schon lange in Trägheit und geistige Formlosigkeit verfallen ist, kann sich der Kelte vielleicht noch eine lebendige Geisteselasticität und einen Schönheitsinn bewahrt haben, die ihm auch in den Lumpen des Bettlers noch die Kunst bewahren, die wirren Knoten des Lebensproblems zu lösen. Es ist ja allgemein bekannt, daß es eine Trauer in Rosenrot und eine Trauer in Schwarz giebt.

Ein Zug in der irländischen Landschaft macht indes einen überaus herabstimmenden Eindruck. Vom Eisenbahnzuge und beim Wandern sieht man unaufhörlich die nackten Giebel und Schornsteine oder die von Gras- und Schlingpflanzen überwucherten Grundmauern niedergerissener Bauernhäuser. Das sind die laut redenden Spuren der rohen Vertreibung der irischen Bauern aus dem Vaterlande, nicht allein vom kleinen väterlichen Gehöfte. Irland hatte 1841 noch 8175124 Einwohner, 1881 deren 5174836, 1891 aber nur noch 4704750. Die Abnahme war zwischen 1881 und 1891 doppelt so groß (9,1 Prozent) als zwischen 1871 und 1881 (wo sie „nur“ 4,4 Prozent betrug). Die Bevölkerungsdichtigkeit in Irland betrug 1801 auf die engl. Quadratmeile (= 2,588 Quadratkilometer) 166, jetzt aber nur noch 145 Köpfe. In England zählte man 1801 erst 153, im letzten Jahre aber 497 Köpfe auf der Quadratmeile. Zwischen 1881 und 1891 betrug die Zunahme in England 11,6 Prozent.

Weist nicht diese vergleichende Statistik deutlich darauf hin, daß das irische Volk sich grade in unsern Tagen in einer furchtbaren sozialen Krisis befindet, die durch die parlamentarische Quackalberei keineswegs gehoben

und noch weniger geheilt wird? Das endlose parteipolitische Geschwätz in Westminster und das viele spitzfindige Diskutieren der „Somerulefrage“ in der englischen Presse dient weit mehr zur Verdunklung als zur Aufhellung der wirklichen irländischen Frage. Man zerrt in seiner Weisheit so viele schöne Beweise dafür hervor, daß der Irländer für Home rule nicht „reif“ sei . . . und gleichzeitig vergißt man gänzlich die einzige wirkliche Hauptsache, nämlich den Beweis durch unwiderlegliche Thatsachen, daß English rule in Irland (d. h. das ganze, von den englischen Erobrern geschaffene und Jahrhunderte lang aufrecht erhaltne agrarische System) das denkbar schlimmste Unglück für das Land bildet. Der größte Fehler der Irländer ist natürlich, daß sie sich von ihren stärkeren Nachbarn vor langer Zeit besiegen und seitdem sozial und politisch hundsöttisch behandeln ließen. Dergleichen ist auch für den Schwächeren erniedrigend und kann, wenn ihm nicht rechtzeitig Einhalt gethan wird, dahin führen, daß dieser durch Unglück und Not immer unfähiger und unwürdiger wird, sich selbst zu regieren. Diese Gefahr der Entartung des Besiegten ist der wahre Sinn in dem schauerlichen Rufe: *Vae victis!* Wäre es nicht denkbar, daß die Niederländer heutzutage scheinbar oder wirklich jedes „Somerule unwürdig“ wären, wenn sie es vor Zeiten nicht verstanden hätten, auf sehr ungesetzliche Weise das spanische Joch abzuschütteln? Heute verlangt man natürlich, daß der besiegte und schwächere, folglich auch geschwächte Teil auf friedlichem und gesetzlichem Wege wieder ins Gleichgewicht bringen soll, was die Gewalt des Stärkern in minder humaner Zeit daraus verschoben hatte; man sollte jedoch nicht vergessen, daß damit sehr hohe Anforderungen an die Menschennatur gestellt werden, und daß der Stärkere ein sehr bequemes und wohlstandiges Mittel besitzt, die Bedrückung fortzusetzen . . . nämlich das, sich streng an das Gesetz zu halten (das er selbst im Interesse seiner Tyrannei erfunden hat).

Ein solches, an Millionen von Menschen, Generation auf Generation verübtes Verbrechen, wie die soziale und politische Tyrannei der Engländer in Irland, muß man sich vor Augen halten, wenn man die mehr oder weniger thöricht vorbereiteten Gewaltstreiche einiger Tausend verzweifelter

irischer Bauern und fanatischer Hezer und das verbrecherische Geslunfer einiger unverantwortlicher irischer Parlamentsmitglieder beurteilen will. Die humanitäre Strömung der letzten Zeit [unter den englischen Machthabern darf uns nicht dafür blind machen, daß englische Zollpolitik und Industriegesetzgebung für Irland die Erwerbszweige dieses Landes schon seit dem 17. Jahrhundert ruiniert haben. Die nach allem, außer Namen und Titel, englischen Eigentümer des irischen Bodens haben wohl für ihre Raubwirtschaft gegenüber dem irischen Bauer teilweise büßen müssen, es bleibt deshalb aber nicht minder wahr, daß diese Grundbesitzer die rücksichtslosen Ausplünderer und Bedrücker jener Bauern waren und es noch sind.

Der große Kartoffelmißwachs in der Mitte des Jahrhunderts — eine der gefährlichsten Krisen in der Geschichte des unglücklichen irischen Volks — richtete viele der Großgrundbesitzer zugrunde und deren Besitzungen wurden nach und nach von irischen, englischen und schottischen Kapitalisten angekauft. Zum Unterschiede von den ältern, großen Bodenherrn — die zum großen Teil aus Adelligen und den reichen Londoner Citykorporationen bestanden — können diese neuen, kleineren irischen Bodenbesitzer als eine höhere agrarische Mittellasse von modernem Typus bezeichnet werden. Man glaubte anfänglich, daß diese neuen Grundbesitzer dem agrarischen Irland durch ihre Betriebsamkeit Glück und Wohlstand bringen würden. Das Resultat ist aber ein ganz andres gewesen; die Betriebsamkeit hat sich darin gezeigt, daß der irische Bauer durch rücksichtslose Austreibungen der Durchführung eines vom Standpunkte des Grundeigentümers mehr lohnenden Kultursystems hingeopfert wurde. Zahlreiche kleine Bauerngehöfte sind zu großen Grassfarmen zusammengelegt worden, und die Entrichtung des gesamten Pächtschillings in klingender Münze ist an die Stelle vieler minder drückender, halb feudaler Naturalabgaben unter dem alten Regime getreten. Der Pächter bekommt den Grundbesitzer selten oder nie zu Gesicht und kennt ihn oft nur dem Namen nach, der in vielen Fällen ein englischer ist. Durch den Verwalter, the agent, nur wird es der Bauer gewahr, daß es vom Willen eines Andern abhängt, ob er auf seinem kleinen, vom Vater übernommenen Gehöft bleiben kann oder nicht. Der irische Landgutsverwalter

ist in der Regel weiter nichts, als ein gefühlloser, unzugänglicher Steuer-eintreiber, dessen eignes Einkommen auf der Größe des Pachtbetrags beruht, den er herauszupressen vermag. Um die Ackerbau-, Wohnungs- und Lebensverhältnisse des Bauern bekümmert er sich wenig oder gar nicht. Er will klingende Münze haben, und damit Punktum! Die berechtigten Bitten um Unterstützung für Reparaturen von Baulichkeiten u. dergl. werden von dem allmächtigen „Middleman“ meist unberücksichtigt gelassen und erreichen niemals das Ohr des vielleicht irgendwo in England oder auf dem Kontinente lebenden Besitzers. Gewöhnlich wird zu jener Vermittlerstellung ein alter Soldat erwählt, der das Kommandieren und Anschauzen gelernt hat, oder ein ehemaliger Kontorgehilfe mit einem Brocken von Gesetzeskenntnis, der Bücher zu führen und Gesetze auszulegen versteht. Vom Ackerbau versteht der irische Güterverwalter oft das allerwenigste. Was Wunder also, daß die Landleute ihre Geschicklichkeit als Ackerbauer unter seiner Geißel eher verlieren, als vermehren? In vielen Fällen müssen die Erträgnisse infolge eines so kopflosen Systems heruntergehen; immerhin nicht eher, als bis der Bauer durch Abgaben ins schlimmste Elend geraten ist, durch Geldleistungen, die für ihn um so drückender werden, als er in zunehmendem Maße immer weniger imstande ist, solche aufzubringen. Weit mehr als religiöse und nationale Antipathien, sind es diese Verhältnisse, die dem irischen Bauer seinen Grundherrn verhaßt machen. Denn die verhaßtesten irischen Bodeneigentümer waren zuweilen weder Engländer noch Protestanten, sondern Irländer und Katholiken.

Trotzdem daß die Lage des irischen Bauern gradezu erbärmlich ist und daß alljährlich sehr viele der tüchtigsten jungen Leute beiderlei Geschlechts auswandern, ist der Gesundheitszustand des irischen Landvolks doch keineswegs schlecht. Kräftige und gut gewachsene, wenn auch nicht grade große und vierschrötige Gestalten sieht man draußen auf dem Lande in der Regel . . . ebenso häufig, wenn nicht häufiger als in England. In den englischen Industriebezirken und den Eisen- und Kohlengrubengebieten wird meiner Beobachtung nach ein großer Teil der anstrengendsten Muskelarbeit grade von Irländern verrichtet. Das Leben auf dem Lande mit

dem reichlicheren Zugang von Milch und Gemüse, sowie von frischer Luft, kann auch unter den dürftigsten ökonomischen Verhältnissen gesünder sein, als in den großindustriellen Gegenden Englands, wo die ganz kleinen Kinder fast ohne Milch — oder doch mit solcher von erbärmlichster Sorte — oft ohne den Genuß frischer Luft und meist ohne mütterliche Pflege — denn die Frauen arbeiten in den Fabriken — aufgezogen werden. Ubrigens braucht man nur an die Strebbarkeit, die sparsamen Gewohnheiten und die Hilfswilligkeit der nach Amerika ausgewanderten Irländer für im Lande zurückgebliebene Angehörige zu denken, um einzusehen, daß die irische Rasse keineswegs der Anlage für ökonomische Unabhängigkeit und Weiterentwicklung entbehrt, wenn ihr nur seitens der sozialen Parasiten vom Schlage der irischen Bodeneigentümer eine Spur Freiheit gegönnt wird. Der Engländer ist ja unzweifelhaft ein ökonomisch tüchtiger Mensch, und doch lebt — Dank dem englischen Agrarsystem, das vom Standpunkt des Handarbeiters ebenso erbärmlich wie das irische ist — der englische Landmann keineswegs besser als der irische Bauer. Sein Lohn ist wohl etwas größer als der des letzteren, wenn er im Tagelohn arbeitet, aber die teureren Nahrungsmittel und die höhere Wohnungsmiete auch auf dem Lande in England gleichen das wieder aus. Was kann erniedrigender für das freie und reiche England sein, als daß sich dessen Landarbeiter ebenso schlecht stehen, wie die des unterdrückten und armen Irlands, sowie daß sie bezüglich sozialen Ansehens und persönlicher Selbständigkeit noch schlechter gestellt sind als jene?

Der englische Landproletarier ist bisher völlig geknechtet gewesen. Er hat es seinem Arbeitsgeber, dem kapitalistischen Pächter, sowie dem mächtigen Bodeneigentümer und dem Pfarrer des Kirchspiels überlassen, zu herrschen und seine politischen, ökonomischen und geistigen Angelegenheiten nach Belieben zu regeln. Trotz der Versuche zur Bildung von Fachvereinen, Bodenreformligas und politischen Vereinigungen und trotz der Demokratisierung der Ortsbehörden ist es noch immer unentschieden, ob der englische Landarbeiter selbst erst in ferner Zeit zeigen wird, daß er für politische und ökonomische Dinge ein wachsameres Auge hat. Bei dem iri-

ischen Bauer liegt das ganz anders. Kein besiegtes Volk hat seinen Tyrannen einen so zähen Widerstand entgegengesetzt, wie das irländische. Seit der „normannischen“ Eroberung Irlands vor 700 Jahren hat ein zuweilen unterbrochener, zuweilen in wilden Flammen auflorender Kampf gegen die Oberherrschaft der Engländer auf der Insel der Iren stattgefunden. Welch ein widerstandskräftiger Rassencharakter, der seine Selbständigkeit, Elastizität und seine lebensfrischen Züge trotz einer Niederlage nach der andern in diesem langen Kampfe zu bewahren wußte! Daß die Irländer noch heute, ungeachtet der furchtbar reduzierten Bevölkerungszahl und aller nationaler Armut, die ja das Los des Unterjochten ist, die Kraft besitzen, ebenso einstimmig und nachdrücklich wie jemals eine Selbstregierung zu fordern, erweckt unsre höchste Bewunderung. Und diese Empfindung vermindert sich nicht, wenn man sich des Einsages irischen Blutes in die Geschichte der englischen Kultur erinnert. Hier kann und darf man freilich keinen Unterschied machen zwischen keltischem Blute, das aus Irland, Wales, Schottland oder Cornwall herkommt. Das Merkwürdigste ist, daß die befruchtende Einwirkung des Kelten auf die geistige Entwicklung Englands nie so offenkundig und umfassend war, als in unsern Tagen. Man hat erst unlängst mit Recht darauf hingewiesen, daß so viele „geistreiche“ Engländer bei näherem Zusehen sich als irische, schottische, wallisische oder südwestenglische Kelten entpuppen.

Die angelsächsische Rasse ist lebenskräftig in ihrer Art, die keltisch-britische ist es aber nicht minder in ihrer abweichenden, mehr geistigen als materiellen Weise. Die beiden Rassen besitzen ohne Zweifel die schönsten Voraussetzungen, sich in ferner Zukunft gegenseitig zu nützen, wenn es ihnen nur glückt, zu einer politischen Verbrüderung zu gelangen, die keinen von beiden Teilen in seiner Entwicklungsfreiheit beschränkt.

* *

Es war ein strahlender Julimorgen, als ich aus dem kleinen Fischerhafen Bantry, an einem der vielen Buchten des südwestlichen Irlands, fortwanderte und mich bei den auf den Kartoffelfeldern arbeitenden Bauern-

mädchen nach dem rechten Wege nach dem wegen seiner üppigen Naturschönheit berühmten Glengarriff erkundigte. Man giebt mir Bescheid mit einer gemüthlichen Bereitwilligkeit, die den an die steife Façon der Engländer gewöhnten Fremdling überrascht. Lachende, graublau Augen lügen mir unter üppigen, goldroten Locken entgegen. Die Blicke zeigen eine der Rasse eigentümliche Neigung zum Schalkhaften und der Tonfall gleitet leicht ins Humoristische über. Das krause Haar unter den wollnen Kopftüchern glitzert im Sonnenschein wie rotes Gold . . . das einzige Gold, an dem Irland, und zwar im größten Maße, reich ist.

Ja, die schelmischen blauen Augen und das glitzernde rote Haar sind bedeutende ethnographische Merkmale (vorzüglich für dreißigjährige männliche Beobachter mit leichtentzündlichem Herzen) und verdienen deshalb ein besondres Kapitel. Die Iren hier unten in der südwestlichen Buchten- und Berggegend sind reine Kelten mit Ahnen, die bis über 2000 Jahre zurückreichen. Es giebt rote und schwarze Kelten. Die ersteren sind in den Meeresbuchten von Bantry, Kenmare und Dingle die vorherrschenden, und nirgends kann man schönere blaue Augen und herrlicheres rotes Haar sehen, als hier. Die Engländerinnen sind wegen ihres Haares berühmt, werden aber von den Irländerinnen darin übertroffen. Wie in ihrem ganzen Temperament zeigt sich mehr Saft und reichere Nuancierung in ihrer Haarfarbe als die englischen Mitbewerberinnen aufzuweisen vermögen. Bei den Irländerinnen findet man die reichsten, angenehmsten Schattierungen zwischen dem kältesten Goldgelb und dem wärmsten Braunrotgold. Das Geheimnis der Reize des roten Haares in Irland liegt darin, daß es immer kleinlockig und kraus ist, sowie einen Stich ins Goldfarbne hat, selbst wenn es sich dem Braunrot nähert.

Und nun die blauen Augen! Niemals habe ich in wenigen Tagen so viele blaue Augen gesehen, wie auf meiner Wandrung von Bantry nach Killarney. Männer, Frauen und Kinder, Junge und Alte — alle hatten dieselben graublauen Augen mit einem an feines, leuchtendes Email erinnernden Schimmer. Seltsam erschienen diese mittelgroßen, mehr runden als mandelförmigen Augen, denn sie durchliefen die Farbenskala vom Stahl-

blau mit dem scharfen Glanze einer Klinge, ohne zwar den durchscheinenden grauen Grundton einzubüßen, bis zum hellen Graugrün des durchsichtigen Meerwassers, so daß man einen Augenblick nach der blauen Nuance suchen mußte. Immer fand man diese jedoch wieder. Die Augen wie die Haare scheinen aber ihre Vornehmheit darin zu bewähren, daß es beständige Rassezeichen sind, die zwar individuell abweichen, doch im Grunde immer dieselben bleiben.

Da ich so lange bei diesem tief sinnigen Thema verweilt habe, schließe ich wohl besser meine Beschreibung der irischen Bauernmädchen gleich ab, ehe ich nach deren freundlicher Wegangabe weiter wandre. Sie sind in körperlicher Beziehung ganz verschieden von englischen Mädchen, denn sie erscheinen breit gebaut, doch nicht knochig, und sind gut genährt. Gleich den Männern in diesen Gegenden nicht besonders hochgewachsen, haben sie doch eine aufrechte elastische Haltung. Ihr Auftreten verrät eine anziehende Lebhaftigkeit und ihre Redeweise einen Humor, den man bei englischen Frauen derselben Gesellschaftsklasse vergeblich suchen würde.

Der Weg klettert zuerst einige angebaute Berghänge hinauf und weicht dann nach der Meeresbucht zu ab, wo er sich auf dem bald niedrigen, bald hohen Felsenufer um alle innersten Einbuchtungen schlängelt, bis man den westlichsten Einschnitt erreicht hat, wo sich Glen garriff („das wilde Glen“, d. h. Felsenthälchen) zwischen hohen, haidebewachsenen Bergkämmen ins Land hinein drängt. In den nach Süden gewendeten Klüften herrscht ein üppiges Wachstum und die Thalgänge haben einen fast südländischen Zug. Der Mittelmeerflora angehörende Fichtenarten mit langen seidenweichen Nadeln, und eben solche Eichenarten mit schwarzen, knorrigen Stämmen und kleinen tiefgrünen Blättern stehen hier und da auf den Anhöhen zerstreut. In den Hecken um die Gärtchen gedeiht eine Fuchsia mit roten und blauen Blüten wild und bildet üppige Büsche von sechs bis acht Fuß Höhe. Der Botaniker würde hier manche Pflanzen nachweisen können, die für die westeuropäische Küstenflora charakteristisch sind, d. h. nur an den atlantischen Küsten Irlands, Frankreichs, Spaniens und Portugals vorkommen. Hier giebt es Felsengewächse und Farnkräuter, die man sonst nur in den Py-

renäen findet, und an der Seite des Wegs sieht man nicht selten einen schönen myrtenähnlichen Strauch (*Arbutus unedo*), der Südeuropa angehört und in Großbritannien an keiner andern Stelle als hier vorkommt.

Gelangen wir auf die, von den lotrechten Strahlen der Mittagssonne übergossenen, kahlen Uferfelsen hinaus, so eröffnen sich blendende Ausblicke über die glitzernde Bucht nach der endlosen Spiegelfläche des Atlantischen Ozeans. Die Haideblumen auf den unregelmäßigen Bergkämmen der andern Seite der Bucht leuchten wüstengelb und eine schlanke, pinienartige Fichte steht träumend im lichtfatten Aether oben auf dem Berggipfel, wo die weiße Landstraße sich um eine steile Ecke des Felsens windet. Es ist schwer zu glauben, daß man nicht am Mittelländischen Meere, sondern hier am Strande des nordatlantischen Weltmeers hinwandelt.

Die kleinen Steinhütten mit Strohdach, die am Wege oder zwischen den Ackerbeeten zerstreut liegen, sind für die ärmere irische Landschaft typisch. Sie bestehen gewöhnlich aus zwei Stuben und einem kleinen Bodenraum. In der einen Stube wohnen die Menschen, in der andern hauft das liebe Vieh. Die Sitte, Wohnhaus und Viehhof zusammenzubauen, findet man ja auch in Frankreich, doch haben die Häuser da gewöhnlich größere Verhältnisse und bequemere Einrichtung, als in dem verarmten Irland. Nicht selten trifft man jedoch in letzterem auch ganz kleine Hütten an, die einen einzigen Raum bilden. Nur eine Scheidewand aus losen Brettern oder Steinen trennt dann das „Schlafgemach“ der Familie von dem der unentbehrlichen Haustiere (der Kühe und Schweine). Ich beeile mich aber hinzuzufügen, daß diese primitive Anordnung mehr idyllisch als unsauber erscheint. Es könnte ja das Gegenteil der Fall sein, doch das verhütet das heitre, vergeistigte Wesen des Irländers. Was er sich, ohne zu großen moralischen Nachteil, bezüglich der Vereinfachung des Lebens gestatten kann — jener *Simplification of life*, die man in England oft erwähnen hört, doch selten probiert — das dürfte ein andres Volk kaum ungestraft versuchen.

In diesem Zusammenhange machte ich die Haustiere zum Gegenstande besondrer Beobachtung. Wenn man so durch ein irisches Dorf marschiert, fällt es einem in erster Linie auf, daß die Haustiere da so merkwürdig

gesellschaftlich und wenig menschenscheu, ja geradezu „menschenfreundlich“ sind. Die Kühe liegen quer über die Dorfstraße hingestreckt und denken nicht im entferntesten daran, ihr behagliches Wiederkäugeschäft zu unterbrechen, um dem herannahenden Zweifüßler Platz zu machen. Höchstens wedeln sie freundlich mit dem Schwanz, als Zeichen, daß man die Erlaubnis hat, sich zwischen ihnen und den nahen Misthaufen hindurch zu drängen, wenn sie einem gerade den Weg versperren. Die Kälber humpeln umher und schnüffeln neugierig an des Fremden Reisetasche — die nach altem Leder duftet — und die Ferkel trotten herbei, um sich vertraulich an den aufgeschlagenen Beinkleidern des Fremden zu reiben.

In voller Harmonie mit dieser Vertraulichkeit steht es, daß Kälber, Hühner und Ferkel zuweilen den Eingang zum Schlafräum der Familie und dem zu ihrem eignen verwechseln und lüftern den summenden Kessel mit Kartoffeln oder geschrotetem Getreide anglogen. Die Kinder sind natürlich entzückt über diese Spielfkameraden, und die älteren scheinen nicht viel dagegen einzuwenden zu haben. Sind die Menschen durch diese Vertraulichkeit mit Vierfüßlern und Federvieh nicht schlechter, so sind letztere dadurch doch entschieden besser geworden. Sie sind zahm und zuthulich, sowie ungewöhnlich sauber gehalten. Kühe und Kälber glänzten, als ob sie gekämmt wären, und ich sah große weiße Ferkel, deren rosenrote Haut wirklich reizvoll zwischen den weißen Borsten hervorleuchtete. Das schlimmste dabei ist, daß der Platz unmittelbar vor der Hausthür zu einer Düngerstätte verwandelt wird. Hat die Hütte eine niedrige und schattige Lage — was jedoch meist nicht der Fall ist — so kann das natürlich unbehaglich werden. Ich habe indes auch reiche Bauern in der Schweiz ihre Düngerhaufen und Jauchepfuhle — zum Düngen der Wiesen — nur vier bis fünf Fuß von der Wand des Hauses errichten und anordnen sehen, und das aus keiner andern denkbaren Ursache, als aus Bequemlichkeit, um alles drinnen vom Bette aus übersehen zu können.

Man darf jedoch nicht glauben, daß alle irischen Bauernhäuser von der eben geschilderten, primitiven Art sind. Ich habe oft Häuser mit drei oder vier Räumlichkeiten gesehen, die in herbedtester Weise für Sauberkeit

und Wohlergehen sprachen. Überhaupt machen die irischen Hütten in der Nähe einen gemüthlichen, malerischen Eindruck, der den Beschauer die drückende Armut der Bewohner fast vergessen läßt.

Kleine Pächter mit 30 bis 50 Acres (12 bis 20 Hektar) leben fast ausschließlich von Speck, Kartoffeln, Haferbrot und Milch. Thee und Weizenbrot gehören zur Feiertagskost. Bei den ärmern Käthnern besteht das Essen aus nichts andrem als gekochten Kartoffeln, einem Napf Milch und einem Stück Brot. Ja, wäre der Kartoffelkessel, der an einem Haken über dem offenen Feuer hängt, nur immer ordentlich voll! Die irischen Kartoffeln bilden ja eine wohlschmeckende Kost, obgleich sie, wie jedes andre Nahrungsmittel, nicht den einzigen Bestandteil der Diät ausmachen dürfen. Mehligere und wohlriechendere Kartoffeln, als die, die mir in Irland auf dem Lande vorgefetzt wurden, hab ich nie gekostet. Im übrigen ist die Grüne Insel keineswegs ein so einseitiger Kartoffelstaat, wie meine geehrten Kollegen von der (Zeitungs-)Feder der Welt seit den traurigen Tagen der großen Kartoffelpest hartnäckig einzureden suchen. Im südlichen und westlichen Irland bildet die Kartoffel zwar die Hauptnahrung des Volkes, in den nördlichen und östlichen Gegenden wird jedoch auch eine beträchtliche Menge Getreide erbaut. Irland ist nicht in nennenswertem Maße ein Kartoffeln ausführendes Land; Schlachtvieh und Meiereierzeugnisse stehen als Hauptexportartikel voran.

Auch die Rolle des Schweins in der Ökonomie des irischen Bauern ist in grotesker Weise übertrieben worden. Nur auf die allerärmsten Käthnersitze kann die bekannte Anekdote von „Pat“ Anwendung finden, der achtungsvoll auf seinen fetten vierbeinigen Freund hinweist und sagt: „Der Herr da ist es, der den Pacht bezahlt!“ Wenn's nur an dem wäre! Es bedurfte aber und bedarf trotz der Pachttherabsetzung noch immer ganz anderer Anstrengungen und Opfer, als der alljährlichen Mästung einiger Schweine, um die irischen Rack-rents aufzubringen. Irland hatte 1890 über vier Millionen Rinder und viereindrittel Million Schafe, doch nur anderthalb Millionen Schweine.

Da ich einmal dabei bin, auf falsche Züge in der landläufigen Tradition über Irland hinzuweisen, muß ich auch, soweit meine Erfahrung reicht, be-

stimmt verneinen, daß die Kinder der armen Irländer sich besonders durch Schmutz, Lumpen und aufgeschwemmte Kartoffelbäuche auszeichneten. Ich habe belgische, deutsche und französische Industriegebiete ebenso bereist, wie englische und irische, und muß bekennen: wer Kindererniedrigung, anwidernendes körperliches und geistiges Kinderelend in dem größten Maße und der schlimmsten Form, den das nördliche, mittlere und westliche Europa bieten kann, sehen will, der muß nach dem reichen und tugendhaften England wallfahrten. In London und den englischen Industriebezirken wird die Kinderverwüstung in gigantischer Ausdehnung betrieben. Doch . . . England hat glänzende (vorzüglich goldglänzende) Verdienste, um seine Blößen damit zu bedecken; diese hat Irland nicht. Deshalb übersieht man leicht und gern die englischen, zum Himmel schreienden Mißstände und haßt mit Vorliebe auf dem „unglücklichen“ Irland herum, und gerade deshalb, weil es wirklich unglücklich ist, unglücklich in nicht geringem Maße durch fremdes, d. h. englisches Verschulden. Das ist ja nicht edel, doch es ist menschlich.

Freilich muß zugegeben werden, daß die Irländer zum Teil selbst die Schuld tragen, wenn über ihr Land unnötig jammervolle und schimpfliche Gerüchte im Umlaufe sind, denn viele von ihnen haben in der letzten Zeit angefangen, die unmannliche Bettlertaktik anzunehmen, nach der sie ihre materiellen Verhältnisse mit übertrieben dunkeln Farben ausmalen, um eine gerechte und gar so nötige Linderung des auf ihnen lastenden Drucks zu erlangen. Das ist aber eine sehr gefährliche Taktik, denn wer die Übertreibung darin entdeckt, wird leicht mit um so größerem Eifer einer andern Übertreibung verfallen und sagen: Wer das ihm widersahrene Unrecht übertreibt, hat kein Recht, für Abhilfe desselben Unterstützung zu fordern.

Von meinen soziologischen Interessen ganz eingenommen, besah ich mir mit solchem Eifer die irische Bauernjugend, daß ich in jedem Dorfe, durch das mein Weg führte, mich wenigstens in ein halbes Duzend rotlockiger und blauäugiger kleiner, vier bis sieben Jahre alter Hexen verliebte. Etwas anmutigeres und drolligeres als diese kecken, singenden irischen Kinder hab' ich selten gesehen. Wie Ziegen klettern sie an Steinmauern und in Bergesklüften herum und ihre klaren Stimmen trällern den lustigsten Dialekt,

der möglichst unenglisch klingt und sich bei schärferem Hinhorchen doch als ein gar nicht schlechtes Englisch erweist. Die Kleidung ist fast stets ganz und reinlich und die gebräunten Gesichter geben ihnen ein frisches Aussehen. Vielleicht sind sie im allgemeinen etwas magrer und feiner gebaut, als man es z. B. in skandinavischen Ländern zu sehen gewöhnt ist, doch sie gehören ja einer andern Klasse mit geringerer Leibes- und Gemütschwere an. Nicht im mindesten schüchtern, lieben sie es, in schelmischer, harmloser Weise mit dem Fremden, der nach dem Wege fragt, zu spaßen. Nachdem einige davon mit großem Wortreichtum die gewünschte Auskunft erteilt haben, setzt sich zuweilen die ganze Schaar in Bewegung und folgt dem Fremden in einer Art Marschtaft unter Lachen und Lärmen ein Stück Weges nach.

Die Möblierung in den kleineren irischen Bauernhäusern ist natürlich einfachster Art: ein großes Holzbett, ein Tisch, einige Stühle oder Bänke und ein paar Töpfe, sowie Schüsseln und Teller aus Thon oder Blech. Wände und Möbel sehen verräuchert aus und der Fußboden besteht in den kleinsten Hütten nur aus festgestampftem Lehm. Dennoch ist der Eindruck kein abstoßender. Kleine, weiße Vorhänge hängen an den mit blühenden Pflanzen geschmückten Fenstern. Die Bewohner sind nett und sauber und verleihen ihrer dürftigen Umgebung einen Zug von Anmut, den man bei den Angelsachsen und Skandinaven in entsprechender Lebenslage meist vermisst. Alle Beobachter sind einig im Lobe der Gastfreiheit der armen und ärmsten irischen Bauern und ihrer Hilfswilligkeit gegen Notleidende. Das Betteln ist fast ein Beruf, wie in Spanien, und wird auch gelegentlich ohne jedes erniedrigende Gefühl von Scham betrieben, wie in Italien. Ich fand jedoch selten, daß Kinder oder arbeitsfähige Personen bettelten. Kam das doch vor, so war es gewöhnlich eine ganze Familie, die der „Agent“ des Grundherrn von Haus und Hof verjagt hatte. Alte und kraftlose Leute beiderlei Geschlechts baten oft um Almosen in stark bilderreicher, doch mehr gemüthlicher als kriecherischer Sprache. Der greiße Bettler und der Krüppel wird auch von den Ärmsten gut behandelt und ist der Günstling der Kinder, denn aus dem Winkel neben dem Herde heraus spendet er ihnen an finstern Abenden manches Stück aus dem reichsten und schönsten

Sagenschatz, der sich in ganz Europa vorfindet. Der alte Bettler ist auch Chronist: er berichtet, was sich Neues in Nachbardörfern zugetragen hat und was vor fünfzig Jahren geschehen ist.

Das Familienleben der irischen Landleute wird von Kennern als eins der besten und die geschlechtliche Lebensweise als die keuscheste in Westeuropa geschildert. Nach der Statistik für 1888 betragen die Geburten unehelicher Kinder in England und Wales 4,6, in Schottland 8,3, in Irland aber nur 2,9 Prozent der Gesamtzahl. Der geringste Satz von allen englischen Provinzen erreichte noch 3,4, der für Irland nur 0,7 Prozent. Die Höchstziffern waren 8,5 gegenüber 4,4 Prozent. Gleichwohl verkündigt die englische Heuchelei, daß England ein „tugendhafteres“ Land als Irland sei. Die Lehre aus diesen und ganz ähnlichen Thatsachen ist aber, daß jeder, der ohne eigne Untersuchung dem nachsichtigen Urteile der Engländer über ihr eigenes Volk traut, es verdient . . . betrogen zu werden. Natürlich geschieht es nur im Interesse der Tugend selbst, daß der Engländer seine Tugend in den Himmel erhebt. Man glaube beileibe nichts andres!

Das Glück wollte, daß grade Jahrmarkt war, als ich meine Wanderung von Bantry aus antrat; so genoß ich das lehrreiche Vergnügen, zwei Stunden lang einem Strome von Bauern entgegenzugehen, die sich zu Fuß und auf Karren nach der kleinen Stadt begaben. Die Frauen hatten meist große Wollenshawls über den Kopf und trugen schwarze oder blaue Wollkleider. Schwarz herrscht in der Tracht der Bauerfrauen hier wie in gewissen Gegenden Westfrankreichs vor. In den Städten dagegen zeigen sich die jungen Irländerinnen zumeist in bunter Kleidung. Nicht selten sieht man Kostüme von derselben grünen Farbe, wie die irische Nationalflagge. Bei den Männern konnte man nur sehr selten Spuren einer Art Nationaltracht wahrnehmen. Nur als ich eines Sonntags in einem kleinen Dorfe verweilte und die Kirchenbesucher beobachtete, glückte es mir, ein paar ältere Bauern zu Pferde zu sehen, die in Kniehosen und blumentopfähnlichen Hüten erschienen . . . etwa so, wie der stereotype „Pat“ der in artistischer Hinsicht äußerst konservativen englischen Karrikaturenzeichner aussieht. Es nahm sich malerisch aus, daß die Frauen, junge und

alte, auf den Pferden hinter den Reitern saßen indem sie deren Leib umklammert hielten.

Leider fangen englische Shoddystoffe billiger und schlechterer Sorte an, die haltbaren und fleißigen Wollen- und Tuchgewebe einheimischer Erzeugung zu verdrängen. In diesem Falle ist der verheerende Einbruch der kommerziellen „Zivilisation“ in eine alte, gute Bauernkultur besonders schmerzlich, denn die irischen Bauern mit so vielen Zügen von Seelenverfeinerung, mit der ihnen innewohnenden Höflichkeit und ihren sanften Sitten — solange es sich nicht um Politik und um den Bürgerkrieg gegen Engländer und Bodeneigentümer handelt! — mit ihrer merkwürdigen Begabung, ohne Hilfe der Buchbildung die Poesie und Naturschönheit zu schätzen, haben in der That von diesen billigen Mitteln zu einer prahlerischen Shoddyzivilisation, die ihnen aus den ungesunden Fabriksorten Lancashires und Yorkshires zugeführt wird, unvergleichlich viel mehr zu verlieren als zu gewinnen.

* * *

Wenn man nach vierstündiger Wandrung auf dem Wege von Bantry Glengarriff erreicht, steigt man hinauf zu einer kahlen Hochfläche mit prächtiger Aussicht über die gelbgrauen Bergkämme im Umkreise der Bantrybucht und weiter hinaus über den blauen Ozean. Nachher senkt sich plötzlich der Weg und nach wenigen Minuten befindet sich der Wanderer im schattigen, von Bächen und Spalten durchschnittenen Thale von Glengarriff. Dieses wird in Reisehandbüchern wegen seiner einladenden Hôtels gerühmt, die, von duftenden Gärten und lauschigen Parks umgeben, entzückende Aussichten über Bucht und Berge bieten. Hat man hier einen oder zwei Tage ausgeruht und in der Stille den schönen Kontrast zwischen der südländischen Uppigkeit des Thales und der nordischen Rauheit der Umgebungen genossen, so muß man die Wandrung auf dem Wege nach Killarny, einem der herrlichsten Touristenpfade Irlands, fortsetzen.

Man verläßt dabei das idyllische Glengarriffthal ebenso plötzlich, wie man hineinkam. Der Baumgang des Weges längs des murmelnden Baches hört ganz unerwartet auf und man steht wieder draußen im kahlen Berg-

lande. Von hier aus beginnt nun ein Stück Steinwüste. Hütten giebt es nur wenig, und die kleinen Ackerflächen liegen zwischen Anhöhen und losen Felsenblöcken zerstreut. Endlich hören Menschenwohnungen und Landkultur überhaupt auf. Man befindet sich nach halbständigem, scharfem Steigen oben auf einem Bergfattel, der nach beiden Richtungen hin jäh abstürzt und an jeder Seite eine hohe Spitze trägt. Die Aussicht ist einladend und großartig, sowohl hinter uns, nach der Grafschaft Cork zu, als auch vor uns, über die bergige Grafschaft Kerry hin. Die Physiognomie der Landschaft ist hier oben ebenso ausgeprägt nordisch, wie sie unten am Ufer um den Fjord südländisch war.

Auf halbem Wege nach Killarney rasten wir in der kleinen Stadt Kenmare, die erst vor einem halben Jahre durch eine Nebenlinie mit dem Bahnnetz des Landes in Verbindung gesetzt wurde. Ein großes, schöngelegenes Nonnenkloster am westlichen Rande der Stadt ist wegen der Herstellung der feinsten irischen Spitzen weit und breit berühmt. Ein großer Teil der Arbeit wird in den hohen, hellen Klosterfälen von kleinen Mädchen aus den Arbeiterwohnungen der Stadt und den Bauernhäusern der nächsten Umgebung ausgeführt. Eigentümlicherweise sollen diese Kinder sich im spätern Leben die in der Klosterschule erworbne Kunstfertigkeit nur sehr selten zunutze machen.

Die Gegend um die Kenmarebucht ist reich an Überresten und Überlieferungen aus der sagenhaften Druidenzeit, und die Ufer und Inseln der, dem Killarneybezirke naheliegenden Berglande weisen noch viele Erinnerungen an die früheste christliche Kulturepoche auf. Von dem südländisch düstern und feierlichen Eibenbaume (einer Taxusart), woraus die Druiden ihre Zauberstäbe verfertigten, kommen um Kenmare viele außerordentlich alte



Keltischer Denkstein.

und große Exemplare vor. Hier findet man auch den knotigen irländischen Schlehenbusch und die stattliche Bergesche, sowie die mit Mistelbüschen überwucherte Eiche, die alle in dem, mit der Baumverehrung der Morgenländer verwandten Kultus der keltischen Druiden eine hervorragende Rolle spielten.

Steigt man dagegen aus dem breiten Kenmarethale die Berge wieder in die Höhe und wandert nach Killarney weiter, so findet man traurige Ruinen von christlichen Kirchen und Klöstern an Stelle der Hümngräber und Steinanhäufungen, die die Opferplätze der Druiden kennzeichnen. Die zwar bergige, doch zum Teil aus fruchtbaren Thalsenken und Uferstrichen bestehende Grafschaft Kerry hatte in früherer Zeit einmal nicht weniger als achtzehn Klöster. Eines der ältesten darunter wurde im 6. Jahrhundert draußen auf dem grünen Inselchen Innisfallen im Killarneysee erbaut. Es ist davon nicht viel mehr übrig als die Giebelmauern der kleinen Klosterkapelle, dennoch ist es nicht schwierig, sich ein Bild von dem stillen Mönchsleben vor vierzehn Jahrhunderten in diesem lieblichen, friedvollen Winkel des vorweltlichen Europas zusammenzubilden . . . jenes halbbarbarischen Europas, in dem der zweihundertjährige Sturm der germanischen Völkerwanderung noch nicht ausgetobt hatte. Am Südufer des Sees liegt, von üppigem Waldesgrün verstrift, die stattliche Ruine eines Franziskanerklosters aus dem 14. Jahrhundert. Acht lange Jahrhunderte, fast das ganze Mittelalter Europas, trennen diese Ruine von den malerischen Überresten auf Innisfallen. Dem Touristen am Ende des 19. Jahrhunderts steht freilich die kirchliche Ruine vom Ende und die vom Beginne des Mittelalters fast in gleicher Ferne. Er gehört ja einem Europa an, das sich fünf ganze Jahrhunderte lang bestrebt hat, die Rechnung mit dem mittelalterlichen Europa abzuschließen, und er glaubt schon ein zukünftiges Europa auftauchen zu sehen, das seine Emanzipation von der Lebensauffassung des Mittelalters wohl oder übel vollendet hat.

Im Grunde ist es wohl diese Emanzipation in allen ihren Beziehungen zum religiösen, gelehrten, sozialen und politischen Leben, die man mit dem landläufigen Ausdruck „Fortschritt“ zu bezeichnen pflegt. Das hindert freilich nicht, daß diese Emanzipation in einzelnen Punkten offenbar

ein Rückschritt gewesen ist. In Irland stand z. B. die gelehrte Bildung, im Vergleich mit dem allgemeinen Kulturniveau des Volkes, einst weit höher als heute. Schon bevor das Christentum nach Irland kam, gab es daselbst ein voll ausgebildetes System zur Erhaltung nicht bloß religiöser, sondern auch schönlitterarischer und geschichtlicher Bildung. Um im vor-keltischen Irland Barde zu werden, erforderte es nicht allein schöngeistiges Talent, sondern auch ein vieljähriges systematisches Studium von Legenden, historischen Schilderungen, genealogischen Tabellen u. dergl. m. Wenn der Student durch Ablegung vieler strenger, immer schwierigerer Prüfungen bewiesen hatte, daß er im Gedächtnis das Wichtigste aus dem Schatze der Poesie, der Lebensweisheit und der geschichtlichen Überlieferungen der Nation beherrschte, wurde er Mitglied der gelehrten, privilegierten Zunft, die die höhere Bildung — ganz wie es mit unsern modernen Universitäten der Fall ist — gleichsam in Händen hatte.

Die irischen Kelten unterstützten und respektierten diesen bedeutungsvollen Ansatz zur gelehrten Bildung, der wir das Vorhandensein einer großartigen altirischen Handschriftenlitteratur zu verdanken haben, und sie legten dadurch schon frühzeitig einen offenen Sinn für den Wert intellektueller Beschäftigung an den Tag. Dieses Kennzeichen verblieb den Irländern auch noch ein Jahrtausend nach Einführung des Christentums, und es war erst der Kampf zwischen dem Protestantismus der englischen Erobrer und dem Katholizismus der unterjochten Irländer, der der Bildung der letzteren ernstlichen Abbruch that und trotz der ungewöhnlichen Empfänglichkeit des Volkes für geistige Hebung die Einführung eines modernen Volksbildungssystems erschwerte und verzögerte. Die mittelalterliche Bildung stand natürlich in Irland wie in allen andern Ländern unter der Vormundschaft der katholischen Kirche, und bis zu Anfang unsern Jahrhunderts gehörte es zur antikatholischen Politik der Engländer in Irland, die Volksbildungsthätigkeit der katholischen Priesterschaft und der katholischen Schullehrer zu hemmen.

Die hierdurch im Laufe der Zeit künstlich verschlimmerte Unwissenheit unter den ärmeren Gesellschaftsklassen Irlands hat dem irischen Volke in England, und dadurch in Europa überhaupt, den ganz unverdienten Ruf

der Bildungsfeindlichkeit eingebracht. Die zunehmende Armut der Iren unter der englischen Herrschaft trug natürlich dazu bei, dieser grundlosen Beschuldigung den Schein der Berechtigung zu verleihen . . . denn sich Bildung zu erwerben, kostet ja Geld oder erfordert wenigstens ein zeitweises Freisein von der materiellen Erwerbsthätigkeit. Es ist nicht Mangel an Fassungsgabe, sondern Mangel an Kleidung, Nahrung und an hinreichend nahegelegenen Schulen, der es verschuldet, daß so viele irische Kinder aufwachsen, ohne lesen und schreiben zu können. Nach allen zuverlässigen Beobachtungen gehören die irischen Landleute zu den erziehungs- und bildungsfähigsten Bauernrassen Europas, obgleich widrige politische Verhältnisse sie der Armut, der Unwissenheit und dem durch patriotische Selbstverteidigungsgefühle verschärften Religionsfanatismus der katholischen Priesterschaft überliefert haben.

Die ansehnliche Reihe großer irischer Parlamentarier, wie Grattan, Curran, Burke, Sheridan, Canning, O'Connell und Butt — lauter erstklassige Redner — beweist gleichzeitig das Vorhandensein hoher geistiger Talente in der Nation und die Tendenz der Verhältnisse, diese Talente in ein patriotisch-politisches Thätigkeitsfeld hineinzuzwängen. Unter den großen Geistern Irlands giebt es indes auch, für ein so kleines und von politischem Ungemach so schwer heimgesuchtes Land, eine erstaunliche Anzahl Namen von hohem Rang in der Geschichte der Weltliteratur . . . ich erinnere nur an Goldsmith und an Moore. Das zeugt vielleicht besser als alles andre für die Reichthümer, die sich im Grunde der irischen Seele verbergen, denn Irlands feurige Redner, seine lustigen Satiriker und seine reizvollen, glühenden Lyriker sind echte Kinder ihres Vaterlandes, wo phantastievolle Redegewandtheit, Genie für witzige Wortwendung und anmutige lyrische Stimmung zu den auffallendsten jeelischen Eigenschaften der großen Masse gehören.

Irland ist arm . . . und doch reich. Seine Armut kann geheilt, sein Reichthum würde dagegen niemals erworben werden können. Selig sind die leiblich Armen und geistig Reichen, denn ihnen gehört die Zukunft!



Einunddreißigstes Kapitel.

Kelten und Germanen. — Eine Schlußbetrachtung.

Teilen wir vom Gesichtspunkte der modernen Kultur Europa in drei Hauptgebiete: Südeuropa (südlich von den Pyrenäen und Alpen, sowie im Süden der Donau östlich von Wien); Osteuropa (Rußland und das nicht deutsche Österreich) und Westeuropa (alles übrige, auch bis zum äußersten Norden, denn ein kulturell selbständiges Nordeuropa giebt es nicht). Wir finden dann, daß — vom Gesichtspunkte der Rasse — unser Südeuropa kelto-romanisch, unser Westeuropa kelto-germanisch und unser Osteuropa slavo-turanisch (oder vielleicht besser slavo-ugro-altairisch) ist. Dieses Schema erleidet natürlich einige wichtige Beschränkungen, z. B. bezüglich der germanischen Elemente in Norditalien, des arabischen Einflusses auf Spanien, des romanischen und germanischen Einflusses auf Frankreich, der slavischen Elemente im östlichen niederdeutschen Gebiet und im Süden der untern Donau, ferner bezüglich der Germanen in Böhmen, der Kelten in der Schweiz und in Österreich, der schwedischen Bevölkerung in Finland, der Kelten im magyarisches-türkischen Gebiete, der Griechen u. s. w. Sollten nun gewisse irische Gelehrte mit ihrer auf vergleichende Philologie und Ethnographie gestützten Ansicht Recht haben, daß die arischen Ureuropäer nur in drei Haupttrassen, Kelten, Germanen und Slaven — zu teilen wären, sowie daß Italien im Grunde ein keltisches Land sei und das Lateinische und Irische ursprünglich Schwesterdialekte einer keltischen Ursprache wären, von der

man noch alte Überbleibsel im Etruskischen nachweisen kann, so haben wir es in Wirklichkeit hauptsächlich nur mit einem ethnographisch gemischten keltogermanischen Süd- und Westeuropa und einem mehr geographisch als ethnographisch gemischten slavo-ugro-altäischen Osteuropa zu thun. Die Slaven, soweit sie unvermischt vorkommen, sind danach als reine Europäer und Bettern der Germanen, die ugro-altäischen Lappen, Finnen, Magyaren und Türken als Asiaten anzusehen.

Im modernen Westeuropa ist die Kultur in der Hauptsache französisch-deutsch-englisch. Nun fragt es sich, welche gegenseitige Rollen die beiden ethnographischen Grundelemente, die Kelten und die Germanen, bei dieser westeuropäischen Kultur Mischung gespielt haben, noch spielen und in Zukunft spielen werden.

Kelten und Germanen sind in so vielen Beziehungen gegenseitige Kontraste und Komplemente, daß diese Frage ein tiefes Interesse für den haben muß, der sich die Entwicklungstendenzen der westeuropäischen Kultur zum Gegenstande der Kritik gemacht hat. Wir leben in einer kommerziell materialistischen, chauvinistisch politisierenden und „militarisierenden“, von einer flachen, parteibeschränkten Zeitungslitteratur beherrschten Zeit, in der die Wissenschaft sich dem philosophischen Denken allzu sehr entfremdet hat und die Kunst als eine Außendekoration des Gesellschaftsgebäudes, statt als ein Grundpfeiler desselben, behandelt wird. Was das Verhältnis der Religion zu unsrer Kultur angeht, so ist dieses nicht nur zu einem Problem (was bereits recht bedenklich ist), sondern geradezu zu einem Skeletton at the feast geworden, das man in sog. vorgeschrittneren Kreisen gar nicht ernst genug nehmen will.

Nun gut. Als lebende und mitwirkende Faktoren in dieser verworrenen Kulturlage haben wir mit zwei ethnographischen Hauptfaktoren, den Kelten und den Germanen zu rechnen. Deren allgemeine Lebensgesichtspunkte stehen weit voneinander ab. Auch ihre Lebenswerte sehen sehr verschieden aus. Für die Kulturverhältnisse der Zukunft wird es also entscheidend sein, ob es dem modernen Kelten oder dem modernen Germanen vorzugsweise gelingt, ihnen seinen Stempel aufzuprägen. Der erstere hat

mehr Leichtigkeit und artistische Anmut, doch auch mehr Weichheit und Oberflächlichkeit in seinem Wesen, der letztere mehr Schwere und kunstfeindliche Plumpheit, aber auch mehr Festigkeit und Gründlichkeit.

Auf ökonomischem Gebiete entwickelt der Kelte mehr Vernunft und gesünderen Instinkt als der Germane, denn er läßt sich nicht wie dieser in blinder Arbeits- und Anhäufungswut von der wirtschaftlichen (d. h. großindustriellen) Entwicklung nach Belieben mit fortreißen. Die germanischen Engländer quälen sich millionenweise in häßlichen, ungesunden, überfüllten Fabrikbezirken ab und erzeugen selbst einen immer geringer werdenden Teil ihrer Nahrungsmittel. Die keltischen Franzosen dagegen sind kluger Weise ein Ackerbauvolk geblieben und haben angefangen, la petite culture zu einer schönen Kunst zu verwandeln. Vergleicht man die Lebensverhältnisse der Hauptmenge des französischen Volks, d. h. der französischen Bauern, mit dem der Mehrzahl des englischen Volks, des Fabrikproletariats, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß England zu kurz wegkommt. Es liegt im französischen Charakter, hart zu arbeiten, um gut zu leben, und im englischen, schlecht zu leben, um gut zu arbeiten. Das erstere hat einen Sinn, das letztere nicht, denn keine Arbeit kann als gut angesehen werden (welche Menge materiell nützlicher Dinge sie auch hervorbringt), wenn sie nicht direkt zur Ermöglichung eines Lebens, das als ein gutes gelten darf, geeignet und bestimmt ist.

In der Politik dagegen ist der Kelte weit mehr unbesonnen, launig und entbehrt der äußern Würde mehr als der Germane. Ich möchte aber dahingestellt sein lassen, inwieweit das ein Beweis ungesunden Instinkts ist, und nicht vielmehr andeutet, daß es dem lebhaften, skeptischen Kelten leichter wurde, den modernen, politischen Humbug zu prüfen und zu durchschauen, als dem trägeren, mehr gutgläubigen Germanen. Daß man in unehrerbietiger Weise eine Narrenkappe schwingt, braucht doch noch nicht zu beweisen, daß man selbst närrisch ist, sondern nur, daß man mit dem Plane umgeht, die Narrenkappe (die zuweilen eine Zwangsjacke ist) gegen ein vernünftigeres und heilsameres Bekleidungsstück umzutauschen.

Was Religion und Ethik betrifft, sind die Unterschiede zwischen Kelten

und Germanen groß und bedeutsam. Für den Moralphychologen ist das keltische (d. h. „römische“) Christentum etwas ganz andres als das germanische (d. h. „reformierte“). Mit ihrem stimmungsvollen, in Klöstern organisierten und privilegierten Leben, ihrer großartigen, auf demokratischem Urwahlprinzip gegründeten Hierarchie, ihrem, den Schönheitsfümm berücksichtigenden Gottesdienste, ihrer Ohrenbeichte, ihrer erdrückenden Priester- und Kirchenauktoritat in geistlichen Dingen ist die römische Kirche in Italien, Spanien, Frankreich, Belgien und in einzelnen hochdeutschen und slavischen Gebieten der Ausdruck einer ganz andern religiösen Seelenstimmung, als deren trockne, einseitig praktische und rationalistische, schonheitsfeindliche Negationen in der englischen, schottischen, holländischen, hoch- und niederdeutschen und skandinavischen Kirche, deren größte, weltgeschichtliche Bedeutung darin liegt, daß sie die individuelle (nicht vor Menschen, sondern nur „vor Gott allein“ verantwortliche) Laienvernunft zur höchsten religiösen Auktorität erhoben hat. Von jeder reformerischen Spaltung kann man sagen, daß sie von einer Laienrevolte in religiösen Gewissensfragen ausgegangen ist. Die „Gläubigen“ folgen dann der neuen, selbst proklamierten Auktorität . . . sie mag nun Luther oder General Booth heißen, und begründen eine neue Religion oder eine neue Sekte.

Von analoger Art ist der Unterschied im ethischen Wesen des Kelten und des Germanen. Der Asketismus ist ja urchristlich, er ist in der römischen Kirche aber eingeschränkt, geregelt und pittoresk gestaltet worden. Der Puritanismus . . . die Moral als Ausdruck für eine düstre, graue, freunden- und schonheitsfeindliche Lebensanschauung . . . ist eine germanische, speziell englisch-schottische Erfindung. Es scheint fast, als ob die Engländer und Schotten des 17., 18. und 19. Jahrhunderts es für notwendig angesehen hatzen, ihre Lebenslust herabzudrücken, um moralisch zu werden, und daß sie deshalb die spezifisch deprimierende Form christlichen Religionslebens schufen, dessen nicht formulierter Grundsatz zu lauten scheint: „Nur die traurigen und grauen Seelen sollen einst in das Reich Gottes eingehen.“ Nach dieser Formel der britischen Germanen würde der niederdeutsche Germane Luther mit seinem „Wein, Weib und Gesang“ schon auf

dem „breiten Wege“ (nämlich: der Sünde) wandeln. Luther gilt daher unter den modernen Briten auch nicht als Prophet. Vollends zu dem lebensfreudigen, farbenreichen Katholizismus im keltischen Irland bildet jene puritanische Form des germanischen Christentums den denkbar schärfsten Gegensatz.

Aus diesem und ähnlichen Gesichtspunkten ist es folglich von Interesse, den gegenseitigen Verhältnissen zwischen den keltischen und germanischen Stämmen Europas in historischen Zeiten nachzuspüren, teils um die jetzige Kulturmischung im westlichen und südlichen Europa besser zu verstehen, und teils um Schlüsse auf die wahrscheinlichen zukünftigen Verhältnisse ziehen zu können. Die frühe Geschichte der Germanen ist ziemlich gründlich erforscht, die der Kelten, vorzüglich der irischen und britischen Kelten, dagegen noch recht in Dunkel gehüllt. Die Ursache dieses Mißverhältnisses dürfte hauptsächlich darin liegen, daß die unvergleichlich wichtigsten Quellen für die frühzeitige Geschichte der Kelten, die zahlreichen altirischen Handschriften mythologischen und historischen Inhalts, zum größten Teil noch ungelesen, ja fast unbekannt daliegen. Erst kürzlich ist man dahin gelangt, die Bearbeitung eines Katalogs über sämtliche altirische Handschriften in Dublin und anderwärts in die Hand zu nehmen. Das Britische Museum in London hat es sich angelegen sein lassen, daß diese Arbeit ausgeführt wird.

Kenner behaupten, daß die altkeltische Litteratur nicht nur weit älter und reicher als die altgermanische, sondern auch für eine richtige Auffassung von deren späterer und früherer Entwicklung von sehr wesentlicher Bedeutung sei. Ist die ältere Edda im Grunde eine Frucht germanischer oder keltischer Phantasie, und, wenn sie eine gemischte wäre, was ist daran keltisch und was germanisch? Schon eine so fundamentale Frage bezw. der Auffassung des Seelentypus der Vorfahren der Skandinaven, dürfte nicht eher, als bis man die altirischen Urkunden besser kennen gelernt hat, vollständig beantwortet werden können. Die gleiche Unsicherheit scheint bezüglich der Frage nach dem Ursprunge des eigentümlichen Ausschmückungsstils der Waffen und Schmuckstücke aus dem skandinavischen Bronzealter zu herrschen. In Irlands großartigen Sammlungen unerforschter historischer Dokumente liegt vielleicht die Antwort auf diese und manche andre, für die frühzeitige Kulturgeschichte

Westeuropas wichtige Frage. Durch Verhinderung des Entstehens einer nationalen Geschichtsforschung in Irland hat die politische und soziale Untersuchung unter das germanisierte Großbritannien (das von Germanen dreimal eroberte Keltensland) der Forschung in der Urgeschichte Europas schweren, wenn auch nicht unheilbaren Abbruch gethan.

Das Wort „Kelttoi“ wird zum erstenmal von den Griechen, 600 v. Chr., zur Bezeichnung der „Barbaren“ gebraucht, die sie bei ihrer Kolonie Massilia (Marseille) antrafen. Die verwandten „Barbaren“ in Spanien um den Ebro wurden iberische Kelten genannt. Die Römer bezeichneten die mit diesen verwandten Stämme, die sie im Süden und im Norden der Alpen fanden, erst als Gallier, später aber, nach griechischem Beispiele, als Kelten. Jahrhunderte lang vor unsrer Zeitrechnung siedelten keltische Stämme auf den britischen Inseln, sowie westlich vom Rhein und südlich von der Donau bis hinunter zur Balkanhalbinsel. Nördlich von der Donau waren Böhmen und Mähren zuerst keltisch, dann germanisch und schließlich slavisch. In der Schweiz und in Tirol haben wir Mischungen von Germanen und Kelten, in Ungarn solche von Hunnen und Magyaren mit Kelten, in den Balkanstaaten Mischungen von Slaven und Türken mit Kelten. Die römische Eroberung der keltischen Stämme machten sie für immer zu Romano-Kelten in Belgien, Frankreich, Spanien, Norditalien, gewissen Teilen der Alpen und in den Donau-Balkangegenden. In Spanien vermischten sich die Romano-Kelten teilweise mit Arabern. Die früheste germanische („angelsächsische“) Eroberung Großbritanniens machte dieses Land, außer in den westlichen und nördlichen Gebirgsgegenden, zuerst germano-keltisch. An die alte Sage, daß die Angeln die keltischen Urbewohner in dem ganzen großen Niederlande sofort ausgerottet hätten, glaubt man nämlich nicht mehr. Irland wurde von der zweiten (der dänischen) und Wales, wie Irland und Schottland seiner Zeit von der dritten (der normannischen) Eroberung berührt; das hatte aber lange Zeit keine nennenswerte Rassenmischung zur Folge, und diese Gebiete blieben also, allein in ganz Europa, fast rein keltisch . . . eine Thatsache, die ihnen für den modernen Forscher ein spezielles ethnographisches und kulturpsychologisches Interesse verleiht.

Auf diese Weise sind im heutigen Westeuropa sechs rein keltische Dialekte, der irische, schottisch-gaelische, manxische, wallisische, kornische und der armorische (die Ursprache in der Bretagne) erhalten geblieben. Von diesen ist das Irische mit dem Lateinischen am meisten von allen verwandt und gleichzeitig die große Litteratursprache. Ein Forscher in keltischer Philologie (T. de Courcy Atkins in dem hier benutzten Werke „The Kelt or Gael“) hat nachzuweisen versucht, daß das moderne Englisch thatsächlich sehr bedeutende keltische Elemente enthalte, und hat ein interessantes vergleichendes Wörterbuch zusammengestellt, dem ich hier einige Beispiele entnehme, die die Verwandtschaft zwischen lateinischen, irischen und englischen Wörtern erkennen lassen. Lateinisch animal, irisch ainmhídh, englisch animal (Tier); lateinisch bos, irisch bo, englisch ox (Ochse); lateinisch caballus, irisch capull, englisch horse (Pferd); lateinisch caseus, irisch caise, englisch cheese (Käse); lateinisch debilis, irisch diblídh, englisch debilitated (geschwächt); lateinisch decus, honor, irisch onoir, englisch honour (Ehre); lateinisch diluvium, irisch dile, englisch deluge (Überschwemmung); lateinisch dies, irisch dia, englisch day (Tag); lateinisch fidelitas, irisch feidil, dileas, englisch fidelity (Treue); lateinisch fortuna, irisch fortan, englisch fortune (Glück, glücklicher Zufall); lateinisch granum, irisch grān, englisch grain (Getreidekorn); lateinisch gratia, irisch grās, englisch grace (Gnade); lateinisch insula, irisch ilan, innis, englisch island (Insel); lateinisch lac, irisch lacht, englisch milk (Milch); lateinisch mater, irisch mathair, englisch mother (Mutter); lateinisch matutinus, irisch maduinn, englisch matutinal (frühzeitig); lateinisch nona, irisch noin, englisch noon (Mittag); lateinisch populus, irisch popull, englisch people (Volk); lateinisch sagitta, irisch saighead, englisch arrow (Pfeil); lateinisch spongia, irisch sponc, englisch sponge (Schwamm); lateinisch terra, irisch tír, tellus, englisch earth (Land, Erde); lateinisch turris, irisch tur, englisch tower (Turm); lateinisch unguis, irisch ionga, englisch nail (Nagel, Fingernagel) u. s. w. u. s. w. — Ein Teil englischer Fürwörter, wie he, she, our und your sind ebenfalls keltisch.

Der Schlußsatz unsres irischen Philologen lautet, daß die Sprache in

Irland — dem einzigen keltischen Lande, das nicht von den Römern besetzt wurde — mit dem Lateinischen näher als jeder andre keltische Dialekt verwandt ist, und daß das Englische einen großen Teil mit dem Lateinischen verwandter Wörter enthält, die es nicht aus dem Lateinischen, sondern aus dem ursprünglichen keltischen Dialekt des Landes herübernahm. Eine Untersuchung der Stellung des Lateins zu den vielen ältern und jüngern Dialekten in Italien führt zu dem weitern Schlusse, daß diese Dialekte (und das Latein als eines derselben), wie das Irische und dessen nordische Geschwister, Varianten der keltischen Ursprache waren. Im Griechischen glaubt man einen urkeltischen Dialekt, stark vermischt mit einer, ihrer genealogischen Stellung nach unbekanntem, nicht-arischen (?) Sprache zu erkennen.

Alle diese Vermutungen, Zusammenstellungen und Schlußfolgerungen meines keltomanischen Philologen gebe ich für das, was sie im Auge des Spezialisten wert sein mögen. Ist mein Gewährsmann auf richtiger Fährte, so dürften irische Sprache und Litteratur für Philologen und Geschichtsforscher auf westeuropäischem Gebiete dereinst noch von sehr großer Bedeutung werden.

Leider kann der Zeitpunkt nicht mehr allzu fern sein, wo die keltischen Dialekte in der britischen Monarchie eine lebende Sprache zu sein aufhören. Die Zugehörigen der 4704750 Bewohner Irlands, die noch 1891 allein irisch sprachen, beliefen sich nur auf 38197 (oder 0,81 Prozent) gegen 64067 (oder 1,24 Prozent) 1881. Von denen, die sowohl irisch als auch englisch sprechen konnten (das Irische wahrscheinlich oft von zweifelhafter Dualität), gab es 1891 noch 642053, gegen 885765 im Jahre 1881. Die keltischen Sprachziffern sinken also von Jahrzehnt zu Jahrzehnt.

Für die irischen Kelten ist unser Jahrhundert eine der tragischsten Perioden in einer Jahrtausende langen Geschichte gewesen. Sie hatten ihre Heldenzeit — die Krone einer langen und stürmischen nationalen Entwicklung — im 3. und 4. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. In der Mitte des 5. Jahrhunderts verbreitete sich das Christentum im Lande, und während der folgenden drei oder vier Jahrhunderte war die keltische Kirche in Irland — Dank dem glühenden Glaubenseifer und der außerordentlichen Gelehr-

samkeit seiner Mönche und Geistlichen — eine der hervorragendsten in der Christenheit. Die Irländer bildeten damals einen hochbedeutenden Faktor in der europäischen Kulturarbeit. Mit dem angelsächsischen Einfall in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts beginnt der Kampf gegen die Engländer, der nach und nach die besten Kräfte der irischen Kelten aufzehrt . . . und der auch heute noch nicht beigelegt ist. Während dieses siebenhundertjährigen Kampfes haben die Iren die Kulturreizung ihrer Nation, durch individuelles Eingreifen in den Entwicklungsgang der englischen Kultur, in die Annalen der Geschichte eingegraben, und diese Form „keltischer Empörung“ tritt im englischen Leben mit jedem Jahre mehr und mehr hervor. Die puritanische Scheinheiligkeit und der krasse Handels-Materialismus des englischen Germanen fängt endlich an, einer mehr allgemein-menschlichen Weltanschauung zu weichen, in welcher keltische Lebensfreudigkeit, Idealismus und Skeptizismus unentbehrliche Bestandteile bilden.



Verbesserungen.

Seite 13,	Zeile 1	von unten,	lies: Rücksicht statt Vorzicht;
" 19	" 7	" "	" vulgärisiert statt popularisiert;
" 26	" 5	" "	" zweifelhafte statt eingebildeten;
" 29	" 9	" "	" 4. 7. (zölligen) statt 4., 7.;
" 33	" 7	" oben,	" (auf das) materielle Vereichern statt auf das Materielle gerichteten und c.;
" 33	" 8	" "	" errichteten statt erstrebten;
" 38	" 14	" "	" 18 Schilling 1 Penny statt 18 Schilling;
" 42	" 5	" unten,	" drei statt zwei;
" 45	" 14	" oben,	" Gaunt statt Gent;
" 50	" 3	" "	" Höfen statt Höhen;
" 57	" 1	" unten,	" schalte ein: (ein) volkswirtschaftlicher (Entdeckungsbreisenber);
" 58	" 2	" "	lies: grell statt häßlich;
" 61	" 9	" oben,	" freiche: sozialistische;
" 62	" 5	" "	lies: umzuwerfen drohte statt verwarf;
" 62	" 5	" unten,	" der der Mehrzahl (ihrer Wahlmänner) statt der (ihrer);
" 62	" 4	" "	" einige der statt die;
" 63	" 11	" oben,	" schalte ein: (Arena) Englands;
" 63	" 14	" "	" " (ist) besonders in England (dafür gesorgt);
" 64	" 11	" "	" " (seine) jährliche (Produktion);
" 64	" 12/13	von unten,	muß es heißen: (das die Grubenarbeiter Northumberland's wiederholt Abstimmungen über den etwaigen Anschluß an den nationalen Grubenarbeiterverband abgehalten haben;
" 64	" 1	von unten,	lies: (pure) and (simple) statt et;
" 65	" 4	" oben,	" während einiger Tage statt am Tage darauf;
" 65	" 5	" unten,	" schalte ein: (sogar) zum Teil (verloren);
" 65	" 3	" "	lies: unfrigen statt eurigen;
" 68	" 4	" "	" umgebenen statt unterbrochenen;
" 71	" 11	" oben,	" schalte ein: (beuten) gar nicht (barausfün);
" 73	" 5	" unten,	" " (Hebelstange) der Pumpmaschine;
" 74	" 6	" oben,	lies: kennen statt anerkennen;
" 76	" 16	" unten,	" schalte ein: (freilich) bei den Engländern;
" 78	" 16	" oben,	" freiche: nur;
" 79	" 5	" "	lies: 56 000 statt 5600;
" 81	" 16	" "	" gebilligt statt beurteilt;
" 87	" 7	" unten,	" Leib statt Leichnam;
" 88	" 1	" oben,	" schalte ein: (gewaltige) horizontale;
" 101	" 6	" unten,	lies: letzten Jahre (1885), statt letzten Jahre (1895);
" 107	" 16	" oben,	freiche: des Restes;
" 113	" 12	" unten,	lies: Voraussetzung statt Forderung;
" 123	" 5	" oben,	" Erscheinungen statt Ursachen;
" 131	" 3/4	" unten,	" (das Kapitalkonto in) die zu verwickeln;
" 132	" 6	" "	" einen statt keinen;
" 133	" 4	" oben,	" Fabrikanten statt Fabriken;
" 133	" 15	" unten,	" Geldgier statt Geldpapier;
" 137	" 12	" oben,	" Zwirnen " Spinnen;
" 139	" 4	" "	" Ticks statt Thicks;
" 139	" 11	" "	" 63 000 statt 6000;
" 151	" 13	" "	" Klaffischen statt plastischen;
" 153	" 2	" unten,	" an (der) Merseymündung statt in (der) Merseymündung;
" 154	" 7	" "	" 65,5 Fuß (19,8 Meter);
" 155	" 13	" "	" größer als die größte (von Gizeh), statt höher als die von Gizeh;
" 157	" 16	" "	" für das Standard statt für die Flagge;
" 158	" 8	" "	" auf statt aus.

Inhaltsverzeichnis.



Inhalt.

Vorwort des Verfassers.		Seite
I. Zwischen Kathedralen und Eisenwerken.		
1. Kapitel.	Wie eine lang geplante Entdeckungsreise endlich zustande kam	3
2. "	Zwischen Newcastle und Durham	10
3. "	Das malerische Durham	16
4. "	Armstrongsche Kanonen	21
5. "	Middleboroughs Eisenwerksgebiet	31
6. "	Die Kathedrale in Lincoln	40
II. Nordenglisches Grubeneben.		
7. Kapitel.	Ein Arbeiterfest im Kohlengebiet	55
8. "	Das Leben in den Grubenortschaften Northumberlands	67
9. "	In eine Kohlengrube hinunter	80
III. Im Lande der Textil-Industrien.		
10. Kapitel.	Shoddy und industrieller Idealismus. (Leeds und Huddersfield)	99
11. "	In den Baumwollfabriken von Lancashire	111
12. "	Die Börse in Manchester	141
13. "	Der Kanalweg zwischen Liverpool und Manchester	150
IV. „Auf schwarzer Erde.“		
14. Kapitel.	Der allgemeine Charakter des industriellen Englands	161
15. "	Die Metropolen der Metallveredlung (Birmingham, Wolverhampton, Stoke-upon-Trent und Sheffield)	172
16. "	Die Wunderwerke der Maschinentechnik (Nottingham und Leicester)	182
V. Im Lande Shakespeares und der mittelalterlichen Erinnerungen.		
17. Kapitel.	Stratford-upon-Avon	193
18. "	Die Feudalburgen in Warwick und Kenilworth und das uralte Chester	202
19. "	Oxford, „das stimmungsvolle“	212
20. "	Haddon Hall und Chatsworth House	235
21. "	In der Gegend von Lamb's End	245

VI. Die moderne Agrarfrage in England.		Seite
22. Kapitel.	Das großindustrielle Exportregime und die englische Landwirtschaft	257
23. " "	Ein Besuch auf den normannischen Inseln	282
VII. Ausflüge nach Schottland.		
24. Kapitel.	Edinburger Eindrücke mit Londoner Hintergrund . . .	301
25. " "	Die Kapelle in Roslyn und die Brücke über den Forth .	309
26. " "	Ein nordisches Wüstenland	319
27. " "	Über die Grampianberge nach Balmoral	329
28. " "	Wie schottische Wüsten von Menschenhand geschaffen wurden	335
VIII. Irländische Eindrücke.		
29. Kapitel.	Dublin und Cork	347
30. " "	Zu Fuß durch keltische Landschaften	358
31. " "	Kelten und Germanen. — Eine Schlußbetrachtung . . .	379
Verbesserungen		388
Inhaltsverzeichnis		389





4454